.II.19.
1-2.

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Funfzehnter Band.

Ein Stillleben.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Ein Stillleben.

Erinnerungen und Bekenntnisse

von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

LIOTHECA
TATIS
BENBERGENSIS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Inhalt.

Vorerinnerung.

Das gegenwärtige Buch, selbständig für sich, schließt sich doch an die Jugendgeschichte des Verfassers an: „Auch eine Jugend", die zugleich mit demselben in zweiter, verbesserter Auflage erscheint.

Dies ältere Büchlein konnte für einen kleinen Lebensroman gelten, der, ohne außerordentliche Begebenheiten und Verwickelungen, doch ein sehr eigenthümliches Jugendleben durch Orts- und Zeitverhältnisse führt, die der lebenden Generation bereits fremd geworden sind, dadurch aber ein culturhistorisches Interesse gewonnen haben. Als Lebensnovelle schließt auch die Jugendgeschichte, gleich andern Novellen, mit einer häuslichen Verbindung. Wenn aber sonst die Ehe den befriedigenden Schluß einer spannenden

Erzählung zu machen pflegt: so bildete dieselbe in dem kleinen Lebensromane den bedenklichsten Ausgangspunkt für die Zukunft des Verfassers.

Diese damalige Zukunft, wie sie nun sich durch ein halbes Jahrhundert entwickelt hat, macht den Inhalt des vorliegenden „Stillebens" aus, und der Verfasser glaubt eine Rechtfertigung für seine Mittheilungen darin zu finden, daß ein großer, gebildeter Kreis unsers lesenden Publikums die schriftstellerischen Leistungen, die er nach und nach dargeboten, mit einer für ihn erfreulichen Theilnahme aufgenommen hat.

Schon vor beinahe dreißig Jahren fand des Verfassers „Hohe Braut" die lebhafteste Gunst; die zehn Jahre jüngere „Regina" gewann sich die Herzen gerade der gebildeten Frauen; „William Shakspeare" ist von unsern genauesten Kennern des großen Dichters mit Beifall empfangen worden; „Die Clubisten in Mainz", kurz vor den Ereignissen des Frühjahrs 1848 erschienen, gehörten zu den wenigen Büchern, die in jenen stürmischen Tagen noch gelesen wurden, und jüngst hat „Georg Forster's Leben" selbst den greisen Alexander von Humboldt mehrere Nächte seiner letzten Lebenstage beschäftigt und zu höchst merkwürdigen Aeußerungen über Forster — „seinen Lehrer

und Freund“ aus der Zeit vor beinahe siebzig Jahren veranlaßt.

Ein anderer Theil des Publikums ist der politischen, wenn auch mehr in Gesinnung als in Thaten ausgesprochenen Richtung des Verfassers gefolgt, und vielleicht noch allgemeiner war die Aufmerksamkeit, die man den kirchlichen Kämpfen zuwendete, in die den Verfasser seine religiösen Ueberzeugungen geführt haben.

In welcher Weise nun, unter welchen Fügungen einer vergangenen Zeit diese verschiedenen Lebensfäden sich gerade aus jenem dunkeln, bedenklichen Abschluß der Jugendgeschichte entwickeln konnten, schien dem Verfasser als dasjenige

Was er irrte, was er strebte,
Was er litt und was er lebte,

zur Mittheilung an seine Wohlwollenden nicht ungeeignet, ja er glaubte es ihnen gerade um ihres Wohlwollens willen schuldig zu sein, weil eben aus diesen Mittheilungen sich das Mangelhafte der Leistungen erklärt, denen sie ihre nachsichtige Gunst geschenkt haben.

Auf eins rechnet der Verfasser nicht, — daß nämlich Anschauungen, Gesinnungen, Ueberzeugungen, wie sie einem solchen Stillleben angemessen sind, auf

unsere anspruchsvolle, verwöhnte und unbefriedigte Gegenwart irgendeinen guten Einfluß gewinnen könnten. Er weiß, wie schwer ein in tausend begehrlichen Dingen der Welt zerstreutes Herz sich auf die alte, entwerthete Weisheit besinnt, die der „unchristliche“ Seneca mit den Worten ausspricht:

Inaestimabile bonum est suum esse;

was Fontenelle fast wörtlich in seiner Sprache ausdrückt:

D'être bien avec soi, c'est le plus grand secret pour le bonheur.

Um aber über alle persönlichen Beweggründe des Verfassers für sein dargebotenes Buch hinaus seine Leser an die Bedeutung des Biographischen an sich und als Aufgabe eines Schriftstellers zu erinnern, folgen hier schließlich einige tiefgefaßte Aussprüche verschiedener ausgezeichneter Männer als

Worte der Weihe.

1.

In Wahrheit ist das Wesen des Menschenlebens wie der Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf daher, um erschöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffassung. Die Geschichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu ersetzen: ihr ist jede Gegenwart nur ein Bruchstück, welches ergänzt werden muß durch die Vergangenheit, deren Länge aber unendlich ist und an die sich wieder eine unendliche Zukunft schließt.

In Wahrheit hat nur der Lebenslauf jedes einzelnen Einheit, Zusammenhang und wahre Bedeutsamkeit: er ist als eine Belehrung anzusehen und der Sinn desselben ist ein moralischer. Nur die innern Vorgänge, sofern sie den Willen betreffen, haben wahre Realität und sind wirkliche Bege-

benheiten; weil der Wille allein das Ding an sich ist.

Arthur Schopenhauer.

2.

Warum trägt die Geschichte im allgemeinen so wenig bei, die Menschen weiser zu machen?

Antwort:

Weil sie zu allgemein ist für die ins Unendliche specificirten Lagen des Lebens; denn nur in diesen erkennt der Mensch sein Bildniß wieder. — —

H. M. Chalybäus.

3.

In der Ureigenthümlichkeit wurzelt die Bestimmung und das Recht des Vernunftwesens, daraus fließt der durch nichts ersetzbare Werth, den es für sich und andere seinem Leben zuschreibt. — —

Unmöglich ist es für den Menschen, die Tiefe des Weltplans, worin eine Stelle ihm zugemessen ist, zu ergründen; er suche aber sich selbst zu erforschen, und was er da Ursprünglicheigenes findet, wie es in

ihm als bestimmte lebendige Möglichkeit und Anforderung vorhanden ist, das halte er vergleichend an das reine Gesetz des Guten und des Lebens, um in Uebereinstimmung damit und in Gemäßheit der ihm beschiedenen Weltlage und Aussicht sein Werk als Antheil an dem Ganzen herzustellen.

F. W. Th. Schliephake.

4.

Die höchsten Erkenntnisse müssen eben erlebt werden. Die heiligsten Wahrheiten sind individuell: ihr Quellen im Leben, ihr Rieseln durch dasselbe ist subjectiv; wodurch sie aber auch etwas Lebendiges, für Gleichdenkende etwas Erweckendes, für Aehnlichgesinnte etwas Förderndes gewinnen.

K. G. Carus.

5.

Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und

wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.

Goethe.

Willst du unter tausend Welten
Dich im Kleinen etwas fühlen,
Im Bestreben etwas gelten:
Blicke nach den höchsten Zielen!

Hanau, 19. März 1861.

Heinrich Koenig.

I.

Meine ersten Federn.

Die Naturforscher haben in den Ursprüngen des organischen Lebens Erscheinungen oder Geschöpfe wahrgenommen, die den Beobachter in der Ungewißheit lassen, ob eine Pflanze oder ein Thier daraus werden will.

An diese Thatsache der Naturgeschichte muß ich mit Lächeln denken, wenn ich heute mich jener Zeit erinnere, da ich mit denselben Federn Actenstücke und kleine Gedichte schrieb, mein erster Amtsberuf und mein erstes poetisches Product auseinander hervorwuchsen, und beide nur zu unbedeutend waren, um die Welt mit dem Räthsel zu beschäftigen, ob ein großer Staatsmann oder ein berühmter Schriftsteller im Werke sei. In der That fanden keine Wetten darauf statt, und das war gut: denn sie wären nach beiden Seiten hin verloren worden.

Ich war mit zwanzig Jahren — ein Werdender, und nach Naturell und Herkunft nicht darauf gestellt,

etwas aus mir zu machen, sondern — mich eben werden zu lassen, was Gott und die Umstände wollten.

So war ich gerade zwanzig Jahre alt geworden*), als Karl von Dalberg, der Fürst-Primas des Rheinbundes, im Jahre 1810 das Fürstenthum Regensburg an Baiern abtrat, und dafür zu seinem übrigen Besitze Frankfurt, Aschaffenburg und Wetzlar, die unter französischer Administration stehenden Provinzen Hanau und Fulda erhielt.

Hier in meiner Vaterstadt hatte ich letzten Herbst das Lyceum mit guten Zeugnissen verlassen und stand an den Scheidewegen in meine Zukunft. Bis zu einer Universität, wäre es auch die nächste, Marburg oder Heidelberg, gewesen, reichte der Faden nicht, der in der Nähe- und Nährnadel der Mutter hing. Dem Kloster der Franciscaner auf dem nahen Frauenberge war ich schon früher glücklich entgangen, als es dem belobten Studenten die Pforte lockend aufgethan hatte. Dem jungen Burschen blieb also nichts übrig, als zu den Federn zu greifen, die — so gut sie auch in der Routine auswachsen — doch zu keinem hohen Flug im Staatsleben bestimmt sind. Er wurde Abschreiber und bekam zuerst unter der Ueberschrift „Procès verbal de prise de possession" einen Theil des Ueberlieferungsprotokolls jener Domänen abzuschreiben, die aus französischer Verwaltung an das neue Großherzogthum übergingen.

---

*) Vgl. H. Koenig, „Auch eine Jugend" (2. Aufl., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Dies Großherzogthum wurde inzwischen auf französischem Fuß organisirt, und die Stadt Fulda erhielt eine Mairie. Hier brauchten sie Aushülfe in der Kanzlei, und der junge Mensch wurde zum Hülfsschreiber gegen vierteljährige Gratificationen angenommen.

Der Großherzog und Erzbischof Karl hatte die neuen Provinzen unter harten Bedingungen erhalten. Die besten Domänen blieben zu Dotationen für Marschälle oder Verwandte Napoleon's (Prinzessin Pauline) vorbehalten. Die Anforderungen und Zumuthungen des Kaisers der Franzosen und der kriegerischen Zeit lasteten dabei schwer auf dem Lande und auf dem Staate, zumal die neuen Provinzen, langgestreckt mit zahlreichen Proviantorten, auf der Kriegsstraße nach Preußen und Rußland lagen. Es war ein wahrer Scharfsinn der Besteuerungskunst nöthig, um zur Aufbringung der erforderlichen Geldmittel die verschiedenen Glieder des Staatskörpers möglichst verhältnißmäßig in Anspruch zu nehmen.

Da trat ein fuldaischer Finanzrath, ein ausgezeichneter Kopf aus dem Bauernstande, mit dem Project einer Klassensteuer hervor und wurde mit der Ausführung beauftragt. Von ihm, in einer auf dem Stadthause gehaltenen Rede, hörte ich zum ersten male den beliebten Ausdruck: „Sein Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen." — Die Fuldaer liebten die Altäre, hörten aber nicht gern von darzubringenden Opfern. Sie faßten gegen den Klassensteuer-Improvisator, zumal er ein Landsmann war, den heimlichsten Ingrimm, der zuletzt während einer stürmischen Nacht in wirkliche Flammen

ausbrach, die das Gartenhäuschen des Finanzraths verzehrten.

Für mich selbst wäre beinahe eine Professur aus diesen Flammen entstanden.

Eines Abends ließ mich nämlich der Finanzrath Menz zu sich rufen und empfing mich aufs artigste. Er fragte nach meinen Verhältnissen, entdeckte an mir eine natürliche Wohlredenheit und bedauerte, daß mir die Mittel gefehlt hätten, mich zu einem wissenschaftlichen Beruf auszubilden. Dem ließe sich aber vielleicht noch abhelfen, meinte er. Der Großherzog, ein Beschützer guter Talente, wäre wol zu vermögen, mich zum Gymnasialprofessor mit Gehalt zu ernennen, in der Weise, daß ich vorher Universitätsstudien mache und später den vorgeschossenen Gehalt nach und nach der Staatskasse wieder abtrüge.

So angelegentlich hatte sich ein mir fremder Landsmann mit meiner Zukunft beschäftigt! — Als mich der Finanzrath gerührt davon bemerkte, rückte er mit seinem eigenen Anliegen hervor. Er wollte gehört haben, ich sei zufällig zur Kenntniß der Brandstiftung in seinem Garten gekommen, und bat mich, ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit auf die Spur derselben zu helfen.

Ich war erstaunt und betheuerte ihm, daß dies eine ganz falsche Nachricht und ich durchaus ohne Kenntniß und Vermuthung über dies Verbrechen sei. Der Finanzrath bedauerte nun, mich bemüht zu haben, und entließ mich.

So war's mit dem gelehrten Amte nichts! Denn so sehr mich auch Herr Menz zuerst für sich eingenommen

hatte, war ich doch nicht — mente captus genug, um nicht zu begreifen, daß meiner natürlichen Wohlredenheit, wenn sie auf einem Katheder laut werden sollte, doch das Feuer zu früh ausgegangen war.

Nach der eingeführten Klassensteuer kam man im Laufe des Jahres 1813 auch auf eine neue Organisation der indirecten Abgaben. Der Großherzog brachte in diesem Sommer, wie schon in frühern Jahren, mehrere Wochen im fuldaer Schlosse zu. Welk und verblichen, wie der sinnlich=geistreiche Fürst geworden war, setzte er sich mit erzbischöflichem Rücken in die verblaßten, brüchigen Plüschsessel der alten Fürstbischöfe zur Beunruhigung der Motten. Da lächelte er human, decretirte witzig und schenkte gutherzig, letzteres wie Menschen thun, die zu wenig besitzen, um es zu großen Zwecken zusammenzuhalten. Wirklich reichten seine fürstlichen Kräfte damals nicht so weit, als die Richtungen seiner fürstlichen Freigebigkeit, und die Unruhe seiner edeln Absichten, wie der Eigennutz seiner Umgebung, übereilten oft sein humanes Wohlwollen. Zu jenen Richtungen gehörten Wissenschaft, Kunst, Theater. Verständniß und Gunst dafür schien erblich in der Familie Dalberg. Fulda selbst hatte seine frühere Universität von dem gelehrten Fürstbischof Adolf aus dem Hause Dalberg erhalten, und der Primas, selbst Schriftsteller, hatte Schiller begünstigt und Jean Paul mit einer Pension geehrt.

Jetzt fehlte es ihm zu Gunstbethätigung auch in Fulda nicht an Gelegenheiten. Hier bildete sich eben ein geselliger Verein für dramatische Vorstellungen, Concerte, Bälle und gesellige Abende. Der Fürst stand Pathe bei

demselben, gab ihm den Namen „Verein der Musenfreunde“, und überließ der Gesellschaft den schönen Orangeriebau seines Hofgartens. Dies Gebäude, im italienischen Geschmack, nahe am obern Eingang des Gartens gelegen, bot alles, was die Gesellschaft zu ihrer Einrichtung an Räumen bedurfte. Der Mittelbau von der ganzen Höhe des Hauses, mit Marmorwänden und Deckengemälden, schied das Theater des einen Flügels von dem Concertballsale des andern. Hinter beiden reihten sich für Conversation und Restauration kleine Zimmer an. Nur die Mansarden über dem Saale waren vom Hofgärtner bewohnt; jene über dem Theater dienten zu Garderoben der Spielenden. Aber auch zur Ausstattung des Hauses fand sich Rath. Der Fürst schenkte der Gesellschaft eine Forderung der Staatskasse an den Grafen Montjoie in Hersfeld, einem in der Rhön gelegenen Städtchen, als der Schuldner bereit war, statt der ihm schwer fallenden tausend Gulden sein Privattheater zu überlassen. Nett gemalte Decorationen und eine artige Garderobe aus guten Stoffen langten aus jenem Gebirgsthale an und bildeten den Grundstock des Liebhabertheaters. Nun wurde fleißig gespielt. Die Leitung des Ganzen besorgte mit Einsicht und Eifer Baurath Coudray, der später nach Weimar übergegangen, zu Goethe's Hausfreunden gehörte.

Wenn der Fürst in Fulda residirte, kam er, so oft wir spielten, durch den Hofgarten herüber und nahm auf der Emporbühne einen Sessel ein. Hatten wir nicht doppelt Ursache, seinen Besuch als ein Fest zu feiern? Wir empfingen ihn mit einem Prolog, den der Erzähler

dieses verfaßt hatte und Frau Coudray sprach. Vom Theater aus hörten wir den alten Herrn, der etwas schwerhörig und in seiner unbefangenen Gemüthlichkeit laut zu denken pflegte, wenn er nach den Spielenden fragte: „Wie heißt das Fräulein? Wer ist ihr Vater?“ Oder: „Aha, dem Herrn N. N. seine Tochter. Sie spielt recht gut.“ — Und wenn das Parterre über einen Witz des Komikers in Lachen ausbrach, vernahmen wir die Frage: „Was hat er gesagt?“ Und das fürstliche Gelächter schallte wie ein Echo nach, — olympisch, wie in jener guten Zeit, da die Kurfürsten-Erzbischöfe auf ihren hohen Sitzen in Mainz, Trier und Köln einander lachen hörten.

Aber wie hätte am andern Morgen der gutherzige Fürst des frohen Abends gedenken können, ohne den Spielenden danken, der Prologdame ein Andenken, dem Poeten eine Anerkennung zustellen zu lassen! Der Schloßhauptmann Varicourt, Schweizer und Schwiegersohn des Ministers Albini, war der gewöhnliche Bote seiner humanen Gedanken. — „Der Großherzog ist sehr vergnügt über den Prolog, und — — — nun ja, der Apollon muß mal auch was haben!“ lächelte der stattliche Mann dem jungen noch amtlosen Verfasser zu, womit er ihm verstohlenerweise eine Rolle Brabänter in die Hand drückte. Im Namen Apollo's hatte ich mich zu verneigen. Ich war nur Subdiakon des Gottes, aber ich wußte, daß Priester im Namen ihres Gottes nie blöde sind, am wenigsten der Pontifex, und daß die Opfer für den Gott dem Hause des Priesters zum Segen gereichen. —

In jenem Sommer von 1813 war sein Finanzminister mitgekommen, der Graf Bentzel-Sternau. Dieser, ein hübscher, aristokratisch gemessener, aber dabei feurig lebhafter Mann, ein Sechsundvierziger, stand zugleich im vollen Glanze seines schriftstellerischen Ruhmes, der zuerst von seinem in den Jahren 1802—4 erschienenen Roman „Das goldene Kalb“ ausgegangen war. Er hatte mich, ich weiß nicht auf wessen Empfehlung, in sein wanderndes Bureau gezogen und fand, wenn er mit dem Fürsten das Theater besuchte, seinen Kanzlisten in verschiedenen Rollen und als den Verfasser der Prologe, mit denen wir auch in Abwesenheit des Großherzogs seine persönlichen Ehrentage feierten. So liegt eben noch das gedruckte Programm des Kotzebue'schen Schauspiels „Lohn der Wahrheit“ vor mir, welches wir am 7. Februar jenes Jahres zur Geburtsfeier des Fürsten aufführten. Ich finde meinen Namen für die Rolle des Secretärs Schwenzel und unter den Schlußgesängen bezeichnet, die der Cantor Henkel in Musik gesetzt hatte.

Diese augenblicklich so günstige Stellung suchte ich zu meinem Fortkommen zu benutzen. Der Minister gab mir Aussicht auf einen festen Platz in der neuen Administration der indirecten Abgaben, und hieß mich ein Gesuch um Anstellung bereit halten, das ich auf seinen rechtzeitigen Wink dem Großherzog an einem der wöchentlichen Audienztage persönlich zu übergeben hätte.

So kam es denn auch bald. Der fürstliche Prälat, damals neunundsechzig Jahre alt, empfing mich mit der etwas

schlotterigen Leutseligkeit und gutmüthig schalkhaften Heiterkeit, in der er sich gefiel oder gehen ließ. Er war ein Fürst, bei dessen Anblick auch ein seines Herkommens blöder junger Mensch doch die Aengstlichkeit des zum ersten male betretenen Vorzimmers gleich auf der Schwelle fallen ließ, über die ihm der Kammerdiener das Cabinet öffnete.

Die Erscheinung des freundlichen Fürsten ist mir noch lebhaft im Gedächtniß geblieben. Etwas von seiner Art sich zu geben und auszudrücken habe ich in meinen „Clubisten in Mainz“ dem Kurfürsten Erthal geliehen, und der hat es sich auch gefallen lassen und es bisjetzt behalten. Dies Bild der Erinnerung ist aber zu keinem Urtheil über den Mann berechtigt, der als Regent und Schriftsteller der Geschichte angehört, und als Mensch unser Gemüth besticht. Ich rufe daher lieber drei der berühmtesten seiner Zeitgenossen auf, die sich über ihn ausgesprochen haben.

Goethe, sechsthalb Jahre jünger als der Fürst, brachte im Frühjahr 1780 die ersten Maitage in Erfurt zu, wo Karl von Dalberg damals als Statthalter des kleinen zu Mainz gehörenden Staats residirte. An einem lustigen Abende beim Grafen Ley, dem Schwager Dalberg's, fand er unter den „niedlichen Misels“ auch den „Statthalter“ und schreibt an seine geliebte Freundin, Frau von Stein:

„Der Statthalter war vergnügt. Wir haben schon was rechts geschwätzt, für mich ist sein Umgang von viel Nutzen. Durch die Erzählungen aus seinem mannichfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus

dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu sehr nach und nach auf Einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Plane sind, fürchte ich doch, es geht einer nach dem andern zu scheitern. Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine beneidenswerthe Leichtigkeit."

Auch Schiller, der im Anfang seines bürgerlichen Ringens einmal große Hoffnungen für sich auf Dalberg's Beistand und Förderung gesetzt hatte, schreibt zehn Jahre später aus Erfurt, wo er seine Verlobte erwartete, über den Statthalter:

„Ein interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Zwar scheint er etwas Unstetes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen; aber seine Blicke sind hell, rasch und weit verbreitet, und dies macht ihn desto genießbarer im Gespräch."

Ein edles Wort von dem fürstlichen Manne hat Schiller in einem Briefe an Körner bewahrt. Dalberg sagte zu ihm, „er wisse nicht, wozu den Fürsten ihre Hülfsmittel nutzten, wenn sie sie nicht gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln".

Seine Denkungsart stimmte darin aufs schönste mit der Handlungsweise seines herzoglichen Nachbars Karl August in Weimar überein.

Und nun noch die Stimme eines Weltumseglers. Georg Forster, der im April 1788 von Göttingen nach

Mainz reiste, um sich dort nach einer Anstellung umzuthun, versäumte bei seinen Besuchen den Coadjutor — den vorerwähnten Regierungsnachfolger des Kurfürsten — nicht. An der Tafel desselben, in großer Gesellschaft, lernte er auch gleich an der lauten Unterhaltung und dem schallenden Gelächter der Gäste die rheinländische Prälatenlustigkeit kennen. Dalberg unterhielt sich lebhaft und mit Antheil über wissenschaftliche Dinge. Forster fand ihn — seinem Briefe nach — von gutem Aussehen, das nur durch einen widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgespannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte schien doch durch etwas Mistrauen im Blick zu verrathen, daß sie oft misbraucht worden.

Noch ein interessantes Wort findet sich von Kaiser Joseph in einem Schreiben aus Wien vom 13. Juli 1787 an Dalberg, den Coadjutor. Der Kaiser sagt in Betreff der Einheit Deutschlands:

„Zum ersten male sehe ich zu meinem größten Vergnügen ganz Deutschland auf Einem Punkt vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Parteien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brauseköpfe, der Intriguanten und Pedanten sind." — —

Glücklicherweise ist doch Deutschland bei dieser Einheit nicht stehen geblieben!

Es läßt sich denken, daß fünfundzwanzig Jahre später, da ich mit jugendlichen Augen zu ihm auffah, die faltigen Augenwinkel des alten Herrn sich nicht ausgeglättet hatten. Der Muskelzug um den Mund, der früher vielleicht ins Sinnliche spielte, hatte jetzt, wenn ich nicht irre, einen leisen, nur von Gutherzigkeit gemilderten Ausdruck von weltmüdem Spott angenommen. Hatte Dalberg ja doch die schlimmsten Tage, die über Deutschland gekommen waren, erleben müssen, an den Despoten gebunden, dem zu wehren oder sich von ihm loszumachen er gleich schwach und muthlos war. Daher das Jagen nach Witz in den fürstlichen Resolutionen, die zuweilen, ohne daß er es wollte, ein unglückliches Herz verletzten; daher die schlaffe Hand, die heut aus Wohlwollen wegen der schweren Zeit, morgen mit der salomonischen Empfindung, daß doch alles Lumperei sei, die so schwer zusammengebrachten Staatsgelder durch die Finger laufen ließ.

Ich selbst sollte in dem Viertelstündchen, während dessen ich vor dem erzbischöflichen Talar stand, eine freundliche, schalkhafte Aeußerung der fürstlichen Humanität erfahren.

Der Graf Bentzel hatte mir einige Tage vorher ein Bestallungsrescript für einen jungen Grafen Beust im Augenblicke dictirt, als er, zur fürstlichen Tafel gekleidet, im Zimmer hin und wieder schritt. Bemüht, ein solches von dem Fürsten zu unterzeichnendes Rescript auf dem guten Velin sauber auszuführen, blieb meine Feder immer weiter hinter den dictirten Worten zurück, ohne daß ich den Muth hatte, die Excellenz, der ich die Eile an=

merkte, in ihrer Hast anzuhalten. Ich suchte nur desto schneller nachzukommen, und so fiel natürlich die Currentschrift in der zweiten Hälfte gegen den zierlichen Anfang um so nachlässiger aus. Der Minister achtete dessen nicht; er faltete den Bogen ins Kreuz und eilte damit fort. Dem Fürsten aber mochte die Schrift aufgefallen sein, und im Moment, wo er mich entlassen wollte, sagte er in seinem schlaffen, gezogenen Ton: „Apropos! Nicht wahr, der Graf von Bentzel dictirt gar zu geschwind?“

Ich verstand ihn, lachte, habe aber vergessen, ob und was ich antwortete. Auch der Großherzog lachte laut und machte nickend seine entlassende Handbewegung.

Allerdings brachte es die vielgerühmte Humanität des vorigen Jahrhunderts in den höhern und besonders auch in den geistlichen Kreisen der Gesellschaft mit sich, daß man nicht selten auch fünf gerade sein ließ. Und mit der Parole: „Leben und leben lassen“, kam man oft genug dahin, sich selbst etwas mehr zu gönnen und andern nachzusehen, als eben recht und billig war. Doch rechtfertigt sich darum die Unduldsamkeit, die Heuchelei und Verfolgungssucht der Gegenwart durchaus nicht. Und diese herrschsüchtigen Bestrebungen eines Weltaugenblicks, wie solche sich die fühlende, forschende Menschheit mehr und mehr entfremden, werden den neuen Frühling nicht hindern, der die tausendblätterige Rose der Wahrheit mit einem desto reinern Dufte der Humanität entfalten wird.

Mein Gesuch ging dem Inspector Kaiser mit dem großherzoglichen Inscripte zu:

„Den Supplikanten, von dem ich viel Gutes gehört habe, auf der Competentenliste vorzumerken, indem ich geneigt bin, denselben bei der neuen Organisation der indirecten Abgaben anzustellen.

Karl, Großh."

Das Nächste wäre nun gewesen, mich dem Inspector, der mir die Abschrift dieser Resolution zugehen ließ, persönlich vorzustellen. Ich unterließ es; wie ich denn von Haus und Naturell aus alles dessen, was im gesellschaftlichen Verkehr sich schickt und was Lebensklugheit an die Hand gibt, zu meinem Schaden allzu lange unachtsam blieb. Ob es nun diese Versäumniß verschuldete, oder ob auch für den jungen Heinrich Koenig der bedenkliche Umstand, daß der Inspector Heinrich Kaiser hieß, mit dynastischer Politik in Betracht kam, kurz, ich war auf der Liste der Anzustellenden weggelassen.

Der inzwischen nach Frankfurt zurückgekehrte Minister sprach in einem Rescript an die Inspection seine Verwunderung darüber aus und forderte wegen meiner einen besondern Vorschlag.

Da fügte es sich, daß der zum Districtscontroleur für das Amt Burghaun Angetragene die Stelle eines Amtsactuars vorzog, und ich wurde nun in diese Lücke geschoben. Der Minister genehmigte es mit dem Vorbehalt, daß ich bei erster Vacatur eines bessern Dienstes in Vorschlag gebracht würde.

Der französische Ausdruck für einen Districtscontroleur bezeichnet zunächst das Unstete in den Verrichtungen

dieses Dienstes. Ein Controleur ambulant hatte die Einnahmeregister der Ortserheber zu revidiren und die monatlichen Abschlüsse zu machen, auf seinen Wanderungen aber auch die Einnahmequellen selbst und die reizbaren Unterschleife zu überwachen, ja wenn er recht eifrig sein wollte — zu belauern. Dafür war ihm ein Jahresgehalt von 250 Gulden nebst einem Procent von der rohen Einnahme zugebilligt.

Mit meinem Dienstantritte traf ich einen glücklichen Tag, der nur ominös endigte. Es war der 25. August, der Tag des heiligen Ludwig, als ich am Morgen, von Burghaun aus, mit dem dasigen Förster am Rentereisitze Langenschwarz eintraf und zur Namenstagsfeier der Frau Rentamtmännin mich alsbald mit einem Glückwunsch einführen konnte. Ich fand ein schon alterndes Paar an dem Rentmeister Bock und seiner Luise; er ein gelassener, gutmüthig lächelnder, etwas unstet blickender Mann mit einer haarigen Warze auf der Nase; sie eine kleine runde Frau, nach dem Gepräge einer der angesehensten Patricierfamilien in Fulda, mit dem Ausdruck von Verstand und Wohlwollen in den angenehmen Gesichtszügen. Ihre Familie, mit Einschluß des Bruders, der es zum frankfurter Staatsrath gebracht hatte, war früher, unter dem letzten Fürstbischofe, sehr innig mit der geistlichen Aristokratie gewesen, und sie selbst — ich weiß nicht wie — dazu gekommen, einem der Pröpste des Kapitels auf seinem ländlichen Sitze die Wirthschaft zu führen, bis die Säcularisation die Propsteien einzog. Nachher hatte der Amtmann Bock sie mit schöner Ausstattung geheirathet, ohne die Besorgniß, aus einer Propstei

eine allzu geistliche Frau zu bekommen. Beide hatten aus dieser späten Ehe nur einen heranwachsenden, etwas kränklichen Knaben.

Es war ein wohlhabendes, gastliches Haus, Eigenthum des Rentmeisters und dem alten verfallenden Schloß gegenübergelegen, in welchem Herr Bock eine Kapelle für die wenigen Katholiken des Orts und der Nachbarschaft eingerichtet hatte und einen Franciscanermönch, Pater Spiridion, für dieselbe unterhielt. Man lebte mit den Honoratioren des Orts und der Umgegend in geselligem Verkehr, und wie Frau Luise darin als treffliche Wirthin anregend mit Witz und Heiterkeit waltete, so wohlthätig und hülfreich erwies sie sich unter den protestantischen Einwohnern. Der Amtmann ließ sie walten und fand sich selbst bei ihrer liebenden Fürsorge gepflegt und in seinen Gewohnheiten gehätschelt.

Unter den Gratulanten, die zu Tische kamen, zeichnete sich das pfarrliche Ehepaar aus, der kleine, etwas feierliche Mann mit einem hübschen — was wir Studenten Porzellanköpfchen nannten, von seiner Gattin um Hals und Kopf überragt. Sie hatte schon einen Pfarrer zum Manne gehabt und überließ es andern, zu errathen, was eigentlich an ihr für den zweiten, kleinen, so anziehend gewesen war.

Ein anderes Paar älterer Leute, vom Ansehen der Frommen im Lande, gehörte durch Fabrikbetrieb in gewebten Stoffen zu den Angesehenen des Orts. Der mit mir gekommene Förster, ein junger, strotzender Mann, der heute der guten Bewirthung am lebhaftesten die Ehre erwies, machte einen rechten Gegensatz zu dem

stillen, contemplativen Pater, der vielmehr enthaltsam aussah, und dadurch, daß er sein Trinkwasser stark salzte, verrieth, wo es ihm fehlte.

Unter dem Abendtische dieses heißen Augusttages war es in den niedern überfüllten Stuben sehr schwül geworden; mir selbst war sehr heiß, als ich unerwartet hinausgerufen und mir von dem allzu eifrigen Erheber des Orts ein Accisedefraudant vorgeführt wurde. Der Mensch benahm sich ungebührlich, und zu meiner jugendlichen Empfindlichkeit kam noch von dem nahen waldigen Hügel herüber ein sehr frischer Nachtwind im Durchzuge der Hausthür. Ich kehrte mit eiskalter Stirn an den Tisch zurück, hielt mich aber leidlich, bis ich mit dem Förster unser Gastzimmer betrat. Hier steigerte sich mein Misbefinden bis zu einer Anwandelung von Ohnmacht. Ehe aber der Förster mit einer Magd, die er mit Essig oder irgendeiner Essenz herbeirief, zurückkehrte, hatte sich die Natur durch einen heftigen Schweiß geholfen; ich fühlte mich wie neugeboren und lachte den Eintretenden entgegen. Mein Aussehen muß sich aber nicht sogleich hergestellt haben, denn der Amtmännin war von der Magd berichtet worden, ich hätte ausgesehen — „be der Muistod“ — wie mausetodt. Wir lachten beim Morgenkaffee über diese sprachliche Construction, und ich erhielt nun mit dem Namen „der Muistod“ die Aufnahme und das Patent in die Vertraulichkeit des Hauses.

Von dieser Stunde an besaß ich die Gunst der Familie auf eine Reihe von Jahren. Ich wurde beim Abschied eingeladen, so oft der Dienst mich in meinen Amtsbezirk führen würde, das Haus als Absteigequartier

zu betrachten. Da sich nämlich augenblicklich am Amtsorte Burghaun, dem Mittelpunkte des Bezirks, keine passende Wohnung fand, und ich überdies auf eine bessere Stelle hoffte, versah ich das Amt vorerst von der Stadt aus. Langenschwarz liegt am westlichen Ende des Bezirks, und ich hatte dahin eine kleine Reise über den breiten Schildwald zu machen, der sich zwischen dem Bezirk von Fulda und von Burghaun hinzieht. Doch wanderte ich auf jugendlichen Füßen rasch und rüstig, wenn auch dabei von dem gastlichen Haus in Langenschwarz mehr als von meinem ungeeigneten Dienst angezogen.

Zwar der Controleur war mir ganz recht und die Wanderungen von Ort zu Ort, um die monatlichen Kassenabschlüsse zu machen, nicht unangenehm. Es ist ein anmuthiger, von sanften Waldhöhen durchsetzter Landstrich. Die Natur, so schön sie auch meine Vaterstadt vom Wiesenthale der Fulda zum reizenden Zuge des Rhöngebirges hinauf umgibt, hatte den zerstreuten jungen Menschen doch nie sehr eingenommen. Wenn dennoch die Leser meiner spätern Schriften die hier und da geglückten kleinen Naturgemälde gelobt haben, so bin ich die Innigkeit der Naturbetrachtung, worin ich in spätern Jahren für mich selbst soviel Glück gefunden habe, vielleicht doch jenen Wanderungen, als ein Emolument meines so gering besoldeten Dienstes, schuldig geworden.

Auf den einsamen Pfaden, durch Thal und Wald, in den wechselnden Monaten des Jahres, zog die Natur mich wärmer an sich, beschäftigte meine frischen Sinne,

meine erregbare Phantasie mit ihren ebenso wechselnden Erscheinungen, und gönnte mir die langen Stunden des Wanderns dazu, die Stimmungen der Seele, in die sie mich versetzte, ruhig austönen zu lassen. Eine poetische Stimmung überkam mich, begleitete mich, weniger mit dem Drang, sich in Vers und Reim auszudrücken, als mit Ahnungen menschlicher Leidenschaften und Schicksale, einer Welt, die mir dazumal noch in tiefer Dämmerung lag.

Aber welchen Mißklang gab es, wenn das Klappern einer versteckten Mühle oder ein ausgehängtes Wirthshausschild mich plötzlich an den Accisvisitator erinnerte! Dort sollte ich nachsehen, ob das eingebrachte Mahlgut die Quittungen über die bezahlte Accise am Hals der Fruchtsäcke trug; hier im Keller untersuchen, ob die lagernden Fässer sich mit den richtigen Papieren legitimiren konnten. Ich sollte mein glattes, zwanzigjähriges Gesicht gegen die verdrossenen, unwilligen Mienen der Müllers- und Wirthsleute, der Mahl- und Zechgäste mit drohender Amtsautorität rüsten, ihren stechenden Blicken verbergen, daß es mir selber so bang wie ihnen war, einen Unterschleif zu entdecken und zur Bestrafung bringen zu müssen. Denn eine Abgabe von den ersten Lebensmitteln, die von den Durchmärschen der Kriegszeit mit verzehrt wurden, erschien mir als eine entsetzliche Grausamkeit. Glücklicherweise für den Widerspruch zwischen Pflicht und Ueberzeugung war ich mit den Schlupfwinkeln der Defraudation unbekannt genug, um ohne Scrupel seelenvergnügt zu sein, daß ich nichts fand und nur meine Unerfahrenheit mit dem Ausfall

an dem Procent der rohen Einnahme zu büßen hatte. Denn eine einträgliche Sympathie waltete nun einmal zwischen einer rohen Visitation und dem rohen Einkommen.

Zum Ersatze dessen, was mir zu einem tüchtigen Keller- und Mühlenvisitator, zu einem pfiffigen Aufspürer von Unterschleifen und glücklichen Jäger auf Strafantheile abging, war mir etwas verliehen, was mir, bei gerade nicht sehr gewinnendem Aeußern, die Gunst und das Wohlwollen guter und freundlicher Menschen sehr bald erwarb — eine große Heiterkeit des Gemüths und die argloseste Unbefangenheit, mich zu geben und die Menschen zu nehmen — ein Stoff, möcht' ich sagen, der sich auch mit Jahren und Erlebnissen nicht ganz abgetragen hat. Diese Unbefangenheit vertrug sich ganz gut damit, daß ich doch auch geneigt war, die Menschen in ihrem Thun und Lassen zu beobachten, indem ich gar wohl empfand, was mir bei mangelhafter Erziehung fehlte, wo ich zu lernen, was ich mir aus gebildeten Kreisen anzueignen hätte. Aber es gibt eine Grundanlage oder Verfassung des Gemüths, die uns im Gefühl unserer eigenen Mängel doch nicht zu ängstlich — mit der Einsicht in die Schwächen anderer doch nicht mistrauisch werden läßt, und uns unbewußt dazu treibt, diese Unebenheiten in und außer uns gerade durch Unbefangenheit im Thun und Lassen auszugleichen. Vielleicht war auch etwas von dem „Leben und Lebenlassen“ des achtzehnten Jahrhunderts dem Sohne des letzten Jahrzehnds desselben eingeboren.

Wäre eine solche Stimmung der Seele wenigstens

eine glückliche zu nennen, so durfte ich ihrer froh sein. Ach! und eine gesunde Jugend, eine früh genug durch Entbehren all der Anhängsel und Nebendinge des Lebens zu innerer Kraft gekommene Jugend — was vermag sie nicht!

Wenn ich heut in behaglicher Umgebung, unter liebevollen Menschen, an jene schwere Zeit vor der Leipziger Schlacht, bei meinem Einkommen von 250 Gulden, unter dem Druck meiner Häuslichkeit in solcher Weltlage zurückdenke, so rührt es mich in tiefster Seele, daß man in sich selbst so heiter, lebensfrisch und glücklich sein kann, und das erhabene Wort der Schrift: „In euch selbst ist das Himmelreich!" hebt unsern Geist über all den Wahn und Wust einer verworrenen, zerstreuten, unbefriedigt satten Gegenwart hinaus.

Allerdings blieben auch auf meinen einsamen Wanderungen wehmüthige Heimerinnerungen, sorgenvolle Blicke in die Zukunft nicht aus; aber sie kamen wie in den kurzen Mainächten jene leisen Regenschauer, die nur das junge Grün des Frühlings, die Farben der Blüten in frischern Glanz setzen und dem Halm des Brotkorns eine kraftvollere Aehre schenken.

Ein solcher Schimmer von Fröhlichkeit verbreitete sich durch die Stuben der Familie Bock, so oft ich unerwartet eintrat mit dem Ränzchen, das für mehrere Tage des Aufenthalts die kleinen Kleidungsstücke enthielt. Und was hatte ich da nicht zu erzählen aus dem Leben und Treiben der Stadt oder vom Liebhabertheater, das mich damals ganz erfüllte und auf welchem eine schöne Nichte der Amtmännin mitspielte! Selbst der alte Großonkel

der Familie, der im achtzigsten Jahre stand, ein längst ausgedienter Priester, kam aus der Einsiedelei seines Gartenzimmers herbeigeschlarft und fragte wie immer wieder nach den Familien, mit denen er jung gewesen und die schon ausgestorben waren.

Aber ich pflegte nicht blos zu erzählen: ich hatte die Unart oder die Lebhaftigkeit, erzählend darzustellen und die Rollen des jüngst aufgeführten Stücks noch einmal durchzuspielen. Neuere Anekdoten hatte ich stets alle Taschen voll und für die alten brachte ich im Ränzchen neue bunte Jäckchen mit. Mit muntern Einfällen und heitern Repliken war meine vieles entbehrende Jugend gesegnet, und die Wortwitze gereichen ja heute noch meinen Recensenten zum Verdruß.

Doch mit alledem wußte ich mich zu bescheiden, sobald die L'Hombrekarte der Vesperstunde aufgelegt wurde, der Großonkel seinen Sessel zum Tische rückte und der Pater Spiridion vom alten Schloß herüber mit seinem nickenden Guten Abend eintrat. Ein Glas mehr wurde neben die Weinflasche gesetzt, die mit der unabänderlichen Sorte des Tischweins gefüllt war. Niemand ahnte, was mich so heimlich lachen machte, wenn ich immer wieder fand, daß der Amtmann Bock ausschließend nur Geisenheimer trank.

Blos der September 1813 gab einen vollständigen Monatsabschluß meines Controlamts. Der Dienst hatte nämlich gegen Ende August begonnen und wurde schon vor Ende October durch ein Weltereigniß unterbrochen.

Schon im Laufe des September waren mir im Schildwalde Haufen zerlumpter Franzosen begegnet, die

von dem bei Dennewitz versprengten Ney'schen Corps auf Nebenwegen über den Rhein zu kommen suchten, da sie auf der Heerstraße, an jeder Etappe, festgehalten und zur Armee zurückgeschickt zu werden fürchten mochten. Sie gingen grüßend an mir vorüber, ohne mich auch nur mit einer Bitte um ein Geschenk anzufechten. Anders sollte es mir aber vor demselben Walde begegnen, als ich mich zum Monatsabschluß für den October auf den Weg nach Langenschwarz gemacht hatte.

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen und die ersten Vorwellen der französischen Rückflut spritzten eben heran, als ich die Stadt verließ. Ich blieb auf dem nächsten Hügel stehen, um mir doch bei so guter Gelegenheit ein Bild von der französischen Retirade mitzunehmen.

Nun ja, seht nur: Husaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken untereinander fort. Jene tragen am Pallasch ein Bündelchen, diese einen welken Tornister auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben sich vermischt. Angst und Hunger geben wechselnde Parole und neue Feldzeichen. Einer um den andern hat schon ein Uniformstück mit einem Bauerwams vertauscht. Einzelne tragen den Kopf umwunden, manche den Arm in der Binde. Der Tambour hat seine Trommel weggeworfen, denn niemand verlangte, daß die Leute Schritt hielten; der rüstigste Fußgänger ist der vorderste Mann. Auf dem Billetamte werden sie jetzt artiger sein, als sie auf dem Hinmarsche waren, und in den Quartieren werden sie auch ohne Wein und Weißbrot fürlieb nehmen.

So sieht's also um eine Retirade aus!

Wie ich mit dieser, mir schien's ganz erschöpfenden Betrachtung weiter dem Dorfe zuschreite, das am Fuße des Schildwaldes liegt, sehe ich zu meiner Verwunderung, daß die Bauern ihr Stallvieh den Hohlweg hinauf über die kahlen Felder dem Walde zutreiben und flüchten. Welche schreckliche Vorstellung machen sich doch gleich die unerfahrenen Landleute von einer Retirade!

So denke ich bei mir: aber noch nie ist einem selbstzufriedenen Irrthum so auf dem Fuße seine Zurechtweisung geworden. Denn kaum weiter geschritten, höre ich fremdtönenden Zuruf, und zwei polnische Lanzenreiter gebieten mir Halt. Einer schwingt sich vom Pferd und läßt mich nicht lange im Zweifel, daß er mich durchsuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeschüttelt, die Wäsche auseinander gezogen.

In meinem Amtsbezirke stand der Visitator unter dem Controleur; hier mußte ich mich in die umgekehrte polnische Dienstordnung finden.

Während der edle Pole in meiner Tasche die Börse fand, gelang es mir, das Uhrband zurückzuschlagen, und wie er mich überall betastet, ihm mit eingezogenem Bauche die Uhr unfühlbar zu machen. Der Geldfinder mochte wol kein Metallfühler sein. Er steckte die Börse ein, bestieg sein Pferd, und beide ritten weiter. Es waren fünf Gulden in der Börse, fünf von meinen 250 Gulden fürs Jahr. Ich hatte mithin etwa zwei Procent meiner Einnahme an das dienstbare Polen entrichtet und war dafür durch eine Digitalmanipulation mit Contact hellsehend über die Bedeutung einer Retirade geworden.

Ich packte meine saubere Wäsche, die kein Bedürfniß für die edeln Polen zu sein pflegt, wieder ein und nahm nun selbst meinen Rückzug nach der Stadt.

Und freilich erlebte ich nun erst den reißenden Strom der großen Armee.

Die stürmischen Bilder jenes Dranges, die drückende Angst des zurückgebliebenen Typhus gehören nicht zu den Erinnerungen an mein Amt. Erst tief im November durfte ich daran denken, nachzusehen, wie es wol im Bezirke Burghaun um die Accise bestellt sei. Und jetzt entging ich in der Tiefe des Schildwaldes einem wegelagernden falschen Kosacken mit seinem Bullenbeißer nur durch die gute Finte, daß ich ihm muthig entgegenschreitend und leise ausbeugend mit der festen Hand in meinem Ränzchen eine versteckte Pistole vorspiegelte. Solche Nachzügler in russischem Costüm hatten, wie ich hörte, einzelne Fußgänger bis aufs Hemd geplündert. Glücklich genug kam ich also zu den Freunden nach Langenschwarz und wurde, wie einst die mit einem grünen Zweige zurückkehrende Taube Noah's, mit Jubel empfangen.

Die Retirade hatte sich nicht bis hierher ausgebreitet. Die Freunde wollten nur, bei stiller Nacht, aus der Ferne der Landstraße die schweren Geschütze fahren und zuweilen den hellen Klang einer Trommel gehört haben. Dafür hatten sie vielleicht die ganze Angst vor dunkelm Unheil beisammenbehalten, die uns, inmitten des großartigen Stroms, durch zerstreuende Thätigkeit theilweise verschlungen worden. Und was hatten sie da in den langen

Stunden nicht alles gefürchtet, welche Gelöbnisse für den glücklichen Vorübergang des Verhängnisses gethan!

Mit der Accise mußte man es glimpflich halten. Die verhaßte Abgabe rührte aus dem Druck der Fremdherrschaft her, von der man sich nun befreit fühlen wollte. Der Primas selber war rasch aus seinem Herzogthum entflohen; er hatte das zu alt gewordene Haupt unter die alte Bischofsmütze von Regensburg gebracht, und das kaum flügge gewordene Nestquakelchen seiner vielen ausgebrüteten Abgaben hätte sich im Lande halten wollen?

Nach dem Abzuge der Franzosen über den Rhein stand ein neuer heiterer Himmel über Deutschland. Die nachfolgenden Heerhaufen der deutschen Verbündeten glichen nur jenen nach einem Wetter sich aufrollenden Wolken, die nur leicht durch die blaue Luft nachziehen und nicht mehr mit Blitzen und Schloßen drohen. Neue Hoffnungen grünten auf, ein neuer Muth kehrte in die Herzen der Menschen zurück. Ein kleines heiteres Ereigniß im befreundeten Hause war recht bezeichnend dafür.

Der Großonkel hatte, ich weiß nicht mehr durch welche Verbindung, eine Flasche echten Jamaicarum aus Bremen erhalten — auch wol eine Taube, die uns die Aufhebung der Continentalsperre verkündigte. Der greise Priester behandelte die Flasche so feierlich, wie er einst das Ciborium aus dem Tabernakel gehoben hatte. Diese Andacht verdiente eine Wallfahrt, und wir fühlten uns fromm genug gestimmt.

Eine verwitwete Nichte der Amtmännin, eine noch hübsche, geistreiche Frau, war mit zwei kleinen Töchtern

zum Herbstbesuche gekommen, von der Retirade der Franzosen überrascht worden und bisjetzt von ihrer Heimkehr zurückgeblieben. Sie machte den Vorschlag, daß wir alle, jung und alt, mit Liqueurgläschen zum Großonkel feierlich ziehen und um ein Tröpfchen des kostbaren Geistes flehen sollten, nur um den erquickenden Hauch des verheißenen Trösters. Gesagt, gethan! Man konnte es dem Alten ansehen, wie sehr ihm das Verlangen ans Herz ging. Da mochte aber eine Erinnerung an seine frühern Gastspenden als Pfarrer auf dem Lande über ihn kommen, und — wenn er auch nicht einschenkte, so tröpfelte er desto feierlicher ein. Und da hob die schöne Frau den zierlichen Kelch, und wir tranken ihr nach auf das Wohl des Großonkels und auf die Hoffnung, daß er sich der neuen Freiheit und ihrer Wohlthaten noch lange mit uns erfreuen werde.

Dennoch war hinter jenen siegreichen Octobertagen her für den nächsten Winter an der verheerenden Krankheit, die sich weiter als der drängende Strom des französischen Rückzugs verbreitete, sowie an der vielfach widerwärtigen russischen Einquartierung und an den besorgnißvollen Erwartungen vom Zuge der deutschen Heere gegen Paris viel und schwer zu tragen geblieben. Es gab zu leiden und zu leisten genug. Erst als der neue Frühling und mit Ende Mai der Friede kam, erweiterten sich die Herzen und die Welt. Jetzt kamen auch die Gelöbnisse in Erinnerung, die man in angstvollen Tagen gethan hatte.

Der Amtmännin galt es hauptsächlich um eine Wallfahrt nach dem an bestimmten Marientagen viel besuchten Maria-Hilfsberg. Das Hauptfest fand dort auf Maria Heimsuchung im hohen Sommer statt.

Am heitersten Julimorgen des dem Feste vorausgehenden Tages setzte man sich in Bewegung von der Treppe der Schloßkapelle aus, wo Pater Spiridion den Versammelten den Reisesegen spendete. Ich begleitete die Amtmännin mit meinem gewöhnlichen Ränzchen, und auf die geringe Zahl der Katholiken rechnend, die Sonntags sich zur Messe einfanden, war ich erstaunt, soviel mit Bündeln bepackte Wallfahrende beiden Geschlechts von allen Seiten herbeikommen zu sehen. Es waren protestantische Männer und Frauen. Welch ein rührender Anblick von Eintracht in frommer Empfindung!

Diese Menschen waren nach so vielen gemeinsam überstandenen Leiden und Aengsten von einem gemeinsamen Dankgefühl — nach so plötzlichen Umwandelungen — vom lebhaftesten Glauben an eine göttliche Weltregierung ergriffen. Eine reinere Flamme von Religiosität schlug auf. Manche waren auch von schwerer Krankheit hergestellt und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuths; andere hatten schwere Verluste erlitten und suchten Trost in Zerstreuung und Erhebung. Dazu kam der Siegesjubel, den alle Deutschen — die Hoffnungen vom Frieden — die alle Nachbarn theilten. Die Herzen waren für die stärksten Gefühle und für gemeinsame Interessen erweitert. Wo immer solcher Jubel, solche Andacht, solches Selbstvertrauen einen ergreifenden Ausdruck fanden, stimmte alles ohne Schel-

sucht und Rückhalt ein. Dieser Ausdruck erschien heute in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und so schlossen die Protestanten sich an.

Der Thau funkelte auf Wiesen und Wipfeln; die Ostluft wehte uns mit Waldgerüchen entgegen; der Buchenhain war noch voll Finkenschlags. Die Wanderer hatten über Mittag heiße Wege zu machen, ehe sich ihnen zum Trost das Bergkirchlein aus der Ferne zeigte und sie endlich das Dorf am Fuße desselben erreichten, wo zum Fest übernachtet wurde.

Das Dorf liegt hart an der Heerstraße und trug noch die Spuren des französischen Rückzugs an den Zerstörungen umher; in den an Thür und Fenstern verschlossenen Häusern waren ganze Familien ausgestorben. Von allen Seiten trafen bis zum Mondscheine die Wallfahrer ein. Die Nacht war schwül, von Beten und Singen aus allen Scheunen durchhallt, und dazwischen in kleinen Pausen hörte man vom Berg herab wie ein Echo den dumpfen Gesang von Hunderten, die um das Kirchlein übernachteten.

Dies Kirchlein war denn auch bereits überfüllt, als ich in der Frühe des Festes den Berg bestieg. Ich wendete mich einer andern Andacht zu. Drunten lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferschalen umher. Hinter den nahen waldigen Bergaltären standen riesige Wolken und legten als hohe Priester purpurne Gewänder um, die vor der nahenden Sonne verblichen. Andere Wolken schwebten als Leviten zwischen den hintersten Bergen auf und zogen, aus dem Dufte der Thäler gewebt, einen schimmernden Schleier

empor, hinter welchem die Sonne ihr blendendes Antlitz barg. Die Niederungen erwachten; aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig.

Da konnte man in einsamer Betrachtung der großen Wallfahrten gedenken, die einst nach Loreto, nach Rom, nach Palästina gingen, ja wol auch der großen heidnischen Feste, die in Aegypten, Syrien bis an das hinterste Asien mit Umzügen begangen wurden; wie denn zu Hurdwarra, da wo der Ganges sich in die Ebene von Bengalen ergießt, jährlich an zwei Millionen Menschen zusammenkommen, um Andacht und Markt zu halten. Denn das Wallfahrten ist allen Völkern von der Mutter Erde angeerbt, die ja selbst auf der jährlichen Wallfahrt an den zwölf Sternbildern, den Stationen des Thierkreises, vorüber alle ihre Kinder zur Welt bringt. Selbst unsere Halbgeschwister, die Vögel und Fische zumal, werden von dieser Erbneigung getrieben. Welche erstaunlichen Pilgerzüge unternehmen nicht vor andern die Heringe an den Küsten der Welttheile vorüber, nur um sich zu Millionen fangen zu lassen und uns nach allem so lüsternen Menschen einen Wallfahrtablaß zuzuwenden, statt einen zu gewinnen.

Bald nach unserer Rückkehr von dieser Pilgerfahrt sollte ich denn an demselben Orte, wo mich erst die schöne Eintracht getrennter Gläubigen so erfreut hatte, auch ein Beispiel der Bestrebungen erleben, mit welchen der in demselben Jahre wiederhergestellte Orden der Jesuiten sich der reinen Stimmung der Zeit bemächtigte.

Der Amtmann hatte eine Schwester, deren ich noch nicht gedacht habe, eine rechte Kreuzspinne von Aussehen und an den Steuererheber des Orts verheirathet, an jenen Accisor, der mich gleich am ersten Abende durch eine ungeschickte Denunciation dem „Muistod" überlieferte — einen willenlosen Tropf, wie ich ihn seitdem im Geschäfte kennen gelernt hatte. Eines Mittags vertraute mir die Amtmännin, daß dieser Grosch, der zur reformirten Gemeinde gehörte, zur katholischen Kirche übertreten wolle und daß ihn der Pater diesen Abend aufnehmen werde. Ich war schon damals von weitem nicht in der Richtung solchen Eifers, aber die Ceremonie interessirte mich und ich fand mich dabei mit der Familie ein. Die Aufnahme ging ganz im stillen, im Hause des Bekehrten, vor sich und wurde vom Pater mit ruhigem Anstande verrichtet. Wenn ich aber die alberne Miene des Neubekennenden und ihm gegenüber den gespannten, überwachenden Blick seiner Gemahlin betrachtete, so dachte ich an Adam und Eva im Paradies und an die Kantische Kategorie von Ursache und Wirkung, in einem Ehepaar personificirt.

Dieser Vorgang, schon am nächsten Morgen im Orte bekannt, verdroß die Familien des Pfarrers und des Fabrikanten und störte in etwas das gute Vernehmen mit dem Hause des Amtmanns. Da man es aber mit diesem nicht verderben mochte, so hielt man mit dem heimlichen Verdruß am wenigsten gegen den Controleur zurück, wo der Aerger gerade am wenigsten treffend angebracht war.

Indeß — was fochten mich jene grollenden Familien an, während ich im Amtshause mich jetzt auch in ein Verhältniß setzte, das mir erlaubte, für so viel Freundlichkeit, als ich empfing, einigermaßen erkenntlich zu werden. Der Knabe, das Böcklein, wuchs heran, und ich übernahm es, ihn bei seiner geringen Begabung für die höhere Schule vorzurichten, die zu besuchen er demnächst zu Verwandten in die Stadt gethan werden sollte. Um so unbefangener konnte ich all das Gute mitgenießen, wozu in der hoffnungsvollen Zeit Besuch auf Besuch ins Haus kam. Da wurden Landpartien gemacht nach dem nahen Schlitz, in den Schloßgarten des Grafen Görtz, nach dem Richthof, einer anmuthigen Besitzung des Grafen, und zu nachbarlichen Pfarrersfamilien; Spiele und Neckereien unter den jungen Leuten wurden von der heitern, witzigen Hausfrau begünstigt, und der Ton der damaligen fuldaer Gesellschaft war nicht allzu ängstlich. Einmal fanden sich auch zwei dem Hause verwandte Bräute auf einige Zeit hier ein; die Bräutigame gingen ab und zu, und da die weniger hübsche sehr glücklich und sentimental — die sehr schöne aber misvergnügt und widerstrebend sich betrug, so fehlte es für uns andern nicht an den ergötzlichsten Auftritten.

So kam es denn, daß, je unbedeutender mein Amt wurde, desto reichlicher die Emolumente ausfielen, wofür ich mir all das Angenehme gelten ließ.

Erfahrener aber, wie ich jetzt im Hause war, konnte ich doch wahrnehmen, daß über das heitere, gutmüthige

Gesicht der Frau Luise zuweilen auch stille, trübe Wölkchen zogen. Waren es Erinnerungen an die Propstei Zell — an jene stillen Mauern der pröpstlichen Wirthschaft? Oder kamen ihr aus der Geschäftslage ihres Mannes Besorgnisse einer Verwickelung entgegen? In diesem Falle trafen ihre Ahnungen nur allzu bald ein.

Aus der österreichischen Generalverwaltung des Großherzogthums Frankfurt war das Fürstenthum Fulda in preußische Administration übergegangen, und der Geheimrath von Motz, der nachmalige preußische Finanzminister, als Commissar am Ruder. Das Rechnungs- und Kassewesen des Amtmanns Bock war ins Auge gefaßt und ein Administrator bestellt worden; die starken Rückstände sollten untersucht werden, und unerwartet erhielt ich im October 1815 von Herrn von Motz den Auftrag, zur Beschleunigung dieser Untersuchung dem Administrator Beihülfe zu leisten.

Dieser Auftrag kam mir von mehr als einer Seite in die Quere. Nach meiner unachtsamen Weise berechnete ich nicht, welche schöne Gelegenheit mir geboten war, mich bei dem so einflußreichen Manne zu einer Beförderung zu empfehlen; noch weniger aber hätte ich ahnen können, daß ich gerade durch ein so bedenkliches Ablehnen des Auftrags die wünschenswertheste Beförderung einfädelte. Wirklich lehnte ich denselben mit der schriftlichen Erklärung ab:

„Seit zwei Jahren, als ich bei der Acciseregie angestellt bin, habe ich stets, so oft ich im District für meine Geschäfte anwesend war, im Hause des Herrn Bock gewohnt. Ich werde heute noch als Hausgenosse und

wie Familienmitglied betrachtet, und stehe in Verbindungen mit demselben, die sich nicht plötzlich abbrechen lassen. Ich halte mich nicht für unbefangen genug, ein Geschäft zu führen, bei welchem in den Augen der vorzuladenden Restanten, die mein Verhältniß zum Bock'schen Hause kennen und als Accisanten zugleich meine Untergebene sind, wenn auch nur ein kleiner Schimmer von Zweideutigkeit auf mich fallen könnte; ich halte mich nicht für dankbar genug, ein Geschäft zu übernehmen, das für den Mann, dem ich mich verschuldet fühle, noch einen ungewissen Ausgang hat."

Der Auftrag wurde mir abgenommen, und ich konnte so vergnügt wie der unbesonnenste Mensch an einer Phantasie theilnehmen, die uns Dilettanten der Bühne aufs lebhafteste beschäftigte. —

Doch mit dieser jugendlichen Beeiferung berühren wir schon ein neues politisches Ereigniß, infolge dessen auch meinen Federn, nach beiden Seiten hin, ein neues Wachsthum bevorstand.

Weiter zurückblickend ist mir das Jahr nicht mehr erinnerlich — es mag aber während der Länderentschädigungs-Verhandlungen in Regensburg gewesen sein, — daß zum ersten mal in unserm fürstbischöflichen Fulda der Schreck auskam — wir würden hessen-kasselisch werden. Es ging die Rede, das geistliche Fürstenthum sollte

säcularisirt werden, und dem nachbarlichen Landgrafen Wilhelm IX. die Kurwürde zugedacht sein. Und allerdings schien der Castorhut des Fürstenthums Fulda ganz passend gelegen, um, an den Landgrafenfilz angereiht, einen Kurhut zu Stande zu bringen.

Das obgleich geographisch ganz Passende blieb aber in Fulda doch immer ein politischer Schreck, — bald ein katholischer vor dem reformirten Hessen, bald ein socialer vor dem strengen Soldatendienste. Ich selbst war ein aufgeschossener Knabe und wurde von den Meinigen bereits mit bekümmerten Blicken auf das Rekrutenmaß angesehen. Immer hieß es wieder: Jeder hessische Bursche muß ein roth Halsband tragen sein Leben lang. Die alten Geschichten von den nach Amerika verkauften Soldaten kamen dazu, und die guten Fuldaer wollten lieber unter einem Krummstab auf die Weide, als unterm Säbel nach Amerika gehen, um einem Fürstenhause englische Subsidien einzutragen. — Vor Einem bangte man damals noch nicht: daß man nämlich in Deutschland so regiert werden könnte, um freiwillig nach Amerika auszuwandern.

Am Ende war Hessen-Kassel für Fulda nur ein falsches Gerücht — wiewol doch auch ein ungeahnter Zukunftswink gewesen. Denn nach der kurzen Regierung des viel schaffenden Prinzen von Oranien und hinter dem gern schenkenden Fürst-Primas her wurde Fulda auf der neuen Karte Deutschlands, die der Wiener Congreß entwarf, in der That mit den hessischen Farben umgrenzt.

Es gedenkt mir nicht mehr, wie diesmal solche Er-

wartung aufgenommen wurde. Der Druck einer schweren Zeit hatte so hart auf dem kleinen Staatskörper gelegen, daß seine Glieder sozusagen taub geworden und die Herzen unter so raschen Wechseln des Regiments wenig empfänglich für Furcht und Hoffnung geblieben waren. Die Einsichtsvollen mochten vielleicht bedenken, daß jetzt wol eine zugleich schaffende und schenkende Humanität noth thäte, und daß es zum Schenken und zum Schaffen der neuzuerwartenden Herrschaft wenigstens nicht an den Mitteln, wenn nur nicht am Willen fehlen werde.

Und warum am guten Willen zweifeln? Siechte doch Fulda schon länger durch die ihm entzogenen Nahrungsquellen der Residenz, von denen es jahrhundertelang ausschließend gelebt hatte, und blutete jetzt frisch von der zerfleischenden Hand des Wiener Congresses. Angesichts solcher Tage — wer hätte nicht auf die rasch ausgleichende Gerechtigkeit des Staats oder der Fürsten gehofft? Ja, durfte man nicht erwarten, daß die ganze gewöhnliche Staatsklugheit, um eine neue, mistrauische, vielleicht abholde Bevölkerung zu gewinnen, noch etwas zum Ueberfluß thun werde, wie Preußen sich so sehr um das Vertrauen der Rheinlande bemühte?

Andere Betrachtung wird wol in den klerikalen Kreisen laut geworden sein. Ich hatte aber, offen gestanden, nie weniger als damals offenes Ohr für dogmatische Dissonanzen oder kirchenpolitische Fugen. Das Theater und ein dunkler, rathloser Drang zu poetischer Production hatten mich so sehr eingenommen, trieben mich so zerflatternd umher, daß ich nicht einmal zur Ueberlegung kam, wie nothwendig es sei, gerade einen neuen Um-

schwung der Dinge zur Sicherung meiner Zukunft durch eine Anstellung mit Klugheit zu benutzen. — In der That steht denn auch meine lebhafteste Erinnerung von damals mit unserm Theater in Verbindung. Ich theile sie mit.

Das erste Gerücht über unsere Bestimmung hatte sich unerwartet dadurch auf die unglücklichste Weise entschieden, daß Fulda nicht in seinem ganzen uralten Bestande, sondern in drei Theile zerrissen, nur mit der größern Portion an Kurhessen kommen sollte. Zwei fruchtbare Aemter fielen an Baiern, andere an Weimar, die Stadt Fulda gehörte zum hessischen Dritttheil. Das Ende des Jahres 1815 rückte heran, und mit dem Februar 1816 stand die hessische Besitzergreifung des Landes bevor. Da trat in einer Abendprobe auf unserm Theater eine althessische Erinnerung in Gestalt eines Gespenstes an uns heran. Wir schwärmten nämlich schon lange für eine Aufführung des Trauerspiels „Kabale und Liebe" von Schiller. Nun hieß es, das Stück sei in Hessen verboten und dürfe nie aufgeführt werden. Wir mußten nun gleich jener zweiten Scene im zweiten Act des Stückes gedenken, in welcher ein alter Kammerdiener des Fürsten der Maitresse desselben ein Schmuckkästchen überbringt. — „Mensch!" ruft Lady Milford, „was bezahlte der Herzog für diese Steine?"

„Sie kosten ihm keinen Heller!" antwortet finster der Alte.

„Was? Bist du rasend? Nichts? und — du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durch-

bohren wolltest! Nichts kosten ihm diese unermeßlich kostbaren Steine?"

„Gestern sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles."

„Mann, was ist dir? Ich glaube du weinst?"

„Edelsteine wie diese da — ich habe auch ein paar Söhne darunter."

Unsere junge Kameradschaft war bisjetzt blutwenig um althessische Verhältnisse bekümmert gewesen. Von den veramerikanerten Landeskindern hatten wir wol gehört, wußten aber nicht, wie sich „Edelsteine wie diese da" in Kassel verwerthet hatten. Uns stand nur fest, daß das Trauerspiel in Althessen verboten sei und daß es mithin — wenn irgend, vor dem Thorschluß aufgeführt werden müsse. Das bekannte Nitimur in vetitum war keine Triebfeder, sondern das Verbot half uns nur über die bisherigen Schwierigkeiten der Aufführung hinaus. Seltsamerweise sollten wir aber auch jetzt noch die dramatische Kabale und Liebe nicht ohne wirkliche Kabale und Liebe durchbringen. Coudray verlangte die Rolle der Luise für seine Frau; wir aber in unserer republikanischen Einrichtung hatten dieselbe einer reizenden Josephine zugetheilt, in deren schönes Gesicht wir insgesammt vergafft waren. Wir boten alle Finten auf. Coudray zog sich zurück. Und allerdings hatte Josephine als jüngste Acquisition noch keine Talentprobe für eine so wichtige Rolle gegeben und besaß auch für eine Luise Miller zu wenig schlanken Wuchs und zu viel — „Büste". — Man verzeihe, beiläufig, das Wort, das in jene Zeit nicht paßt, womit aber unsere prude Gesell-

schaft den warmen Gegenstand, den es bezeichnet, durch die Erinnerung an Marmor oder Gips für die Phantasie abzukühlen liebt. — Kurz, der Erzähler dieses übernahm die Regie des Stücks, und wir setzten es so glänzend durch, daß es wiederholt werden mußte.

Am 5. Februar 1816 wurde denn die hessische Portion des zerlegten Landes von dem Oberappellationsgerichts-Präsidenten Schenk von Schweinsberg in Besitz genommen. Fulda kannte diesen ehrenwerthen Mann aus der oranischen Zeit. Er war, zum Geheimrath des Prinzen von Oranien gehörig, auch nachdem sein Fürst in der preußischen Armee gegen Napoleon ein Commando geführt hatte, in Fulda zurückgeblieben, von den einrückenden Franzosen festgenommen und nach Mainz gebracht worden. Nun erschien der letzte jener gepriesenen Regierung als Verkündiger einer neuen Herrschaft. Es war derselbe Stern, der dort am Abend untergegangen nun am Morgen aufging. Ein Vertrauen, eine Hoffnung erwachte in der gebeugten Bevölkerung. Was man sich auch von der festhaltenden, karg verschlossenen Hand des neuen, reichen Landesherrn erzählte: der Name Schenk war an der Person seines ersten Abgeordneten vorbedeutsamen Klangs, hingeworfen als lebendige Zusage von Hülfe und fürstlicher Wohlthätigkeit.

Die frohe, frischgrünende Aufregung der Herzen muß damals weitgegangen sein; denn selbst ein alter verkommener Sonderling von Advocaten — Diez mit Namen — fühlte sich poetisch, ja prophetisch angeregt und gab's in gedruckten Reimen von sich. Noch einmal erhob sich, wenn freilich auch wunderlich genug, der alte

Hagestolz aus seiner gedrückten Vergangenheit, denn ein unbedachter Jugendwitz war ihm lange auf allen Unternehmungen nachgetragen worden. Als junger Bursche hatte er nämlich vom fürstbischöflichen Kanzler Kaiser, dem Vater des obengenannten Inspectors, in derbem Ausdrucke behauptet: derselbe beschere jedes Jahr seinem Hause ein Kind und dem Lande ein neues Gesetz, und eins sei so dumm wie das andere. Nach und nach wuchsen aber dem unglücklichen Witzbolde auf geistlichem und weltlichem Boden des Kanzlers Söhne über den Kopf und wollten die inzwischen eingegangenen Gesetze durchaus nicht als Maßstab ihrer Gescheidtheit gelten lassen. Darüber war Diez vereinsamt und verkommen, und nicht blos hatte sich ihm ein unausrottbares Schnupftabacksbeet unter der Nase angesetzt, sondern auch in seinen Manieren manches Bizarre sich ausgebildet. Und siehe da! — selbst ein solcher morscher Weidenstamm trieb im neuen Frühlingsdrange aus seiner verwitterten Borke poetische Reiser mit Palmenkätzchen. Prophetischen Auges, das freilich nicht bis zur Zeit der bestrittenen gemischten Ehen reichte, verkündigte er in einem Lobe Hessens das Heil, das aus glücklichen Verbindungen der katholischen Töchter Fuldas mit Hessens tapfern Söhnen ersprießen werde. Nicht blos so drollig wie in einem frühern Gedicht auf Preußen, worin es hieß:

Ja Lob und Ehr' und Preis
Gebührt fürwahr dem tapfern Preuß!

sondern auf die tollste Weise, ebenso unanständig als ernst gemeint, waren im hessischen Gedichte zwei Reimzeilen ausgefallen, die unter Männern lange Zeit mit Lachen

memorirt blieben. Mittheilen lassen sie sich nicht, aber sie besagten, auf welche physiologisch anschaulichste Weise in neuen Ehebündnissen die schönen Fuldaenserinnen

Religion und Vaterland vereinen

würden.

Nun aber die Ankunft des alten Kurfürsten zur Einnahme der Huldigung im Laufe des Monats Mai bevorstand, beeiferte sich alles zu einem glänzenden Empfang. Unser Liebhabertheater durfte durchaus nicht zurückbleiben. Wir waren an fürstliche Besuche gewöhnt und bezweifelten nicht, daß der Kurfürst da, wo der Primas gesessen, einen Sitz allergnädigst einnehmen werde. An dies neue Zusatzwörtchen „aller", als Aufstufe zu Huld und Gnade, hatten wir uns schnell gewöhnt, ebenso wie an die Bezeichnung Großherzogthum Fulda, das durch diplomatische Kunst aus einem Fürstenthum entstanden war, nachdem dies erst noch schöne Aemter an Baiern und Weimar verloren hatte. Indem sich aber alle Etikette so erweiterte, und die Bedeutung der Feier selbst sich erhöhte, durften wir uns nicht, wie bei frühern primatischen Festen, auf einen Prolog beschränken: nein, es mußte allerwenigstens ein artiges Festspiel herausspringen.

Da entdeckte sich in der ältern fuldaischen Geschichte eine kleine Begebenheit, die sich als vorbedeutsam in Bezug auf den jetzigen politischen Vorgang mit leichter Feder und Erfindung zu einem kleinen Theaterspiel verarbeiten ließ. —

Beim Ausbruche der Reformation Luther's war nämlich Hartmann von Kirchberg, früher Domherr in Mainz, Fürst und Abt zu Fulda, — ein Mann von Geist und Kenntnissen, angesehen beim Kaiser Maximilian und dem

päpstlichen Legaten Raimund, mehr auf politische als geistliche Dinge gerichtet, unthätig beim Eindringen der neuen Lehre auf verschwenderischem Fuße lebend. Einem solchen Manne kam es erwünscht, als der ihm befreundete Abt Volbert in Hersfeld, müde der Streitigkeiten mit seinen Geistlichen und den Abteiuntergebenen, sich mit ruhigem Einkommen zurückzuziehen wünschte. Hartmann ergriff diese Gelegenheit, Hersfeld mit Fulda zu vereinigen. Der Kaiser stimmte zu und verwendete sich dafür in Rom; nur die Hersfelder selbst widersetzten sich. Hartmann aber unterwarf sich dieselben mit bewaffneter Hand, legte eine Besatzung auf den nahen Petersberg und ließ seinen Dechanten Philipp Schenk von Schweinsberg als Statthalter zurück.

Also auch schon hier ein Schenk! — Dies der historische Boden!

Mit dem bewaffneten Zuge gen Hersfeld beginnt das Festspiel. Ritter und Knappen lagern beim Imbiß an der Fulda, die bekanntlich auch bei Hersfeld hinzieht. Man bespricht nach munterm Gesang das Vorhaben des Abtes und die Lage der Dinge, bis die nahen Pferde unruhig, schnaubend, ja ausreißend eine geisterhafte Erscheinung wittern. Unter säuselnden Tönen erhebt sich die Nixe der Fulda, um das Mislingen des Unternehmens, das Zerfallen der Vereinigung vorauszusagen.

Voreilig ausgepflegt zerfällt das Werk.
Doch eine Bedeutung hat es: es bleibt
ein flüchtig Bild der künftigen Gestaltung.

Und nun verkündet sie feierlich:

Der Buchen und der Katten Nachbarstämme
Wird ein geliebter Fürst verbinden, mächtig
Der Grenze heilig tiefe Furche tilgen!

Den Namen und die Zeit dieses Fürsten will sie nicht nennen und gibt nur als Wahrzeichen den Namen Schenk, den jenes wie des jetzigen Fürsten Bote tragen werde. Ihre Weissagung malt sich aus in achtversigen Strophen und steigert sich zu stürmischem Gesange, mit dem sie, den Sturm schwerer Zeiten verkündend, unter Blitz und Donner verschwindet.

Im zweiten Act treten in friedlicher Landschaft drei wackere Landleute auf. Das Ungestüm der Zeiten, der Fremden Druck ist vorüber, ein fruchtbarer Frieden steht bevor unter mildem Scepter, den die Treue der Völker ihren Fürsten wiedererrungen hat. Und gerade jetzt wollen sich die alten Nachbarn trennen.

Verlassen ist das Land und ohne Herrn,
Mich nimmt ein edler Fürst in seine Hände,

sagt Ulster, der nach Weimar zieht,

Und südwärts schließ ich mich an schöne Länder,

erklärt der bairisch gewordene Bauer Sinn. — Vergebens sucht der fuldaische Buchen sie mit Hinweisung auf jene alte Weissagung festzuhalten; diese ist zu unbestimmt; die klugen Bauern nehmen das Gewisse fürs Ungewisse, und Buchen schaut ihnen klagend nach:

Sie gehn gelassen fort und fühlen nicht
Der Trennung Wunde, die noch lange brennt.
Nur langsam heilend wird bei jedem Wetter
Sie oft mit dumpfem Leide schmerzend werden.

Da bringt ein fröhlicher Zug von Landleuten den alten lieben und biedern Nachbar Schenk herbei, der die Verlassenen und Verwaisten beklagt und das Glück preist, dessen sie unter ihrem wieder zurückgekehrten Fürsten froh sind. Da säuselt es im Schilfe des Ufers, tönt es in den heitern Lüften, und die Nixe erscheint wieder — so hübsch und jung noch wie vor etlichen Jahrhunderten.

Ha! welch ein Anblick!
Im neuen Strahl der Sonne liegt
Die Erde glänzend da!

beginnt ihr Recitativ und geht in eine fröhliche Arie über, worin das Wohlgefühl, zwischen grünen Auen und blauem Himmel, zwischen Lust und Sehnen zu schweben, sich ausspricht. Dann redet sie die erstaunten Landleute an, erinnert an die alte Weissagung, die unter ihnen sich fortgeerbt, und auf Buchen's Frage: ob sich denn jetzt die glückliche Zeit erfülle, ruft sie aus:

Seht ihr nicht an der Blumen frischem Glanze,
Daß ich ein Fest euch schnell bereitete?
Seht ihr die Welle nicht in munterm Tanze,
Die nie so fröhlich weilend gleitete?
Mich selber schauet ihr in buntem Kranze,
Wie ich entzückt die Arme breitete:
Die neue Erde trunken zu umfangen,
Trieb mich aus tiefen Fluten das Verlangen.

Nun weiß man ja schon, daß in einem Festspiel ohne Blumenkränze und Bäume auf keinen grünen Zweig zu kommen ist, und daß ich daher als junge Grasmücke nicht leicht anders zwitschern konnte, als wie die alten gesungen; und so fuhr dann die Nixe fort:

Hier hab' ich in den trüb bewegten Tagen
Zwei Nachbarbäume groß und breit gepflegt;
Daß sie empor in weite Gegend ragen,
Hab' ich mit jeder Sorge sie gehegt.
Zwei Völker werden so mit ihren Klagen
In Eines guten Fürsten Hand gelegt.
Hat milden Boden erst ihr Stamm gefunden,
Mit Liebe sind die Zweige bald verbunden!

Und wie nun diese symbolische Handlung mit Kränzen und Gewinden vorgenommen wird: so faßt sich das frohe Völkchen Hand in Hand, und die Nixe segnet den Bund und erfleht vom Schicksal eine glückliche Zukunft. Natürlich stellt sich denn im rechten Augenblick der unvermeidliche Opferaltar ein und entzündet sich mit Inschrift und Opferflamme. Der Chor singt:

Ist das Rettende gelungen,
Nun, so werde Dank gesungen,
Jede Freude werde kund!
Hör', o Fürst sie, — Herz und Zungen
Sind bei uns in Einem Bund!

Die Nixe aber, eingedenk, daß die Fulda auch an Kassel vorüberfließt, singt:

Wie mit anderen Gefühlen
Treib' ich fröhlich nun die kühlen
Wellen auf der alten Bahn!
Bist du fern, die Ferne find' ich,
Und die neuen Kinder bind' ich
Fester deinem Herzen an!

Das mit den „kühlen Wellen" war im bildlichen Wort ein Misgriff! Der Chor fällt dann noch einmal ein und dann der Vorhang herab.

Dies im allgemeinen der Gang des Festspiels! Der Titel desselben: „Die Erfüllung“, hatte etwas diplomatisch Feines; ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin. Die Musik, wirksam und ansprechend, rührte von einem ältern Freunde, dem als Componisten nicht unbekannten Cantor Michael Henkel her. Die Decorationen machten nicht viel Mühe; desto überlegter war der ungewöhnliche Anzug der Nixe, von deren Mutter besorgt, die aber auf dem festen Lande wohnte. Als Nixe erschien wieder dieselbe Josephine, die sich als Luise Miller recht brav gehalten hatte. Als Sängerin besaß sie einen prächtigen Sopran und gute Schule. Weniger vortheilhaft war auch hier wieder ihre Gestalt; ja die Glieder, die sich unter dem Bürgerkleidchen der Luise versteckt hatten, traten hier im Tricot frei hervor. Aber allerliebst war das Röckchen gemacht, das aus dem Schilfgewinde bis nahebei auf die Knie herabfloß. Floß mußte man sagen; denn die unzähligen Fäden aufgereihten weißen Schmelzes über der weißen Atlasunterlage spielten wie mit unaufhörlich rieselnden Wassertropfen, sodaß man ein wahres Wasserröckchen zu sehen glaubte. Bei dem allen blieb aber die Erscheinung mehr reizend als ideal, und man konnte an die Worte in Goethe's „Fischer“ denken:

O wüßtest du, wie's Nixlein ist
So wohlig auf dem Grund!

Ihre Bewunderer mochten dabei aus demselben Gedicht die Worte auf sie anwenden:

Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

Unglücklicherweise war nun aber die Nixe die einzige Frauenrolle in dem Spiel, und dies erregte einen kleinen Neid oder Eifer bei den übrigen Damen des Theaters. Entweder daß auch sie gern an diesem Tage ihre Huldigung darbringen wollten, oder daß man sich das Erstaunliche davon versprach, an dem Festabende ein Stündchen in der Maisonne der fürstlichen Huld und Anerkennung zu verweilen. Mairegen und Sonne gelten ja für ungemein fruchtbar. Genug, man verlangte die Zugabe noch eines Stückes, das sich gut besetzen ließe. Die Regie war in Verlegenheit, aber es schien grausam und ungerecht, den Verlangenden zu sagen: Ihr bleibt aus der fruchtbaren Sonne fort! Nun aber eingenommen von so vielem, beengt bei der Auswahl eines Stückes von Erwägungen aller Art, thaten wir zuletzt, um es recht gut zu machen, gerade den ungeschicktesten Griff nach einem Lustspiel voller Plattheiten, — so verblendet dabei, daß wir in den wiederholten Proben auch gar nichts von den Unziemlichkeiten, ja von manchem Anzüglichen darin bemerkten. So spielte der Zopf, dies vielbelächelte Wahrzeichen des alten Herrn, eine Rolle im Stück, und es war von einem aufzuhauenden Knoten die Rede, was leicht an das auffallende Gewächs an der Wange des Fürsten erinnern konnte.

Alles war denn endlich eingeübt und schlagfertig. Am Abend erschien der Kurfürst und der Kurprinz mit Gefolge und nahmen die erhöhten Sitze ein.

Das Festspiel lief ohne Anstoß ab und hinterließ den besten Eindruck. Es hätte für den Tag und für den Geschmack beider Fürstlichkeiten dabei bleiben sollen.

Nun kam aber das Lustspiel, und es bedurfte gerade der feierlichen Stimmung vor und hinter den Bühnenlampen, um uns endlich, wiewol zu spät, hellsehend über unsern Misgriff zu machen.

Doch hielt der „Herr" allergnädigst aus, und als hinter ihm her sich das Haus entleerte, lag die herrlichste Mainacht über dem Schloßgarten und athmete im jungen Grün der Lindenallee.

Die Höflinge, welche Verbindungen in der Stadt hatten, sprachen sich sehr höflich über die allerhöchste Aufnahme des Festspiels aus. Sie lächelten über das nachgehinkte Stück und fanden nun zu den vielen Anzüglichkeiten, die wir selbst entdeckt hatten, sogar im Titel des Stücks: „Drei in Einem", noch eine politische Anspielung auf die Theilung des Fürstenthums unter drei regierende Herren.

Als wir Dilettanten und Festgeber uns endlich über das Glück und Misgeschick des Abends beruhigt hatten, fiel uns doch ein, daß ein huldvolles Wort, ein allergnädigster Dank des Kurfürsten nicht erfolgt war, und wir dachten an den Fürst-Primas. — „Ist kein Dalberg da?"

Der Dichter des Festspiels, von Haus und Herzen sehr anspruchslos, war ohne weitere Erwartungen mit dem guten Erfolg seiner ersten dramatischen Production zufrieden; was aber die Nixe der Fulda dachte, welcher Traum ihr zerrann, als unter ihrem Scherchen das Wasserröckchen sich löste, und von den hundert und hundert Fäden der aufgereihte Schmelz des Festes zusammentröpfelte, — weiß ich nicht. Sie blieb übrigens

längere Zeit im besten Andenken bei alten und jungen Herren, die sich an der schönen Harmonie und Fülle des Soprans und der Waden einer heimatlichen Wasserjungfer gar sehr erbaut hatten.

Noch länger unvergeßlich blieb uns der herrliche Mai. Mir selbst gedenken kaum heiterere aber auch heiserere Maitage als jene des Jahres 1816. Kaum aber war der Hof aus der hoffenden Provinz nach der Residenz zurückgekehrt, als der Himmel unaufhörlich herabgoß, und im Monat Juni alle Blüte und Hoffnung des Jahres zu ersäufen drohte.

So begann die neue Aera mit den traurigen Ernten des Jahres 1816. Die Angst vor dem darauffolgenden Hungerjahre war groß, und mancher unzufriedene Fuldenser mochte an Vorbedeutungen auf die politische Zukunft der Stadt glauben.

Bald hierauf wurde mir zur Abwechselung meiner poetischen Feder mit einer geschäftlichen ein besonderer Auftrag ertheilt.

Die Kosacken hatten bei ihrem flüchtigen Besuche der Stadt unter der französischen Retirade die Wohnung des gewesenen französischen Domänendirectors Gentil durchsucht, und da sie den Mann selbst nicht mehr fanden, um ihn zum Fenster hinauszuwerfen, so hatten sie dies mit seinen Acten gethan.

Doch waren diese schnell aufgesammelt und in einer Stube des Landesarchivs zu einem Papierberge aufgeschichtet worden. Darunter befanden sich auch die Ver-

handlungen, die der französische Administrator mit verschiedenen Fürsten und Grafen wegen Rückzahlung der Kapitalien gepflogen hatte, welche sie an die kurfürstliche Cabinetskasse schuldeten, — Ausstände, die Napoleon nach Besitznahme von Hessen als sein Eigenthum ansah.

Diese Geldsache war dem nun zurückgekehrten Kurfürsten eine große Angelegenheit, und ich erhielt von dem kurhessischen Commissar, Präsidenten von Porbeck, den Auftrag, diese besondern Actenstücke auszulesen und nach den verschiedenen Schuldnern zusammenzustellen.

Wer in französische Acten und Handschriften geblickt hat, weiß, was das für eine Schererei ist. Ein erquickendes Erlebniß ist mir daher lebhaft in Erinnerung geblieben, daß ich nämlich in jener Stube von Stephan Schütz, aus Weimar, ein Päckchen mit dessen „Taschenbuch der Freundschaft und Liebe für 1817" und den „Wintergarten" erhielt — zwei Büchlein, die ich nicht aufhören konnte mit Wohlgefallen zu betrachten, weil darin ein paar lyrische Kleinigkeiten von mir aufgenommen waren.

So begegneten sich denn hier zwei Weltereignisse, daß nämlich Deutschland aus dem französischen Druck, und ich zum ersten male aus der deutschen Presse hervorgegangen war!

Indeß geschah es doch nicht aus Uebermuth, sondern nur aus der alten, blöden Gedankenlosigkeit, daß ich abermals versäumte, mit meiner fertigen Arbeit mich den kurhessischen Commissaren vorzustellen und zu empfehlen. Gottlob! daß für so unmündige Schwabennaturen eine höhere Vormundschaft zu bestehen scheint!

Denn so muß ich es ansehen, daß mir eben jetzt zwei unerwartete Anerbietungen entgegenkamen.

Die drei Regierungen, die sich in das Fürstenthum Fulda theilten, mußten natürlich nach Verhältniß ihrer Antheile auch Schulden und Diener des Landes übernehmen. Die Ausgleichungscommissare suchten dabei jeder seinen Vortheil, das heißt den Vortheil seiner Regierung zu wahren. Es erschien daher sehr wohl gemeint, als mir der weimarische Commissar antrug, mich für weimarischen Dienst mit 300 Thalern zu übernehmen; denn er bot damit über die Hälfte mehr, als ihm an meinen 250 Gulden Gehalt zugute kam. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, mit nur 300 Thalern nach Sachsen überzuziehen, da ich nicht für mich allein stand und die abzubrechende Häuslichkeit nicht unter fremde Verhältnisse paßte.

Ich weiß nicht mehr, welcher bessern Wendung meines Geschicks ich mich getröstete, als ich eines Spätabends von einer Theaterprobe zu dem mit der Organisation der fuldaer Verwaltungsbehörden beauftragten Oberkammerrath Fulda ins Schloß gerufen wurde. — Bisjetzt hatte ich den für sehr bedeutend geltenden Mann nur von fern, auf seinen abendlichen Spaziergängen, und wol einmal auch in unserm Liebhabertheater gesehen, — eine hohe ritterliche Gestalt mit sehr unregelmäßigen Gesichtszügen, die aber einen ungemein freundlichen Ausdruck annehmen konnten.

Mit dieser Miene trat er mir denn auch entgegen und mit der Frage:

„Wollen Sie bei der künftigen hiesigen Regierung Secretär werden?“

Die Frage kam mir so unerwartet und unvermittelt, daß ich zu meiner Antwort: „Solches würde mein höchster Wunsch sein!“ ordentlich Athem holen mußte.

Er versprach dann, daß er mich für diese Stelle vorschlagen werde; ich möchte aber nicht darauf rechnen, daß ich sie bekäme, sondern denken, ich bekäme sie nicht. Er dürfe bei seinem Vorschlage gar nicht einmal mein Alter bemerken, ich würde dem Kurfürsten zu jung scheinen; auch hoffe er und rechne darauf, der „Herr“ werde sich bei meinem Namen nicht an den Verfasser des Festspiels erinnern; denn der Kurfürst möge keinen Staatsdiener, der die Actenfedern zur Schriftstellerei „misbrauche“. —

Er sprach noch über dies und jenes, was mich zugleich einen Blick in einen hochgebildeten Geist und in ein edles, mir wohlwollendes Gemüth thun ließ.

Mit Wintersanfang ließ die Regierung, um Vorkehrungen gegen zu befürchtende Noth zu treffen, vor allem die Fruchtvorräthe im Lande aufnehmen. Zu diesem Geschäft erhielt ich den Auftrag für das meinem frühern Bezirk benachbarte Amt Hünfeld. Hier traf ich als Rentbeamten einen ältern Bruder des Steuerinspectors Heinrich Kaiser, kam aber mit diesem schlichten, biedern Manne gleich in gute, diplomatische Verhältnisse, und hatte das Vergnügen, abends, wenn ich von meinen Wanderungen über die Fruchtspeicher der Bauern zurückgekehrt war, mit den drei mehr ländlichen als kaiserlichen

Töchtern ein Solospielchen (ein Spiel mit deutschen Karten) zu machen. Die mittlere war Braut mit dem bei ihrem Vater gewesenen Rentschreiber Kind, und hatte die lebhafteste, ländlichste Freude darüber, daß sie fast bei jedem Spiel — den „Besten Mann“ (den Eichel-oberbuben, wie im L'Hombre das Piqueas als Spadille) bekam. Es verschlug denn auch gar nicht gegen den guten Ton von dort und damals, wenn ich ihr dann sagte, sie werde gewiß auch am Altar den besten Mann zugleich mit einem „Kind“ bekommen.

Als ich nun am letzten Abende meines beendigten Geschäfts, um auch für den andern Morgen Abschied zu nehmen, wieder bei der Familie erschien, trat mir der Rentmeister feierlich entgegen, nahm die lange Tabackspfeife aus dem Munde und sprach, mir die Hand darbietend:

„Ich gratulire, Herr Regierungssecretär, zum neuen Amt und zu 900 Gulden Gehalt!“

Ich sah ihn betroffen an, denn daß er von solcher Dienststelle überhaupt nur wußte, war mir schon eine glaubwürdige Verkündigung. Er las mir nun aus einem vom Amtsboten mitgebrachten Privatbriefe das ganze Personal der drei Regierungssectionen, für das Innere, für die Finanzen und für das Rechnungswesen, vor.

Daß ich diesen Abend zerstreut spielte, und nur durch gute Kartenblätter mit der Braut oder gegen sie gewann, läßt sich denken. Das Schellenas, das mich ungewöhnlich oft heimsuchte, wollte mir zwar nicht gefallen, doch bedeutete es mir wenigstens keine Fußschellen, als ich mit der Frühe des Tages der drei Stun-

den entfernten Stadt zueilte. Und zwar wie ich ging und stand geradeswegs in das Schloß, mich bei meinem Gönner zu bedanken.

Doch mit welcher Miene von Leid und Verlegenheit trat mir der derb gestaltete, weich empfindende Mann entgegen! Er faßte mit Rührung in Blick und Stimme meine beiden Hände und bat um Verzeihung, daß er mir die täuschende Freude bereitet hätte. „Ich erhielt das Packet der Anstellungsrescripte", sagte er, „mit der allerhöchsten Genehmigung meiner Anträge im Augenblicke, wo ich sehr beschäftigt war, und ließ nur schnell in Ihre Wohnung sagen, Sie seien zum Regierungssecretär mit 900 Gulden ernannt. Wie ich dann später die Rescripte durchsehe, fehlt das Ihrige. Mir noch jetzt ganz räthselhaft! Ich suche unter allen meinen Papieren, als könnt' es sich — freilich auf unbegreifliche Weise — versteckt haben, und mit welcher Pein für Sie und Verdruß für mich suche ich vergebens! Aber ich hoffe doch noch, denn es fehlt ja nur und ist keines für einen andern da!"

Und so war es auch. Andern Mittags, als ich mich eben zu meiner Sonntagssuppe setzte, kam der Bediente des „Directors" Fulda fast athemlos und überbrachte mir das Rescript. — Man erfuhr nun auch, wie's damit gegangen war. Die Stelle war nämlich erst dem Archivar Murhard, dem jüngern der beiden reichen Sonderlinge, die auch als Schriftsteller bekannt sind, angetragen und das Rescript für mich erst angefertigt worden, als Murhard, was man wahrscheinlich wünschte, seinen Abschied genommen hatte.

Jetzt durfte ich denn auch mein erstes, leidiges Amt als abgethan betrachten. Erst später erfuhr ich aber, wie doch aus jenem das zweite Amt hervorgewachsen war und meine Beförderung sich gerade an die unüberlegte Ablehnung des Motz'schen Auftrags anknüpfte.

Eines Abends, als ich in einer Geschäftssache noch spät zu dem Director gekommen war, und er mich beim Glase Wein zurückhielt, sagte er, während wir traulich am Fenster in die Frühlingsnacht blickten, sehr herzlich:

„Ich fand Ihre Erklärung in den Acten. Sie wissen schwerlich so genau, als ich es weiß, wie schmählich die fuldaer Staatsdiener, groß und klein, sich mit Angeberei gegeneinander und mit Wohldienerei vor dem mächtigen Herrn von Motz gebückt haben, gekrochen sind, um sich zu empfehlen und zu poussiren. Und da stoße ich nun auf die Erklärung eines jungen Burschen, der noch nichts ist und nichts hat, — einen ambulirenden Controleur, der einen Auftrag ablehnt, für den Hunderte die Hand geküßt hätten. Und warum ablehnt? Sie wissen es, und ich hab's gelesen. Sehen Sie, das war eine seltene Freude in der widerwärtigen Stadt meines Namens. Und da muß ich nun den jungen Menschen, der es gar nicht der Mühe werth hält, zu mir zu kommen, im Theater aufsuchen und sein Festspiel: «Die Erfüllung», lesen. Und mußte wol auch daran denken, daß es mir nun zukomme, auch das Meinige zu erfüllen. Eine neue Einrichtung im Staat ist eine seltene Gelegenheit, einen Menschen von Talent zu befördern, der in der gewöhnlichen Dienstordnung darum, daß er Verse macht, keinen

Anspruch hat, über den Vordermann hinauszukommen. Sehen Sie nun zu, wie Sie in unsern langweiligen Sitzungen von Ihrem Ambuliren ausruhen!"

Ich war eigentlich tief beschämt, denn ich mußte mich fragen, ob das auch so edel gemeint gewesen, was dieser edle Mann so günstig aufgenommen hatte.

Der geniale Fulda ist leider zu früh für Hessen gestorben, oder vielleicht auch mit seiner freien Gesinnung in Hessen — früh genug!

II.

Weimarer Beziehungen.

Ehe ich noch Weimar kannte, hatte ich einige Beziehungen dahin.

Ich habe bereits oben berichtet, daß bei der Theilung des Fürstenthums Fulda der weimarische Commissar mir antrug, mich für weimarischen Dienst zu übernehmen und mich für schwerer gelten zu lassen, als ich mit 250 Gulden Gehalt in der Ausgleichung wog. — Sein Wohlwollen gründete sich vielleicht auf die entgegengesetzte Ansicht, die mir nachmals der Oberkammerrath Fulda von seinem Kurfürsten verrieth: Karl August von Weimar zog im höhern und niedern Staatsdienst Männer vor, die zugleich Schriftsteller waren. Er freute sich, wenn im Blachfelde der Acten auch Kunst und Wissenschaft gediehen.

Der Baurath Coudray, dessen ich auch schon gedacht habe, suchte damals in weimarischen Dienst zu kommen. Er eilte dahin und es gelang seiner weltgewandten und nicht blöden Klugheit, die vortheilhafteste Stellung als Oberbaudirector mit Rang und Gehalt zu erlangen und sich bei Goethe in Gunst und Vertrauen zu setzen.

In Fulda war ich ihm und seiner Familie sehr befreundet gewesen und blieb nach seiner Uebersiedelung in brieflichem Verkehr. Die Einladungen nach Weimar wiederholten sich im Lauf der Jahre. Ehe ich aber diesen Winken folgen konnte, kam von dort in einem Bertuch'schen Journal ein Schreckschuß, eine erste Kritik, — eine vernichtende, wiewol nicht unverdiente meines Trauerspiels „Wyatt“.

Vom Liebhabertheater aus hatte mein Productionstrieb die Richtung zum Dramatischen genommen, für welche mir vielleicht die rechte Begabung, jedenfalls aber die Schule der Bühne und die damals überhaupt fehlende Gunst der Bühnenwärter abging.

Inzwischen war ich im Dienst zur Rentkammer in Hanau versetzt worden, und dorthin lief desto ermunternder im Juni 1826 ein Brief Coudray's ein, nach welchem Goethe sich von unserm theatralischen Treiben hatte erzählen und mein neues Drama: „Otto's Brautfahrt“, zum Lesen mittheilen lassen.

Das Urtheil, das Goethe dann im Beisein des Kanzlers von Müller ausgesprochen, lautete in wörtlicher Mittheilung günstig genug und war von einer erneuten Einladung des Freundes begleitet.

So konnte ich mithin darauf rechnen, nicht blos auf Coudray's Fürsprache, sondern auch mit einer Art von Vorurtheil des großen Dichters selbst bei ihm zu erscheinen.

Doch erst im Herbst 1828 kam ich dazu, von Hanau nach Weimar zu reisen. Und freilich, wem es ein rechtes Verlangen war, Goethe zu sehen, durfte den Aus-

flug dahin nicht länger aufschieben. Denn wie lange schon war er — der alte Goethe, und der mit jedem Tage scheiden konnte!

Und dazu kam nun noch, daß ich Freunde in Weimar wiederfinden sollte, — Landsleute, über ein Jahrzehnd nicht gesehene, und die früher in schönen Stunden innerlich und äußerlich aufgeregter Jugend beisammengestanden, — in demselben Lampenlichte der Bühne und aus demselben Topfe geschminkt. Man hat Erinnerungen, über die man in spätern Jahren lächelt und die uns nur um so lieber sind. Mit ihnen ging uns ein Glück verloren, das jetzt keinen Curs mehr für uns hat, aber in der Münzsammlung unserer Erlebnisse einen desto höhern Werth der Vorliebe, ein pretium affectionis besitzt.

Wer mag es einem wehren, wenn man sich auch einen so kleinen Ausflug höchst wichtig sein läßt? Daher sah ich mich mit den Augen eines Reisephilisters den ganzen Tag über nach den Windfahnen und nach der Gunst des Himmels um und schloß mich mit dem Troste, den ein prachtvolles Abendroth gewährt, dem leipziger Eilwagen an, der nach eingebrochener Dämmerung von Frankfurt eintraf.

Das Kinzigthal webte voll mondheller Nebelzüge; die Mitternacht säuselte mit frischen Winden auf dem Scheidegebirge zwischen Süd- und Norddeutschland; die Vaterstadt Fulda empfing den Durchreisenden zum Frühstück mit ihrem einheimischen Kaffeebackwerke. Der Tag war heiter. Wie glänzte der Thüringerwald mit den kleinen Bergseen! Abwärts ging's an dürftigen Lehm-

hütten vorüber, deren gebrochene Hausthüren den Bewohner ein- und den Rauch auslassen. Der Abend füllte die Schlucht vor Eisenach mit Glanz und Pracht; die Felsen und ihre schlanken Fichten, die Wartburg über allen, schimmerten röthlich. — Gotha war noch von Mondscheinwandlern belebt. — Erfurt schlief fest hinter seinen schweren Thoren und unter seinen Schildwachen. Und wie einige Stunden nach Mitternacht der Eilwagen in Weimar einfuhr, empfand der Reisende die erste Täuschung, indem das neue Thor, die nächsten neuen Häuser seiner mondsüchtigen Einbildungskraft das Bild einer heitern, griechischen Stadt vorzauberten, das am andern Morgen, als ich mich auf spitzigem, widerwärtigem Pflaster umsah, sich in den krummen Gäßchen, hinter den alten schiefen Häusern, schnell verlor. Auch das heitere Wetter war in Trübniß umgeschlagen, und was ich von der Einwohnerschaft, besonders der höhern Stände sah, ging schwarz gekleidet.

Doch weder die Landestrauer über den Tod des Großherzogs noch ein bewölkter Himmel thaten der Freude des Wiedersehens Abbruch, als der Reisende jetzt die gastliche Wohnung des Oberbaudirectors Coudray betrat. Heitere Mienen, jubelnde Begrüßungen ließen alles andere vergessen. Wie es denn nach langer Trennung zu gehen pflegt: — erst sucht man aneinander selbst, am beiderseitigen Aussehen, die Fußtapfen der vergangenen Jahre; hüben und drüben reihen sich dann in flüchtigen Umrissen die beiderseitigen Leiden und Freuden an, bis man auf diesen getrennten Spuren zur Zeit der gemeinsamen Erlebnisse zurückgelangt. Ein mächtiger

Zauber liegt in solchen Erinnerungen versteckt: sie machen uns für den Augenblick wieder so jung wie damals, als sie selbst noch Ereignisse waren, und vergüten diese flüchtige Täuschung durch das innigere Glück, das diese Ereignisse erst dann gewinnen und gewähren, wenn sie zu Erinnerungen geworden sind. Erinnerungen sind zwar welk wie getrocknete Früchte, aber auch süß wie diese.

Coudray, der sich, wie schon bemerkt, sehr bald nach seiner Ueberweisung und Uebersiedelung von Fulda nach Weimar unter Goethe's Hausfreunde aufgenommen gesehen, versprach mir, bei erster Gelegenheit mich dem „Geheimrathe" anzumelden. Für die ersten Tage war aber darauf nicht zu rechnen: denn Rauch aus Berlin war eben da, um den Dichter zu zeichnen und zu modelliren. Von damals rührt das schöne Standbildchen — Goethe im Ueberrock, die Hände auf dem Rücken ineinander gefügt. — Auf einem guten Möbel im freundlichen Zimmer eines mit Goethe's Werken Vertrauten nimmt es den Ausdruck an, den der Erzähler bei Uebersendung eines solchen für eine Verehrerin des Dichters bestimmten Bildes in den Worten andeutete:

Sei dir der Dichter angenehm,
In deiner Winterklause!
Sieh nur, da steht er ganz bequem,
Als sei er da zu Hause.

Wie wir nun gleich vormittags die Stadt durchliefen, mußte auch ich mich überzeugen, daß sie, im Schmucke Deutschlands von gewöhnlichem Metall und Gepräge, nur durch die Juwele merkwürdig sei, die einst fürstliche Hände hier eingesetzt hatten. Wieland's Haus,

Schiller's Häuschen an der damals gegenübergestandenen Baumreihe, waren öde Stellen ausgebrochener Edelsteine. Wir wendeten uns um die Ecke und sahen Goethe's Haus vor uns. Nur in Weimar konnte es ein Palast heißen. Eben stand der Alte hinter den Fensterscheiben und blickte herab. Dies Blinken und Funkeln eines Geisterdemants vom ersten Feuer lieh dem kleinen Weimar damals noch einen letzten Glanz. Nachher blieb Eckermann als bononischer Stein dort und schimmerte in seinen bekannten „Unterhaltungen mit Goethe" die im Dunkel lang eingesogenen Strahlen aus. — Ich nahm jenen ersten Blick als gute Vorbedeutung, die sich noch dadurch bestärkte, daß uns gleich darauf, beim Eintritt in die Bibliothek, zwei Hausfreunde des Dichters — Maier und Riemer — begegneten. Alsbald war vom „Geheimrath" die Rede, und zwar mit einer Ehrerbietung in Ton und Haltung, als sei er selbst mitten unter uns. Dies brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht Goethe vielleicht in Weimar wie die Seele im menschlichen Leibe eine gewisse Allgegenwart habe. Ich nahm mir im stillen vor, einige Beobachtung darüber anzustellen.

Nachmittags konnte ich mich überzeugen, daß doch Goethe nicht die einzige Angel des weimarer Lebens, sondern wahrscheinlich nur die obere sei, und daß es noch eine untere gab. Frau Coudray führte mich nämlich zu Freundinnen ihres Hauses. Hier drehte sich alles um den Schauspieler Wagner, — den Gott selig habe! — Ein schöner Mann, wie ich ihn bald kennen lernte, und was noch mehr war, — der allen Frauen den Hof

machte. Neckereien, Anekdötchen, Gelegenheitsgedichte von ihm wurden mitgetheilt. Eine kleine braune Frau aus diesem Kreise, voll lebhafter Unbefangenheit, schien bei vielen dieser Geschichtchen besonders eingefädelt zu sein, und die Freundinnen fanden nun ihr Vergnügen daran, das Fädchen zu drehen und zu drillen.

Den folgenden Tag hatte sich das herrlichste Herbstwetter eingestellt; der Park mußte vormittags, Belvedere nachmittags besucht werden. Hier bot Schlößchen und Garten manches Sehenswerthe, und der Nachdenkliche fand sich zu Vergleichen und Bezügen aufgelegt. Die ärmlich erbauten Gewächshäuser mit reichem Inhalt erinnerten an Weimar selbst in seiner schönsten Zeit. Mehr noch das Palmenhaus. An diesem hob sich das Dach, damit sich die schlanken Bäume strecken konnten. Hätten sich doch die weimarer Lebensverhältnisse ebenso leicht heben und erweitern können für die dahin versetzten Geister. Wer wollte berechnen, wie hoch sie für das freie Volksleben hätten wachsen können? Wir müssen uns bei der Ueberzeugung beruhigen, daß ihrer Werke Palmenhirn und die Kokosmilch ihrer Früchte noch manche Generation im Kampfe des Lebens nähren und erquicken wird.

Wir unterbrachen unsere weimarer Ausbeute, um bei so gutem Wetter, wie es sich den Sonnabend aus schimmerndem Frühnebel herauszuwinden versprach, nach Frauenpriesnitz zu fahren, wo ein fuldaer Freund, Rothenbücher, der ehemalige Liebhaber auf unserm Theater, als Rentmeister stand. Der Kutscher brachte uns bei so trockenem Wetter mitten über das jenaer Schlachtfeld

und an der Windmühle vorüber, an welcher Napoleon damals commandirt hatte. Die Mühle stand still und verfallen da: ich glaube, sie hatte sich von jenem Commandiren und Kanoniren noch nicht wieder erholt. Vor und jenseit der Mühle erhoben sich in weiter Entfernung auf dieser Ebene zwei hohe Leichenhügel, mit üppigem Grün überkleidet. — In der Natur — scheint es — wird schneller als im Völkerleben das Abgestorbene zu neuen Erscheinungen umgewandelt. Die Natur, könnte man sagen, schlägt viel rascher und rastloser ihr Kapital um als die Geschichte. Vielleicht, weil dort mehr Einheit und Energie des Wollens, hier mehr Willkür und Widerspruch herrscht. —

Aber auch die gewaltigen Erinnerungen, die uns auf dieser weiten Ebene wie Geister aufstiegen, sollten schnell dem siegreichen Goethe weichen. Wir sahen nämlich Dornburg vor uns auf gleicher Ebene liegen. Wie manches war in diesem Schlößchen von dem Meister gedichtet worden! Und erst jüngst hatte der „Geheimrath“ hier die Trauer über den Verlust seines fürstlichen Freundes überstanden. Goethe pflegte sich nämlich bei schmerzlichen Ereignissen in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nach allem aber, was man aus seinem Leben über ihn gehört hat, bleibt uns immer ein leiser Zweifel, ob er der Einsamkeit bedurfte, um tiefe Schmerzen leichter zu bewältigen, oder ob er sie suchte, um der Gesellschaft, die auch einem starken Geiste tiefen Mitschmerz zumuthet, ein verhülltes Zugeständniß zu machen.

Wir betraten den Garten, in welchem meine Reise=

gefährtin mehr als einmal, wie sie sagte, den großen Dichter als liebenswürdigen, heitern Wirth —.

Ha! welch ein herrlicher Anblick! Tief unten, wo ich noch Ebene vermuthete, ein herauflachendes Thälchen! Am Fuße der jähen, nackten Berghalde der staubige Fahrweg nach Jena; dicht daran Wiesgrund, von der Saale in muthwilligen Bogen durchschlängelt; weidendes Vieh zwischen den Erlen- und Weidenbäumen sichtbar, und drüben ein wildbewaldeter Bergzug aufsteigend. — Zwischen jenen Waldbergen, die Schlucht hinauf, geht's nach Frauenpriesnitz. —

Fröhliches Wiedersehen des Freundes! Eine Sonntagsfeier vergangener guter Tage folgte. Auf die heitersten Vigilien eines warmen Sonnabends spielte die Orgel eines nächtlichen Sturms die Mette des Sonntags ein. Das alte, hochgelegene Schloß fing von allen Seiten den Wind auf, und durch hundert verschiedene Spalten und Ritze stimmte St.-Sturmius in allen Menschen- und Thierstimmen seine Mettenhymnen an. —

Der Freund führte mich auf einem Morgengange nach einem Höhepunkte, wo man das Flußthal entlang einen Blick nach Jena hatte. Doch öffnete sich den Vertraulichen auch ein Blick in ihre Vergangenheit; nur daß der Freund diesen Blick, nicht ohne Beflissenheit, mehr auf mich lenkte. Er war, wie es schien, nicht frei von der Eigenheit, die man an vielen guten Ehemännern bemerken kann. Wenn sie nach leidenschaftlichen Neigungen einen einfachen Bund geschlossen haben, möchten sie gern auch die alten Erinnerungen aus dem Kreise ihrer Treue bannen. Das menschliche Herz thut dann

wie ein Komet, der den Dunstschweif seines festen Kerns von der Sonne abwendet, die ihn jetzt beherrscht. Allein die Erinnerungen unsers Lebens behalten ein ewiges Recht an uns, und ein tüchtiger Mann schämt sich auch seiner Thorheiten nicht, sondern höchstens nur — ihrer Mütter. —

Statt zu fragen, wie es seiner ehemaligen Karoline gehe, von der ich ihm freilich nichts Erfreuliches zu berichten gehabt hätte, kam er immer wieder auf meine poetischen Erstlinge zurück.

„Lieber Freund", sagte ich ihm, „du mußt an deinem Lobe meine Jahre in Abzug bringen. Mit achtunddreißig solcher Lebensringe müßte ich ganz anderes geliefert haben; meine Freunde müßten nicht auf etwas hoffen, sondern das Publikum auf Neues harren."

„Alles mit Ausnahmen!" fiel der Freund ein. „Und so kommen deiner Verspätung wieder die ungünstigen Lebensverhältnisse zugut, an denen du, sozusagen, einen überlangen Winter gehabt hast. Ich will nur den Mangel an Schule erwähnen."

„Und den Ueberfluß an Kirche, darfst du hinzusetzen", erwiderte ich. „Ich will dir das erklären, da du mich doch immer wieder darauf bringst, von mir zu reden. Auch habe ich schon diese Nacht, während mich der Sturm nicht wieder einschlafen ließ, Betrachtungen über mich selbst angestellt. Gerade hier auf der Höhe von Weimar darf ich wol einen Blick rückwärts auf den Weg meiner Bildung werfen, jetzt, wo es mich zwischen unliebsamen Acten hindurch ins Gebiet der Literatur treiben will. Also meine Schule, sagst du! Die Stadt-

schule übergehe ich, die für eine katholische Bürgerschule von damals, im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, gut genug war. Als ich aus dieser mit etwas privat erlerntem Latein zum Gymnasium überging, wechselte schon im zweiten Jahre die alt-fürstbischöfliche Regierung mit der protestantischen des Erbprinzen von Oranien. Ich fiel, ungünstig genug, in eine Organisirungsperiode, in der über wiederholten Verbesserungsversuchen, für mich zu spät, etwas Dauerndes zu Stande kam. Manche Gegenstände des Unterrichts entgingen mir dadurch, daß sie zuerst in einer höhern Klasse gelehrt, sobald ich aber diese betrat, der eben verlassenen niedern zugewiesen wurden. Für andere Gegenstände gingen mir Hülfsbücher ab, die ich nicht anschaffen konnte; ich war auf mein leichtes Auffassungsvermögen angewiesen.

„Dennoch ging ich als belobter Schüler auf das Lyceum über. Hier interessirten mich die Vorträge in der Philosophie und Physik. Hinter der Mathematik suchte ich mich wegzustehlen, und konnte es um so leichter, als der ehemalige Benedictiner, der sie lehrte, durch seine Verweltlichung sehr heruntergekommen, in stetem Dusel und sehr unregelmäßig seine Vorträge hielt. Geschichte und classische Literatur fielen mager aus; für neue Literatur war nach Meißner's frühem Tod nicht gesorgt; es wurden nur von Stellvertretern Auffsätze aufgegeben und corrigirt, und in solchen that ich mich hervor.

„Zu alledem kam die ungünstigste Zeit des Kriegs seit 1806. Die Professoren wurden nicht regelmäßig bezahlt, aber regelmäßig bequartiert; sie gingen verdrossen

an ihren Beruf, wenn sie nicht ganz ausblieben. Einem begabten Studenten Aufmerksamkeit zu schenken, ihn zu ermuntern, zurecht zu weisen, fiel keinem der Lehrer ein, und ein blöder, verzagter Muttersohn, wie ich war, blieb ganz unbeachtet. So gingen auch diese Jahre unter halber Ernte hin.

„Nun hätte ich nach dem gewöhnlichen Gang in Deutschland auf die Universität gehen müssen. Aber du weißt ja, daß mir dazu die Mittel fehlten. Statt der Universität hatte mir — um mich den Frommen anzuschließen, um die sich der liebe Gott in allen Stücken bekümmert — der Himmel eine frühe Heirath zugedacht. Ehen werden ja im Himmel geschlossen, kommen aber auf Erden auch manchmal durch kleine Verirrungen unbesonnener, unerfahrener Jugend zu Stande, die einer fremden Verirrung — à propos kommen! — —

„Eine unglückliche Ehe hat nur einen Professor, aber außerordentlich viele Lectionen, und wenn man diese nicht versäumt, kann man an Lebensweisheit einige Entschädigung für das finden, was man auf dem Wege der Wissenschaft an Weltweisheit nicht erlangen konnte. Indeß versuchte ich auch auf diesen Wegen zuweilen eine Strecke ohne Führer zu laufen. Nur gerade in dem, was ich etwa an productiver Gabe besaß, blieb ich zurück. Ich kam ja zu keiner innern Sammlung, nicht zu jener Stille, die Goethe mit den Worten meint: «Es bildet ein Talent sich in der Stille.» — Es ist die Stille eines befriedigten oder sehnsuchtsvollen — nicht aber eines abgefundenen Herzens.

„Sieh, lieber Freund, da bot mir hinter der Oede

einer Schreibstube und der Trostlosigkeit des Hauses unser Liebhabertheater eine rechte Zuflucht. Ich fing damit an, mich zu produciren, ehe ich Poesie producirte. Du weißt, ich war mit Leib und Seele dabei, besonders nach Coudray's Abgang, den ich in der Regie ersetzen sollte. Ich hatte diese schon vorher übernommen, als wir ihm zum Trotz «Kabale und Liebe» durchsetzten, weil wir alle in die vorbestimmte Luise Millerin vernarrt waren, — der magere Berliner Bierstedt, der den Geiger Miller ausgezeichnet spielte, du, als Ferdinand, und ich als Regisseur, der unter den Augen der Frau Mama der Tochter die Rolle einstudiren mußte. Und welche Proben kostete das! Denn bei allem Ueberfluß an Fleisch, dessen sich das Fräulein zu erfreuen hatte, benahm es sich anfänglich, als ob es von Holz wäre. Und zuletzt ging's so prächtig! Weißt du noch?

„Zu meiner damaligen Unklarheit und Unkenntniß der Welt suchte ich nach Weimar einen falschen Weg und wies einen richtigen ab. Wäre ich damals mit 300 Thalern in weimarischen Staatsdienst gegangen, — wer weiß ob ich mich nicht, vielleicht selbst durch Goethe's Vermittelung, sehr bald hätte verbessern können. Statt dessen fragte ich bei Coudray an, ob ich nicht beim dortigen Theater einen Platz fände. Der einsichtsvolle Mann warnte mich, mit Mutter, Kind und einer Frau, die freilich nirgends hinpaßte, mich auf eine Komödiantengage zu setzen. —

„Gottlob! das alles ist nun durchgekämpft! Ich stehe jetzt auf zureichendem Einkommen, und habe mich innerlich frei genug gemacht, sodaß ich meinem Drang,

etwas zu schaffen, in heitern Stunden nachgeben kann. Nur was ich vorhin zu viel Kirche nannte, behindert mich noch immer, und das muß ich dir nun erklären.

„Der außerordentlich ängstliche Kirchenglaube, den mir die fromme, beengte Mutter von lallender Kindheit auf eingepflanzt, und in den mich, am Gymnasium, ein fanatischer, jesuitischer Director hineingeängstigt hatte, hing mir noch lang, selbst als ich längst den Katechismus des Jesuitenpaters Canisius abgeschüttelt hatte, mit einer tückischen Macht im Gebiete des Aesthetischen nach. Hier von aller Schule und Vorbildung verlassen, und doch gewohnt immer nach dem Wahren und Rechten zu fragen, fehlte mir der ästhetische Papst und der Katechismus der Poetik. Ich las Recensionen auf Recensionen berühmter Werke, um zu erfahren, worin deren Werth, worin ihre Gebrechen lägen, und worauf es also bei solchen Dichtungen ankomme. Natürlich ward ich in die Widersprüche der Recensenten mit hineingezogen und immer zweifelhafter. Hätte ich nur den Muth gehabt, mit meinen Eingebungen darauf loszugehen: vielleicht wäre ich mir auch in meinem dunkeln Drang des rechten Wegs bewußt geworden, ohne darum ein Genie zu sein."

„Wahrlich, lieber Freund, es fehlt dir nicht an Kenntniß deiner selbst", entgegnete mir Rothenbücher. „Aber — wär's nicht besser, du gingst einmal aus dir heraus? Und solltest du dir nicht ein freieres Feld wählen als das Drama? Ohne Theater kommst du da nicht leicht fort, und du weißt, wie schwer es heute (1828) hält, seine Kinder vor die Coulissen zu führen."

„Daran habe ich auch schon gedacht, mein Freund",

erwiderte ich. „Vielleicht geht's besser mit der Erzählung, mit dem Roman. Ich muß es übrigens mit meinem Produciren halten, wie ich selbst bisjetzt producirt worden bin: ich muß es ruhig werden lassen! So stehen ja auch die Erzeugnisse eines Planeten im Verhältniß zu seinem Sonnenstande, Umschwung, Umlauf u. s. w. Du lachst? Gut, ich lache mit, daß man so gern auch seine Lappalien unter einen erhabenen Gesichtspunkt bringt."

Die Frauen, die uns nachkamen, hatten uns eingeholt, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Den Montag ging's nach Jena durch das schöne, baumreiche Saalthal, das in der Nähe der Stadt sich an die kahlen, seltsam abgeschnittenen Berge anlehnt. Auch Jena galt mir jetzt nur für ein anderes Gewand, für einen besondern Anzug Goethe's, in welchem er sonst seinen Schiller besucht, oder dem Atheisten Fichte Audienz gegeben hatte. Auch diesen Traum zu beleben, stellte sich uns in dem Bauofficianten, bei welchem wir einkehrten, — ein ehemaliger Kammerdiener Goethe's dar. — „Ei tausendmal willkommen!" rief der joviale Alte der Gemahlin seines Dienstvorgesetzten entgegen. „Wie geht's in Weimar? Was macht der «Geheimrath»?"

So ging mir's denn mit Goethe's Titel, wie es einst dem Dichter selbst mit dem alten Lied auf Marlborough gegangen war: wie weit auch der Reisende kam, immer umtönte es ihn. —

Wir waren den Abend wieder nach Weimar zurückgekehrt, und besuchten folgenden Tags das literarisch berühmte Tiefurt. Eine trauliche Einsamkeit, die mit

herbstlicher Trauer das Andenken an eine geistreiche Fürstin feierte. Gute Kupferstiche und Büsten aus jener Zeit wollten noch nicht ganz den kindischen Spielereien weichen, die — sich unter dem jetzt herrschenden Geschmack des Hofes dort eindrängten. Wir blätterten auch in dem Tagebuche, das aus den Beiträgen jener geistvollen Freunde erwachsen war, die einst hier einen seltenen Kranz um die Herzogin Amalie bildeten. Die Ilm murmelte noch in dem stillen Parke von jenen schönen Tagen; sonst war alles still umher.

Wie wir zurückkamen, war Coudray auf den Abend zu Goethe eingeladen. Er rieth mir, auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu sein; es seien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück sei, würde er mich zu den andern bitten lassen, da er bisher nur auf einen ihm bequemen Augenblick gewartet habe, mich bei sich zu sehen. — Ich begriff wohl, daß ich eine der Fliegen sein sollte, die der alte Herr, um Ruhe zu haben, mit einer Klappe treffen wollte. Dafür brachte ich aber den Vortheil in Anschlag, daß ich, anstatt dem „Geheimrath" flüchtig vorgestellt zu werden, nun Goethe einen Abend lang unter Fremden und Freunden sehen und hören sollte. Wie vorausgesagt, ward ich, bald nachdem Coudray von Hause fortgegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe stieg es sich ganz bequem hinauf; nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethe's Widerwillen gegen Augengläser an der Stubenthür meine Brille einstecken mußte. Nicht, weil ich nunmehr

das auf der Thürschwelle eingelegte berühmte „Salve" übersah, sondern weil ein Kurzsichtiger beim Eintritt in eine Gesellschaft, die er zumal bei Kerzenlichte nicht schnell und aus der Ferne individualisiren kann, leicht befangen und linkisch erscheint. Der erste Eindruck eines Menschen war aber bei Goethe's Empfindungsweise haftend. —

Meine Anrede schnitt der Geheimrath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab, die mir vergessen sind. Ich reihte mich also, da ich ihn eben im Gespräch mit einem Fremden unterbrochen hatte, den schwarzgekleideten Freunden an, die seitwärts in ehrerbietiger Ferne standen. Es waren außer Coudray — Riemer, Maier und Eckermann. Der eine von beiden Fremden war der Maler R. aus Berlin, der andere mir unbekannt. Mit diesem unterhielt sich Goethe fortwährend in der Fensternische, indeß Thee umhergegeben wurde.

Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tisch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise, besonders am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen, oder — wie er sich ausdrückte — geknackert hatte. Ueberhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Contrast zu dem ernsten Dichter. Klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebenso sehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethe's Gemessenheit und heitere Bemerkungen — das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit

festem Auge den Tisch; während R., kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrath zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die „Geheimrathschaft“ des Wirthes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Wort, sein behagliches Lachen, seine Anreden und Erwiderungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethe's Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zu Hause zu fühlen. Mir selbst waren die zur Schau circulirenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen, und über die „geknackerten“ Zeichnungen hinweg nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas Geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochenen Blätter mit den fast pedantisch wiederholten Worten zurück: „Sie sollen bedankt sein!“ — „Sie sollen belobt sein, wie immer!“ — Eine seltene Paste, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein:

„Da, heben Sie es sorgfältig wieder auf!“ —

„Nicht wahr“, lachte R., „damit sie nicht in unrechte Hände komme?“ —

„Nein“, lächelte der Alte, „weil sie vielleicht nicht in den rechten ist.“ —

Bei dieser Gelegenheit rühmte R. unbefangen genug seine besonders in Italien verübten Kunstdiebereien; erzählte, wie er die Aufseher trunken gemacht habe, sodaß

sie dann im Dusel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taschen gefallen sei.

Goethe erwiderte mit der Nachsicht, die er selbst zuweilen für sich nöthig gehabt haben soll: „Bei Dienstboten werden gefundene Eßwaaren nicht für gestohlen angesehen. So sind auch solche Kunstsachen gleichsam für Leckerbissen zu halten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja manchem erzeigt man eine unerkannte Wohlthat, wenn man sie ihm entwendet, und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen."

Unter den Seltenheiten, die R. zu besitzen sich rühmte, prahlte er auch sehr mit einem Ei aus Herculanum, dem einzigen, das man in Deutschland habe; es sei aber leicht wie Luft.

„Es ist also nicht viel auszubrüten darin", erwiderte Goethe, „auch wäre wol dazu erst ein herculanisches Huhn beizubringen."

R. war sehr heiser und ward es durch sein vieles Reden immermehr. Hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: „Sehen Sie hier die classische Stelle, wo ich mir den Schnupfen geholt habe, — diesen schlechten R e f e r e n d a r, der doch A s s e s s o r geworden, obschon er im M a t u r i t ä t s = Examen d u r c h g e f a l l e n ist."

Auf diesen, in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz versetzte Goethe ganz trocken:

„Das haben Künstler voraus, daß sie an ungesunde Orte geführt werden."

Mit Eitelkeit versetzte R.: „Mancher aber holt

sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann."

Nach aufgehobener beschauender Sitzung, während kalter Punsch und Gebackenes umgereicht wurde, unterhielt sich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mir den verehrten Mann recht in nächster Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunstgegenständen und Künstlern, und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. — Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunstkennerschaft! dachte ich bei mir selbst. Er konnte diesen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Interesse mehr darauf geheftet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor seinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu bestehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte, dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angesiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus „Hermann und Dorothea" gewidmet und übersendet hatte. —

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der „Geheimrath". Wir schieden, die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen. —

Bedeutendes von dem größten Dichter des Jahrhunderts zu hören, war nun an diesem, nur einer flüchtigen Kunstbeschauung gewidmeten Abende nicht vergönnt gewesen. Allein das Außerordentliche ist eben auch außer der Ordnung: wer dürfte darauf Rechnung machen?

Hatte ich doch meine bescheidene Absicht erreicht und ein lebendiges Bild des großen Mannes gewonnen. Wer möchte ihn nicht in seiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von innen mehr durchglüht aussah, als ich ihn damals fand. Sein Auge war wol noch warm, seine Stimme stark; aber sein Schritt schien nicht mehr fest; wenn ihm nicht etwa die eigenthümliche Art, Schulter und Haupt steif aufrecht zu tragen, und mit kurzen Schritten leise aufzutreten, ein so schwankendes Ansehen gab, daß er mehr zu schweben als zu schreiten schien. —

Sollte ich nun unter diesem Bilde noch einige Bilderchen anbringen: so müßte ich von Peucer und St. Schütz, von Hummel und Strohmeier, von Frau Schopenhauer und ihrer Tochter Adele erzählen. Diese, die uns bei unserm Besuche empfing, und während des Nachmittagsschläfchens ihrer Mutter unterhielt, machte mir mit einer einzigen Bemerkung klar, wie geplagt auch Goethe oft genug gewesen sein muß. Adele beklagte nämlich gar sehr, daß man jetzt bei dem — „Geheimrathe" so schwer und selten vorkommen könnte. Die aus den Bädern oder von der Versammlung der Naturforscher aus Berlin heimkehrenden Fremden nähmen ihn ganz und gar in Beschlag. Sie warte von Tag zu Tag auf ein gutes Stündchen bei ihm; denn sie bedürfe doch gar sehr seines Rathes bei der Wahl — Sie suchte lebhaft unter den umherliegenden Papieren — wie ich glaubte nach einigen Porträts, — als sie ein Papier aufrollend fortfuhr: „Bei der Wahl einiger Farben zu dieser Arbeit auf Holz!"

Sie wies eine Blumenzeichnung auf, die mein Begleiter Coudray als Kenner sehr lobte, während ich im stillen Goethe bedauerte, der so vielen und in so vielen Dingen ein „Geheimrath“ sein mußte. Als ihre Mutter, aus dem Mittagsschläfchen erwacht, uns auf vornehmem Sofa empfangen hatte, legte uns Adele viel Schönes, was sie gemalt und was sie mit der Schere aus schwarzem Papiere geschnitten, zum Beschauen vor.

Man konnte bei der Betrachtung dieser kleinen Kunstwerke sich freuen, daß einem liebenswürdigen Mädchen zum Ersatze für den ihrem Angesichte so gänzlich versagten Liebreiz die Gabe, so Anmuthiges zu bilden, in Hand und Auge gelegt war. Denn man begegnet zuweilen im Leben dem absonderlichen Misgeschick, daß einer unschönen Persönlichkeit auch alle Grazie im Benehmen und selbst der Geschmack sich ansprechend zu kleiden fehlt. Und dann gibt wol eine recht tückische Fee dem Stiefkinde des Glücks zum Trost eine anspruchsvolle Selbsttäuschung mit auf den Weg!

Inzwischen wurde ich im Gesellschaftskreise meiner freundlichen Wirthe als Gast hin- und hergeworfen. Man schien sich in diesen weimarer Kreisen vor allem und über alles gern zu vergnügen, und die beste Laune vergütete, was den Interessen und Abfällen des Lebens an Gewicht fehlte. Die Art, wie man auch im Kreise der Frauen sich gab und die Dinge nahm, war gerade nicht vornehm zu schelten. Wer weiß aber, wie viel die weimarer Mundart, ein nicht nach dem reinen A gestimmtes Instrument, an der Unterhaltung verdarb. Auch ist es

immer gewagt, mit dem Rausche der einst aus Weimar versandten Poesie nach der Stätte zu kommen, wo sie gekeltert ward. Der Stadt Weimar liegen die Trester ihrer versandten Weine zur Last. Doch ward dem Erzähler mancher alte Trunk geschenkt und gegönnt. Eine kleine lebhafte Brünette declamirte z. B. gern Stellen aus Goethe's und Schiller's Werken, und ihr Gedächtniß war ihr darin so treu, daß sich selbst ihr munterer Witz darauf verlassen konnte. Eines Morgens brachte ich ihr den in der Abendgesellschaft vergessenen Shawl in ihre Wohnung, und wie ich ins Zimmer getreten, das Tuch mit einer fragenden Geberde in die Höhe halte, ruft sie pathetisch: „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!“ —

Vom Theater und der russischen Messe, vom Schloß mit den schönen Malachitsachen und Hackert'schen Bildern will ich nichts sagen; aber zwei Octoberabende tauchen in meiner Erinnerung auf, die mich bewegen.

An einem düstern Abende besuchte ich den Kirchhof und blieb in der Fürstengruft an Schiller's Sarge stehen. Die Worte dieses edeln Dichters: „Es soll der Dichter mit dem König gehen“ — waren das Thema meiner Empfindungen. Drunten im kleinen Weimar lebte noch der Dichter, der mit seinem gnädigen Herzoge Arm in Arm und mit Du und Du gegangen war; hier ruhte der andere, von dem es heißen konnte: Es soll der Dichter nächst dem Fürsten ruhn. Ich brach einige Blätter aus dem Lorberkranze, der auf Schiller's Sarge lag, um sie in einem Briefe zu versenden. Doch die Täu-

BIBLIOTHECA REGIA BAMBERGENSIS

schungen des Lebens weben auch noch um die Särge der Dichter. Die Freundin dachte nicht daran, daß die Lorberblätter, die sie empfing, nicht um des Dichters Haupt gelegen, sondern aus einem Kranze gebrochen waren, der erst seit kurzem, nachdem der frühere von Reisenden zerpflückt worden, auf dem Sarge ruhte. Ich selber auch dachte nicht daran, daß die eingeschlossenen Gebeine vielleicht nicht einmal — wenigstens nicht alle — Schiller's waren. Denn der Verstorbene war erst auf dem Jakobskirchhofe im Landschafts-Kassengewölbe beigesetzt gewesen, wo man seine Gebeine, als sie in die Fürstengruft erhöht werden sollten, mit manchen andern aus den zerfallenen Särgen vermischt gefunden hatte. — Der Naturforscher ordnet die vorweltlichen Thiere nach ihren wenn auch zerstreut ausgegrabenen Knochen; welcher Kritiker aber kann die Gebeine eines Dichters von denen eines Handwerkers sondern? Wer weiß, mit welchem längstvergessenen Manne einst bei der allgemeinen Auferstehung unser Dichter erst ein Bein, eine Rippe oder ein paar Halswirbel austauschen muß, ehe die allgemeine Verklärung seinen besondern Dichterruhm in sich auflöst!

Oberhalb dem Kirchhofe mit der Fürstengruft, und zwar unmittelbar anstoßend, liegt die herrschaftliche Baumschule, eine großartige Einrichtung, der ein Landesdirectionsrath vorsteht. Von diesem eingeladen, sollten wir hier noch einen tollen Sonntagabend verbringen. Es war eine trauliche Gesellschaft, ein freier Blick über das Thal, fröhliches Gespräch der Männer, und dazwischen etwas Frauenschwärmerei mit Declamation. Als

wir schon bei Lichtern im Sommerhause an wohlbestellter Tafel saßen, trat noch ein Gast mit glänzenden Augen herein. Alle mutterwitzigen Blicke der Frauen fielen auf eine unter ihnen, die eben nicht verlegen schien. Eingeladen war der späte Ankömmling nicht und konnte selbst ohne heimlichen Wink jener Freundin nichts von der traulichen Gesellschaft so weit außerhalb der Stadt wissen. Der späte Gast war — Goethe. Nicht der „Geheimrath", sondern der Kammerrath, der Sohn. Es war mir lieb, auch ihn vor meiner Abreise noch zu sehen. Es entstand ein eigener Wetteifer: der Kammerrath liebte ein leeres Glas vor sich zu haben und der Landesdirectionsrath konnte als Wirth kein leeres stehen sehen. Da gab's ein Füllen und ein Leeren! Goethe trank uns allen vor. Wir eiferten ihm nachzukommen und eine laute Lustigkeit kam auf. Man sang und lärmte. Goethe schlug zuletzt einen Zug durch den Garten vor. Man faßte sich zu Paaren an den Händen; singend und jauchzend zog man dem lustigen Manne nach auf den schmalen Pfaden, welche die verschiedenen Klassen der Baumzöglinge trennten, — den Berggarten hinauf, seitwärts hinab immer tiefer ins Dunkel, bis wo man an einem Mäuerchen wenden mußte. Es war die Mauer des Kirchhofs.

Ich erschrak. Es war ein schmales, niederes Mäuerchen, das den flüchtigen Lebensübermuth von denen schied, „die so sanft ruhn". — Ja wohl den flüchtigen! Der damals über die stillen dunkeln Gräber hinjauchzte, — er lag nicht lange darauf und — früh begraben. Mag er den Rausch des Lebens verschlafen! Die andern Kin-

der seines Vaters sind unsterblich. Sie werden noch manches Herz berauschen und beruhigen.

Daß man sich aber Goethe nicht nähern könne, ohne wenigstens ein Weilchen in seinen Gespinsten zu zappeln, sollte ich beim Abschiede von Weimar empfinden. Ich konnte nicht umhin, den Freunden ein gereimtes Blatt zu hinterlassen. Und wer erkannte nicht die unwillkürliche Nachahmung der Manier des gealterten Goethe, wenn ich den Freunden zurief:

Lang getrennt und treu gefunden, —
Neue Lagen, alte Herzen,
Alte Mären, neues Scherzen, —
Was vergleicht sich solchen Stunden?

Und noch treibt's in meinem Innern;
Einmal ist der Weg durchmessen,
Und zum alten Unvergessen
Kommt ein wachsendes Erinnern.

Grämlich sieht das Amt zum Wandern,
Mißt nur knapp die Flatterstunden;
Doch das Herz bleibt ungebunden,
— Einer findet wol den andern!

Daß ich nun in Hanau noch länger mit den weimarer Freunden in lebhafter Theilnahme an ihren Angelegenheiten blieb, läßt sich denken. Aber erst nach Jahren sah ich Weimar wieder, nachdem die Kinder des befreundeten Paares herangewachsen und zum Theil zerstreut waren, die liebenswürdige Mutter aber unterhalb jenes Gartens ruhte, in welchem wir, sie selbst an Goethe's, des Kammeraths Hand, mit Gesang über

die Gräber hinaus den nächtlichen Umzug gehalten hatten. — —

Hier möchte es nun am Platze sein, über Coudray's Herkunft, dieses in Weimar so begünstigten Mannes, eine flüchtige Erinnerung beizubringen.

Clemens Coudray war ein Taufpathe des Herzogs Clemens Wenzel von Sachsen, bei dem, als Kurfürsten von Trier, Coudray's Vater im Kammerdienste stand. Dem Pathen wurde zum Pathengeschenk ein Kanonikat verliehen, das ihm aber, als die Franzosen die Rheinlande wegnahmen, verloren ging.

Der junge Clemens pilgerte nun, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, zum reichen Vetter Rumpf, dem Tapezierer, nach Frankfurt in die Lehre.

Dieser schickte ihn gelegentlich nach Paris zur Auswahl geschmackvoller Posamentier- und dergleichen Bedürfnisse eines Tapezierers und Decorateurs.

Hier machte Clemens die Bekanntschaft der jungen Architekten und benutzte den Unterricht bei Durand, spielte auch auf dem Landsitze der Madame Durand Komödie mit.

Sehr bald verbesserte er auch seine äußere Lage dadurch, daß er, an Cambacérès empfohlen, beim Bau eines Landgutes dieses nachmaligen Reichskanzlers von Frankreich zum Aufseher bestellt wurde und ein ansehnliches Tagegeld bezog.

Seine Rückkehr nach Frankfurt fiel noch in die Regierungszeit des Prinzen von Oranien in Fulda.

Dieser hatte Rumpf von Frankfurt kommen lassen, um das Schloß der Fasanerie auszuschmücken, und sprach bei

dieser Gelegenheit den Wunsch aus, einen jungen Mann zu haben, der die Arbeiten eines Hoftapezierers besorgen könne. Rumpf empfahl den jungen Coudray und präsentirte ihn dem Fürsten, als dieser den Johannisberg am Rhein, damals noch zu Fulda gehörig, besuchte. Coudray gewinnt hier die besondere Gunst der Prinzessin von Oranien, die ihn eines schönen Tags durch ihre Kammerfrau rufen läßt, um — seine Zukunft mit ihm zu berathen. Wirklich wird er nun als Hofarchitekt angestellt und erhält nach einiger Zeit Urlaub, um Italien zu besuchen.

Von da zurückgekehrt, gewinnt er die Gunst der Franzosen, die inzwischen Fulda in Besitz genommen haben, und geht mit dieser Provinz im Jahre 1810 als Chef des Bauwesens in die Dienste des Großherzogs von Frankfurt über, wo wir ihn zuerst kennen gelernt haben.

III.

Meine Kirche.

Die Menschen neigen sehr zu der unnützen Phantasie, darüber zu räthseln, was wol unter andern Voraussetzungen als den wirklich erlebten aus ihnen geworden wäre. Ich selbst habe in spätern Jahren, wenn ich bedachte, daß ich im Jahre 1816 als junger Mann nach Weimar hätte übersiedeln können, mich gefragt, ob ich nicht durch Coudray, der sehr bald zu Goethe's Hausfreunden gehörte, in des Dichters Nähe, vielleicht dem spätern Eckermann voraus an dessen Stelle oder zwischen Goethe und das Theater getreten wäre. Er kannte später mein Drama und hatte gegen Coudray Winke für meine nächsten Arbeiten ausgesprochen. Ich hatte damals Freude am Theater, Gabe der Darstellung, einige Kenntniß des Technischen und Vorliebe für das Dramatische. Goethe selbst wäre zwölf Jahre jünger gewesen.

Vor diesem Drama hatte ich schon für die Schuhmann'sche Sammlung in Zwickau den Voltaire'schen

„Brutus“ in Jamben übersetzt, einige kleine dramatische Sachen und hiernach das erst später bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene Trauerspiel „Otto's Bußfahrt“ geschrieben.

Jenes frühere Drama: „Otto's Brautfahrt“, war denn auch durch Vermittelung eines Freundes — da es mir in eigenen Angelegenheiten an Betriebsamkeit fehlte — für die frankfurter Bühne von dem damaligen Vorstand Ihle angenommen worden. Ich hatte nur einige kleine Veränderungen vorzunehmen und ein paar Schimpfworte zwischen zwei Knappen zu streichen, die einander den Schwaben- und den Sachsenbuben vorwarfen. — Die Bundestagsgesandten seien gar zu empfindlich, meinte Ihle. — Was? rief ich verwundert aus, empfindlich bis ins zehnte Jahrhundert zurück, wo wir noch die mächtigen Kaiser ohne den Jammer eines Bundestags hatten? Wir lachten herzlich über die Behutsamkeiten der Freien Stadt. Die Rollen wurden mit zarter Rücksicht auf den sächsischen und den würtemberger Bundestagsgesandten ausgeschrieben und Ihle konnte mir nicht genug sagen, wie sehr die Schauspieler sich auf die so sprechbaren, schwunghaften Verse freuten, als er unerwartet starb und sein Nachfolger das Stück beiseite legte. —

Mir graute vor weitern Versuchen, das Stück auf die Bühne zu bringen, und ich sah mich nach prosaischen Wegen um. Da begegnete mir eine sonderbare Aufforderung, die mein stilles Leben in eine neue Richtung und ungeahnte Verwickelung zu verlocken bestimmt war.

Ich erzähle in meinem Büchlein: „Auch eine Jugend", den frühesten Verlauf meines Lebens in den engen Verhältnissen meiner fürstbischöflichen Vaterstadt, an der ängstlichen Hand einer frommen Mutter im Hause eines Oheims, der als Laienbruder im Kapuzinerkloster gedient hatte, und unter der Zucht des Gymnasiums, das bis zu dessen Umgestaltung unter dem Prinzen von Oranien altjesuitisch eingerichtet war.

Als Knabe hatte ich bei den Kapuzinern die Messe bedient, war zwar schon als Student im Uebergang aus dem Gymnasium ins Lyceum den Verlockungen zum Kloster der Franciscaner glücklich entsprungen: daß ich aber jetzt in den Jahren, wo man vorsichtig in der Welt wird, gegen einen Kirchenbann anrennen werde, hätte wol nach solchen Vorausgängen meiner Kindheit, Jugend und Bildung, niemand so leicht erwartet. Selbst ein unglückliches Verhängniß erhaschte mich noch, den Zwanzigjährigen, um mich in ein häusliches Verhältniß zu verstricken und zurückzuhalten.

Mit der winterlichen Trauung am Fuß des beschneiten Rhöngebirges schließt jene Jugendgeschichte.

Eine so frühe und höchst unglückliche Verbindung hatte zunächst auf die sittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröstenden Kräfte der Phantasie einen entschiedenen Einfluß, weniger aber auf religiöse Ansichten. Viele Jahre lang ließ ich das Kirchliche hingestellt sein. Ich meine kirchliche Fragen und Lehren; denn an den Ceremonien blieb ich fortwährend mit zarten Wurzeln

hangen und sog für mein Gefühl eine Nahrung ein, die sich zu ganz kirchenwidrigen religiösen Ueberzeugungen verwandelte. Ich wüßte kein eigenthümlich katholisches Dogma, das ich damals noch geglaubt hätte. Und die Ascetik der Kirche, — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir zu einer Freude winkte: aber der ernste war mir ebenso willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte und die Kerzen der heimlichsten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Weltaltar für den Unaussprechlichen, dem ich es überließ, ob er lieber theologisch oder lieber philosophisch-dreifaltig sein mochte; nur ein Dankgebet stieg auf für das beseligende Gefühl des Daseins; auch ein Opfer fand statt, — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigene Mängel und über fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals, — daß uns eine Gotteshand führe. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muths in das Leben trat, kümmerte mich das Geheimniß der Gnade wenig, solange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unsern Willen frei vom Zwang des Bösen gemacht hat.

Dennoch mochte auch hierin mein Naturell viel katholischer geblieben sein, als ich es dachte, und wie diese mütterliche Kirche sehr nachsichtig mit den mangelhaften

Werken derjenigen ist, die nur ihrer rührenden Andacht gläubig bleiben: so mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz so voller Aeolsharfenklänge eines Wehens von oben war, oft genug an energischem Handeln haben fehlen lassen. Und wie oft wird man nicht selbst an diesen frommen Gefühlen irre! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht bloße Stimmungen der Nerven sind, so großen Werth um deswillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es sich in der That umgekehrt und bebt das Uebersinnlich-Heilige, wenn es sich dem Menschen in Accorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervensaiten, wie ja wirklich auch die zartesten Harmonien in Darmsaiten erklingen?

Absterbende Organismen der Natur gewähren jeglichem Beschauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort schon vertrockneter Theile. Anders ist es mit den Organisationen des Geistes. Darum läßt sich auch hinsichtlich des für die Menschheit absterbenden Katholicismus nicht bestimmen, für welche einzelnen Menschen er noch sein volles Leben habe. Derselbe Zweig, der den einen schon kahl anstarrt, fächelt dem andern noch mit welken Blüten. Aber so überaus mächtig ist die Lebenskraft einer Kirche, die einst eine ganze Welt mit Wundern erfüllte, daß sie noch immer mit einem ihrer tiefsinnigen Gebräuche oder mit der Zauberformel eines Gebets religiöse Gefühle selbst in einem ihr abtrünnigen Herzen anfacht. Oder übt die Kirche vielleicht auch diese Macht auf ein abtrünniges Herz nur

durch den diesem selbst einwohnenden Zauber der Erinnerung?

Genug, ich besuchte auch noch in dem protestantischen Hanau, als ich im Staatsdienste dahin versetzt war, die katholische Kapelle, in deren kahlem, engem Raume sich die Bewegungen der Messe nur kümmerlich ausnahmen. In dieser regsamen und vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielseitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrscht zugleich eine auf diese Bildung gegründete oder auch durch geschichtliche Entwickelung herbeigeführte Toleranz, die an Indifferentismus streift. Ich sage — durch geschichtliche Entwickelung; denn jene eifrigen Wallonen, geschickte Weber und Goldschmiede, die einst nach Aufhebung des Edicts von Nantes um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlassen konnten, scheinen damals das ganze Familienkapital von Religionseifer verbraucht zu haben. Und nachdem sie hier, am flachen Ufer des ruhig strömenden Main, heitern Willkommen und bequemen Raum für den Webstuhl und das Werkbret gefunden, vererbten sie ihren Nachkommen nur die ganz unverbrauchte Ersparniß an Lebenslust. Von Sekteneifer kam im bürgerlichen Verkehr nichts vor; einige Betbrüder belächelte man, wenn sie einem von einem Landhause her auf dem philippsruher Wege in schlichtem Ueberrock und unter breitem Hut zur Erde blickend begegneten. Noch weniger bekümmerte man sich um die literarischen Fehden, die — des lieben Friedens halber — zwischen Katholicismus und Protestantismus in ältern und neubegründeten Zeitschriften geführt wurden.

Da kam mir unerwartet durch einen Freund die Aufforderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt, an dessen neugestiftetem „Protestant“ — einer gegen den „Katholiken“ gerichteten Zeitschrift — theil als Mitarbeiter zu nehmen. Dies seltsame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man sich so gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Daneben hatte mich ohnehin schon die hier schleichende, dort anmaßliche Reaction der Römlinge, das überall wieder erwachende Pfaffenthum im stillen verdrossen. Und soll ich hinzusetzen, daß man zuweilen auch sein Vergnügen darin findet, auf paradoxe Weise unklug zu sein? Kurz ich gab jener Aufforderung nach und lieferte kleine Betrachtungen über katholische Dinge. Da mir Laien das schwere Rüstzeug fehlte, so führte ich mit desto mehr Laune die leichten Waffen eines Freiwilligen. Und doch ist der Spott überhaupt meist viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt rascher, was einer angefochtenen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehört, zu neuem eifrigen Leben. Dann muß es freilich ein Spott sein, der vor dem wahrhaft Heiligen seine Waffe senkt. Und so war der meinige. Die kleinen Betrachtungen fanden Beifall, sodaß es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht war, als ich sie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel „Rosenkranz eines Katholiken“ herausgeben wollte. So erschienen sie 1829. —

Das Büchlein liegt vor. Geschmackvoll geschrieben will ich es nicht nennen: es fällt hier und da ein wenig in den Ton, in welchem die Klerikalen der neuen Concordate heute noch unübertrefflich schreiben. Es war mein Stil vor der Excommunication.

Bezeichnend genug für die Männer der unbedingten Kirchenfreiheit war es, daß sie erst auf polizeilichem Wege in Frankfurt untersuchen ließen, ob das Buch — mit Censur gedruckt sei. In ihrem Interesse war ihnen die Censur recht. Dann machte das Domkapitel in Fulda aus dem Rosenkranz eine Dornenlese, die es mir durch den katholischen Pfarrer in Hanau mit dem Begehr vorlegen ließ, mich zu rechtfertigen oder zu widerrufen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, auf dem verschlungenen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitinteresse mich bei den Verhandlungen aufzuhalten, die nunmehr mit jener geistlichen Behörde unvermeidlich blieben. Die Stellvertreterin der Kirche sprach in dem ruhigen Tone, der scharf und streng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nichts weniger erwarten durfte, als mein Buch vor einer solchen Obrigkeit gerechtfertigt zu sehen, so wollte ich diese dafür auch nicht erwarten lassen, daß ich es widerrufen könne. Belehrungen, die schriftlich und mündlich versucht wurden, konnten zu nichts führen, weil jene Lehren und meine Ueberzeugungen unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen lagen. Zwar die geistlichen Herren schienen einen unparteiischen Standpunkt wählen zu wollen, indem sie mir zur Selbstbelehrung eine Schrift des protestantischen

Tholuck über dessen Lehre von der Sünde und dem Versöhner zustellen ließen. Allein, sollte ich denn gerade um Tholuck's willen — römisch-katholisch glauben? Hinter Tholuck's Rücken wurde zugleich mit der Excommunication gedroht.

Ich hielt für das Beste, um eine Frist zu nochmaliger Prüfung der verhandelten Sache nachzusuchen. Es schien mir, als ob auch das fuldaer Domkapitel der Besinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher es eine Excommunication aussprechen wollte.

Indem ich aber bei der hohen Stimmung des Kapitels, das mit dem neuen Bisthum große Kirchenthaten im Auge hatte, doch an solcher Besinnung zweifelte, schrieb ich während der mir bewilligten Jahresfrist das Buch „Der Christbaum des Lebens", aus welchem der Sanhedrin in Fulda ersehen sollte, wie tiefgewurzelt meine Ueberzeugung stände. Dies Buch reichte ich, als nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines „Rosenkranz" mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte, als meine Erklärung ein, beeilte mich aber auch, eine solche verjüngungslustige Kirchengewalt in ihre engsten Schranken zurückzudrängen. Ich rief den Schutz des Ministeriums gegen jede ins Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemessenes Verbot an den Bischof in Fulda. Dieser blieb nun auf seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er nur ganz im stillen, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche, den sogenannten kleinen Bann verhängen konnte. — Und so schloß denn „Johann

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Adam Rieger durch Gottes Barmherzigkeit und mit Bestätigung des apostolischen Stuhls Bischof zu Fulda" schriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfasser des „Rosenkranz eines Katholiken" von seiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda den 25. Juni 1831". —

Später fand doch diese stille That einen Posaunenstoß in der „Aschaffenburger Kirchenzeitung".

Unrecht vom Standpunkte des Bischofs oder auch nur zu tadeln war es wol nicht, wenn derselbe einen Katholiken, der einen solchen Rosenkranz für sich betete, von der Kirche ausschließen wollte. Dennoch gestand selbst der katholische Pfarrer in einem Bericht an seine Vorgesetzten ein — es dränge sich jedem Unbefangenen die Ansicht auf, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, die ganze „Geschichte" mit dem Verfasser des „Rosenkranz" zu ignoriren. Allein die Räthe des Bischofs, die also von dem Pfarrer selbst zu den Befangenen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, als der Bischof neben dem Krummstab auch das Schwert geführt hatte. Sie gönnten sich den unsäcularisirten Jubel, nach so viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Bischof zu haben, der glücklicherweise für ihre Gesinnung ein alter, lenksamer, kranker Mann war. Und alle diese Autodafé-Lustigen kannten überdies den Verfasser des „Rosenkranz" persönlich, vor allen der Agent in dieser Sache, der nachmalige Bischof Leonhard Pfaff. —

Im ganzen war der ausgesprochene Kirchenbann ein Gewinn für beide Theile: das Kapitel hatte nun für

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

seine doch einmal angefangenen Acten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbestimmten zu einem entschiedenen Zustande hingewiesen. —

Er kam nun zu nachfolgender Betrachtung.

Eine Frucht, aus ihrer Kapsel gesprengt, ist nur desto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüssen sie ihre Entwickelung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in neue, wenn zumal höhere Zustände, ist aber mit eignen Aengsten verbunden, im Menschenleben wie in der Geschichte — dem Leben der Menschheit. Daher sind religiöse Menschen nicht gern ohne Kirche; sie glauben sich in der gewohnten Hülse, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter fassen zu können, und am Ende ist es nichts weiter, als daß sie aus Mangel an Selbständigkeit eben nur gefaßt sein wollen. Ein Kind, das zum ersten mal von der führenden Hand freigelassen wird, ist voll Angst und Beben; und der Mensch, der zum ersten mal religiös selbständig sein soll, glaubt sich im Unendlichen verloren, wenigstens ins Unendliche sich zu verlieren.

Ich machte die Erfahrung etwas anders. Viele Jahre schon hatte ich mich in der gesprungenen Kapsel des Katholicismus als ein abgefallener Kern gehalten, der zuletzt auch im oben erwähnten Schriftchen — lose rasselte. So hatte ich inmitten der großen Petruskirche die Uebergangskrise des Protestantismus für mich im stillen auf innerliche Weise bestanden, wie solche vor dreihundert Jahren äußerlich so viele Länder durchgoren hatte. Daher fand ich mich, durch Excommunication

aus der Kapsel ausgeworfen, eben nicht verlegen: der lose Zustand war nun ein freier geworden.

Einer, der den Protestantismus auf solche Weise am katholischen Stamme selbst besteht, fühlt natürlich diese religiöse Krise anders als einer, der im Protestantismus geboren, ihn als einen festen, selbständigen Zustand gewohnt ist. Ich aber konnte ihn in keiner seiner bestehenden Gestalten für eine eigentliche Kirche ansehen und kann es auch dermal nicht, wo die einst verworfene päpstliche Unfehlbarkeit von den jungen Pastoren für ihre symbolischen Bücher oder gar für ihre eigene Person unter der Bezeichnung des „Amtes" in Anspruch genommen wird. Und war mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt gebieben, so sah ich im Protestantismus nur das Abbrechen derselben und in den evangelischen Kircheneinrichtungen nur die Nothkapellen für die Arbeiter am Abbruch und am neuen Aufbau einer zweiten großen Kirche des Christenthums.

Aus diesem Gesichtspunkte konnte ich mich auch nicht entschließen, zu einer der protestantischen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbstwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen Frühling und noch lange nicht aufgeräumt für eine neue christliche Kirche schien. Desto lieber blickte ich zurück und betrachtete zuweilen, aus welchen Bausteinen sich die erste nun baufällige Kirche einst errichtet hatte. Innigst überzeugt, das göttliche Christenthum bestehe in keiner äußern Form oder Kirche, sondern es sei nur schaffend erlösender Geist, der

Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, — wann wol wieder einmal dieser Geist so frei und hüllenlos in die Zeit blitzen werde, wie er einst aus dem morschen Mosaismus hervorgezückt war! —

Auf diesen Stamm mußte ich zurückkommen. In ihm war einst das religiöse Element des Lebens zu bloßer Staatsbildung verwendet worden; er hatte mit allen Wurzeln in das Irdische getrieben. Die mosaische Priesterschaft, von den übrigen Stämmen Israels allein besitzlos und unter alle Stämme vertheilt, diente nur als Spiralgefäß, um die Luft des Himmels durch den Staatsstamm herab bis in die Wurzeln zu führen. Die heiligsten Gebote wurden nur gegeben, — „damit du lang lebest auf Erden". Aus dem Geheimnisse des Gegensatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, suchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefste Erde treibenden Stamme die freieste Himmelsfrucht habe erwachsen müssen.

Die heilige Hülle dieser Frucht, Christus, war von Priesterfersen zertreten worden; das strahlengefiederte Samenkorn seiner Lehre, von den Aequinoctialstürmen der Zeit da= und dorthin getragen, senkte sich in eine morsche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römischen Staats, mit erstaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zusammengefügt. Die Menschheit mußte erst alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberschwenglichkeit der Genüsse schauen und abschäumen, um das Gefühl der Leere und der Ermüdung zu gewinnen, mit welchem sie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit

des Irdischen und die Erquickung einer allein beseligenden Liebe aufnehmen sollte.

Zu solchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als sie mit ihren Legionen die Völker bezwangen und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbanden. Aber aus Instinct, wie der Vogel sein Nest, baut der Mensch die Weltgeschichte; mit Bewußtsein und Ueberlegung glaubt ein jeder, wenn er seine Absichten erreicht, auch sein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er nistet, seinen heißesten Trieb befriedigt: doch wie dieser der Natur, dient jener der Vorsehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie übersättigte sich nicht der Genuß, der aus den scythischen Wäldern sein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die kostbare Fracht der jährlichen 120 Schiffe von der Küste Malabar, von der Insel Taprobana und die ekeln Leckerbissen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menschheit, die all diesen Genüssen dienstbar war, — das Elend neben dem Ueberflusse, der Hunger neben dem Ekel!

Und bleibt etwa solche Schwelgerei und solche Verzweiflung ohne die entsetzlichsten Thaten? Nein. Bald war die Zeit tief durchfault und Verbrechen lasteten auf dem Bewußtsein der damaligen Menschheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entsündigungsmittel zusammenbrach. Die Gewissensangst greift zur tollsten Versöhnung mit dem Himmel. Man rannte nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen sich Büßende unterwarfen, indem sie unter einem Gerüste das Blut ge-

opferter Stiere auf ihren Leib träufen ließen. Der schwarze, angeblich vom Himmel gefallene Stein, in welchem man zu Emesa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Procession durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Rosse, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über vorausgestreuten Goldstaub. Der fromme Kaiser Heliogabal selbst führt die Zügel, rückwärts schreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer dargebracht, — Thiere, köstliche Weine und Räucherwerk. Syrische Mädchen führen unter wilder Musik wollüstige Tänze auf, und die ersten Beamten des Reichs verrichten in langen phönizischen Gewändern den Gottesdienst.

Eine Gegenwart zu begreifen, ist das sinnliche Volk wenig geschickt: sie zu genießen oder ihr zu unterliegen, ist es allein gut genug. Doch um rückwärts und vorwärts zu blicken, sich zu ängstigen und zu bekümmern, stellen sich auch bei dem verworrensten und unruhigsten Menschen einzelne Augenblicke ein und rütteln ihn aus seinem Taumel auf. Und da erschallt ihm jetzt ein himmlischer Ruf: „Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen seid, und ich will euch erquicken!“ — Müde von Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtschaft — war es nicht alle Welt? Da wandelt mitten durch Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, durch List und Erwartung, durch Wahn und Weisheit der Zeit eine stille Lehre, deren alle bedürftig sind, die alle Vergebung der Sünde, alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger

Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut schießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin sich jede Verzweiflung zu retten vermag.

Es ist hier von der Lehre der Liebe die Rede, einer Liebe, die mit dem Herzen zu den Menschen und mit dem Blicke gen Himmel gerichtet ist, die einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat.

Diese christliche Liebe bethätigte sich zuerst in kleinen Vereinen. Singend und betend wendete man sich an den Vater, Almosen sammelnd und Kranke pflegend an die Brüder. Der göttliche Meister hatte nur zwei Symbole hinterlassen: man vereinigte sich durch Taufwasser und versammelte sich beim Brotbrechen. Es galt noch keinen sogenannten Cultus — es galt sich für das Leben zu erwecken. Christus war ein Seelen-Homöopath gewesen und hatte die heidnisch üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze sehr herabgekommene Andacht — auf Wasser und Brot gesetzt. Seine Lehre nur war Lebensgeist. Und doch, wie bald setzte sich um diese Lehre her eine Kirche. —

Eine Kirchengeschichte kann hier nicht geschrieben werden; allein es bleibt interessant, sich wenigstens der Materialien zu erinnern, aus denen die erste christliche Kirche entstand.

Der bloße, zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem dünnen, anschmiegsamen Apostelthume. Doch schon in diesem bildet sich ein Doppelkeimchen des Zwiespaltes für eine tausendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der christlichen Kirche, leuchten

der ganzen innern Entwickelung vor. Petrus, dem Altmosaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig, das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der sogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeste, Werkheilige, kurz, das Hierarchische findet in der petrinischen Kirche alte Gunst und neues Glück. Paulus erfaßt den Geist des Christenthums und verchristlicht seine eigenen und die Ideen seiner Zeit. Er will also ein Christenthum, das sich dem fortschreitenden Leben anschmiege. Aber schon *er* wird nicht begriffen; der beschnittene und beschränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst *sein* Bau an die Reihe kommt, die Opposition der ersten Kirche. — Es steht uns frei, eine Vorbedeutung der ganzen christlichen Entwickelung darin zu sehen, daß Paulus, der wirksamste Apostel, vorher als Saulus zu den heftigsten Verfolgern des Christenthums gehörte. Aus den beiden apostolischen Richtungen entfaltet sich das Priesterthum und das Ketzerthum, jenes langsam sich befestigend, dieses wandelbar und wechselnd.

Die Natur war das erste Priesterthum, dem sich der Mensch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie seine thierischen Halbgeschwister, in treuem Glauben. Er wurde durch geistige Bildung ein Schismatiker, und kann er sich aus ihrem Kirchenverbande auch nicht ganz losmachen, so bleibt er doch ein steter *Protestant* gegen die Natur.

Mit ähnlicher Gewalt wie diese stellt sich überall

das Priesterthum der religiösen Freiheit der Menschen entgegen. In den ersten christlichen Gemeinden hatte niemand ein Recht oder ein Amt zu sprechen; aber es stand wol den Aeltesten am besten an, das Wort zu führen. Ein Aufseher (Bischof) ward auch bald nöthig. Aelteste und Bischof brachten sich nun leicht durch Einsicht und Klugheit ein persönliches Ansehen und einen Einfluß zu Wege, der langsam am Amte kleben blieb. Verhandlungen der getrennten Gemeinden untereinander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob diesen amtlichen Einfluß mehr und mehr. Nun, wie die Gemeinden sich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Versammlungen der Bischöfe in der Art, wie sich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Ioniens gemeinsam zu berathen pflegten.

Indem man aber mit redlichem Eifer das gemeinsame Beste überlegte, ward man doch bald genug auch inne, daß zugleich eines jeden persönliches Ansehen dabei nicht übel wegkam. Dadurch fanden solche Kirchenversammlungen im ganzen Römischen Reiche Gunst. Durch Beschlüsse wurde Glaubenslehre und Kirchenzucht geregelt. Eine allgemeine Kirche bildete sich den getrennten Meinungen gegenüber. Hiermit entsprang aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher und stellte sich auf verschiedenen Stufen über die blos vernehmenden Christen. Die frühere Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die von dieser Zeit an in der christlichen Welt nicht mehr aufhörten, müssen ein für allemal aus einer höhern Ansicht begriffen werden. Wir haben

schon bei den ersten Aposteln gesehen, daß der geistreiche Paulus nicht verstanden wurde. Natürlich findet in einer Versammlung von Menschen, je größer sie ist, bei desto mehreren das Gemeine Anklang. Nicht anders ging es in den Concilien, und das eben wuchs zum Stamme der katholischen Kirche zusammen, was den meisten der versammelten Bischöfe gemein war. Das Geistige ist nur den einzelnen zugänglich und faßlich. Die Ausbrüche dieses geistigen, des paulinischen Christenthums, die nach einer freiern Gestalt verlangen, als der petrinische, — petrificirende Katholicismus bildet, — sie eben sind die Ketzereien. Es ist wahr, die ketzerischen Ansichten, die wandelbaren, erscheinen meist so seltsam und wunderlich wie die Kirchenlehren, die einen Bestand gewannen. Aber diese sogenannten Ketzereien sind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensatzungen für den Siegesjubel des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelsen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht.

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des Christenthums, das sich in allen Bildungen des Lebens versuchte, zu widerstehen, nahm die junge Kirche zur Befestigung einer Eintracht ihre Zuflucht zum Verstande und arbeitete, die Einheit suchend, immermehr auf eine Einerleiheit hinaus. Allerdings ist die Wahrheit nur eine; aber eine, die sich in vielen endlichen Erscheinungen immer nur theilweise abspiegelt und die Summe aller

getheilten Erscheinungen im Schose der Gottheit niederlegt.

Nicht sobald hatte die Priesterschaft sich von den Laien gesondert und über sie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Wesen annahm. Es entstand viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und des Fastens. Es wird Gebrauch sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbole, das schon in den ägyptischen Mysterien zur Bezeichnung des Durchschnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator heilig gewesen war, für die Christen aber durch den Tod ihres göttlichen Meisters einen neuen Sinn gewonnen hatte. Und wie sich überall sinnliche Gebräuche gern selbständig machen, weil sie in der Sinnenwelt sich zu Hause fühlen; so fing man auch früh genug an, bei der Taufe das Zeichen für die Sache, das Wasser für die Sinnesänderung zu nehmen. Abschwörungen des Teufels wurden damit verbunden, sogar bei Kindern, als ob jedes neugeborene Herz eine Herberge für Höllengesindel wäre. Am nutzbarsten machte sich aber die Polizeigewalt strenger Bußstrafen und erhob das priesterliche Ansehen zu einem Vermittleramte zwischen Gott und dem Sünder.

Doch all diesen Elementen, wie sie sich in einer seelenangstvollen, resignationseifrigen Zeit bekräftigten und verbanden, fehlte noch zum höchsten Wachsthume die Sonne der Gnade von der Höhe weltlicher Gewalt. Dies Glück wurde denn auch der jungen Kirche unter Konstantin's Regierung zu Theil. —

Es liegt in der Natur der Hofgunst, daß sie ein

begnadigtes Interesse an den Repräsentanten desselben auszeichnet. Die Geistlichkeit kam also bei dem Eifer des Kaisers für das Christenthum gut weg. Sie wurde von bürgerlichen Lasten und Diensten befreit und man durfte die Kirchen mit Vermächtnissen bedenken. Wie schnell fielen jetzt Güter und Schätze vom Herzen derjenigen, die damals so bekümmert um das Jenseits waren, in die Hände derer, die das Ewige besorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen jetzt dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältnisse machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältnisse sich ändern dürften; er fürchtet nicht, daß er, mit dem Weltlichen beschäftigt, ins Irdische versunken, die Kraft verlieren könnte, vom Weltlichen zu erlösen. —

Zu diesen Zeitansichten kam bald eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerm Völkersturme zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen soll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdische verschmähen? —

Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit: die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Stimmungen der Menschheit zu wirken. Gerade die edelsten Herzen ergriff damals ein Widerwille am Irdischen, das sie doch eher als durch das Christenthum erlöst hätten ansehen und frisch erbauen sollen. Doch in der That das Verschmähte ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuräumen, entstand das Insektengeschlecht der

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu. Diese häufen sich in Klöstern. Hierher schleppen reiche Novizen ihr Erbe; in Vermächtnissen werden die Gesellschaften bedacht, die selbst kein Testament machen. So häufen sich denn auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. — Werden nicht die edelsten Schätze aus den Felsen gehoben? Der Fels der Kirche verschließt sie wieder. Die Welt erkrankte am Ekel des Irdischen: sie rettet sich durch den Aussatz dieser Krankheit — durch das Mönchthum. — Denn nun baut dieses in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rodet Wälder um, oder es zieht in stillen Zellen auf selbstbereitetem Pergamente die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Weizenkorn des Himmels grünt unter seinem Kreuzspaten auf, und sein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wissenschaft.

Ein Ereigniß der frühesten Zeit war von den wichtigsten Folgen für die Entwickelung der katholischen Kirche. Kaiser Konstantin hatte nämlich, obschon zum Christenthum übergegangen, doch die hergebrachte heidnische Würde eines Oberpriesters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es sich da bei der bischöflichen Lust zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Gewalt die geistliche gekommen und ein christliches Sultanat zum Nachtheile der europäischen Bildung entstanden wäre, die sich späterhin gerade unter den Kämpfen dieser beiden Gewalten so frei entwickelt hat.

Statt dessen legte jener Kaiser, freilich unbeabsichtigt, den Grund zu einer heilsamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit seinen Mitregenten, durch Glück und Mordthaten Alleinherrscher geworden, erbaute er an der Grenze zwischen Europa und Asien Konstantinopel zum neuen Herrschersitze. Da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüberfolgte, so drückte sich nach und nach ein frommer Bischof in diesen Glanz, und setzte endlich vor den eindringenden nordischen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf sein Haupt.

Zuerst nämlich hatten sich die Bischöfe der Reichshauptstädte mit dem Titel eines Patriarchen über die andern erhoben. Dann wurde auf der Synode zu Konstantinopel im Jahre 381 — nachdem die Versammlung vorher dem Heiligen Geiste die gleichvolle dritte Persönlichkeit in der Gottheit votirt hatte, — auch dem römischen Bischofe der Rang vor dem Patriarchen zu Konstantinopel zuerkannt. Wenn nun auch im Himmel über die dem Heiligen Geiste gemachten Zugeständnisse sich kein Streit erhob; so blieb doch der Bischof zu Konstantinopel nicht gleichgültig bei dem seinem Collegen in Rom zugesprochenen Vorrang. Lange Streitigkeiten entstanden.

Inzwischen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniell aus, dessen fortdauernde Gestalt der Katholicismus hauptsächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann seiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, schauervolle Pracht des Gottesdienstes, ordnete den Meßkanon und

den Festkalender, und führte den bunten, wechselnden Schmuck der Gewänder ein. Man kann sagen, Gregor habe zuerst zu Gunsten der sich einrichtenden petrinischen Kirche die Intestaterbschaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch ein reicher Haushalt fand sich da nicht vor! Feste aller Art, — Demeterfeste, Thesmophorien, die Megalesien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Processionen aller Art; ferner Geräthschaften aller Art: purpurne Priestermäntel, phrygische Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einst zum Erstaunen geschwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeiseln, Lorberzweige als Weihwedel, und — wer nennt alles, was einst die Heiden gebraucht hatten, und was sich nun für die petrinische Kirche bräuchlich machen ließ. — So bildete sich das Ceremonienwesen zu den Entwickelungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Dann that derselbe große Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechischen Heere, hatte an der Spitze empörter Legionen sich des griechischen Thrones bemächtigt und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, misgestalteten, bartlosen Kaisermörder begrüßte zur Thronbesteigung der Bischof Gregor und freute sich, daß des Phokas „milde Frömmigkeit“ auf den kaiserlichen Thron gelangt sei. Phokas bezeigte sich erkenntlich und erklärte unter Gregor's zweitem Nachfolger durch ein eigenes Hofdecret (Cabinetsordre) den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche.

Die petrinische Kirche stand im Rohen fertig, wenn auch die spätere Zeit noch daran zu vollenden hatte. — Die Weltlage, und vielleicht noch mehr die natürliche Entwickelung der Liebe, die sich ja entsagend und leistend bethätigt, brachte es mit sich, daß das Christenthum zuerst mehr negativ, als Weltverachtung, auftrat. Resignation auf alles, was die Welt hoch gehalten, worin sie sich versündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verschmähung der Lebensfreuden, Demuth eigener Einsicht, Hingebung eigenen Willens hatten ein unerschöpfliches Material von sich gethan, aus welchem eine so prachtvolle Kirche wie die erste des Christenthums erbaut werden konnte.

Aber die aus Resignation der Welt entstandene Kirche konnte nur durch dieselbe fortdauernde Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Gelüste nicht lange kürzen oder entziehen läßt: so hielt die Kirche desto nachdrücklicher die höchsten geistigen Güter der Menschen fest, indem sie Verzicht auf eigene Forschung und auf selbständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt sie mit aller Beharrlichkeit den doppelten Zwiespalt, — jenen ursprünglichen zwischen Petrus und Paulus und den spätern zwischen Rom und Byzanz. Ich will sagen, — die petrinische Kirche verfolgte den paulinisch-freien Geist in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen sich die gesunde Lebendigkeit des Christenthums gegen dessen Petrification hervorthat, und suchte zugleich die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt bis zur eigenen Unabhängigkeit, ja bis zur geistlichen Oberherrlichkeit auszubilden.

Höchst merkwürdig kam ein Drittes hinzu. Die sinnliche Andacht der Kirche steigerte sich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papst Urban IV., früher Archidiakon in Lüttich, setzte nämlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts das von schwärmerischen Frauen jener Stadt aufgebrachte Fest des Fronleichnams ein, in welchem nicht mehr der menschgewordenen Gottheit, sondern der uns allen gemeinsamen Hülle, in welcher sie erschienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen solcher Andacht entzündete sich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelsten Organe der lebendigen Kirche, die Geistlichen und Mönche, die sich an den von der gläubigen Welt einst resignirten Gelüsten übernahmen, erkrankten am tiefsten. Ein Gefühl der Lasterhaftigkeit ergriff, wie einst in der heidnischen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unsinn rasender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie sich ja die umherziehenden Geislerbrüderschaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflösten.

Ueber dieser neuheidnischen Sündflut fanden nun die weltliche Macht und das paulinisch-geistesfreie Ketzerthum ein gemeinschaftliches Interesse gegen die bestehende Kirche. Diese Interessen verbanden sich zuletzt mit wechselseitig geliehenen Waffen zu jener kirchlichen Opposition, die späterhin unter dem Namen Protestantismus nach blutigen Kämpfen einen staats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn ich nun hiermit meine Ueberzeugung andeuten will, — der Protestantismus sei nur im Abbruch der

alten Kirche begriffen und entbehre des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: so bin ich doch weit davon entfernt, das Christenthum selbst für erschöpft und die Welt einer neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr bin ich des festen Glaubens, daß nach Abbruch oder vielleicht schon neben dem Verfall der petrinischen Kirche sich die paulinische erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum als Religion der Liebe, neben dem negativen Pole des Entsagens noch den positiven des Leistens zu bewähren? Und ist dieser nicht erst der eigentlich schöpferische, unerschöpfliche? —

Was ließe sich aber von dieser zweiten Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tags erbaut sein wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menschheit hat nur das Vorgefühl eines Wechsels der Zeit und die Vorsehung behält sich die Ueberraschung vor. So viel nur läßt sich voraussehen, daß die paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird.

Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen wie heute. Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß diese Kirche der anerkennend leistenden Liebe die Materien unserer Werktage heilig sprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die allein und vor allem

das Jahrhundert von seiner Genußsucht befreien und von der Lähmung des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Forderungen oder auch nur der Genüsse der Welt verlangen.

Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der entsagenden Liebe gelernt haben, — jene nämlich auf Eigensinn, Eigenliebe, Eigenwillen. Wer aber blickte nicht auf dies materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der schaffende Menschengeist sich nach einer neuen Welt sehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menschengeistes eine Einsegnung bedarf, daß die Kinder dieser Ehe, die Erzeugnisse des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Hier liegt die Bedeutung und die höhere Zukunft der in so erstaunlichem Aufschwunge begriffenen Naturwissenschaften, die jetzt nach der Erkenntniß, die einst von oben kam, in die Tiefe graben.

Diese Weihen für den Menschengeist werden in der zweiten christlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche, die das ganze Leben und alle dessen Seitenkapellen und Kreuzgänge mit einer durchsonnten Kuppel überdomen wird.

Einst stand die allgemeine Bildung der Welt im Einklange mit der katholischen Kirche. Damals, als, wie gesagt, das Zeitalter mit Wundern bevölkert war.

Warum besucht die heutige Bildung keine Kirche mehr? — Die Geistlichkeit bewehklagt es; aber es ist begreiflich: die heutige Bildung hat eben keine Kirche mehr, die Bildung der Welt ist — excommunicirt.

Der einzelne vereinzelt sich mit seinem religiösen Herzen. Dies alte Leben der christlichen Kirche zerfällt in seine Atome, die das schöpferische Christenthum zu einem neuen Körper wieder verbinden wird. Einst that der Nachfolger des jäheifernden Apostels Petrus ganze Länder in den Bann; seit dreihundert Jahren excommunicirt die Petruskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits vom paulinischen Geiste durchweht. Was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzerisch, das ist jetzt, nicht in einzelnen Punkten, sondern im tiefsten Geiste, die gesammte Bildung der Welt; denn der peterskirchlichen Resignation entwachsen, will sie die Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbständig, den Glauben nicht mehr römisch-mediatisirt, sondern himmels-unmittelbar wissen. —

In dieser Weltlage schien es mir keine innere Pflicht zu sein, daß man einer bestehenden Kirchengemeinde angehöre. — Höchste Aufgabe für jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt, durch edeln Willen und reine Gesinnung den wahren Geist des Christenthums zu begreifen und in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe und auf

jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Bausteine der künftigen paulinischen Kirche bearbeiten, da diese eine Kirche des Lebens, aus Lebendigen gefügt, sein wird. —

IV.

Emmerichshofen.

Ich lebte seit dem Mai 1819 schon mehrere Jahre in Hanau, ehe ich zufällig erfuhr, daß Graf Bentzel-Sternau in der Nachbarschaft ein Gut besitze und zeitweise bewohne.

Dreizehn Jahre waren vorüber, seit er als Finanzminister mir in Fulda — nach dem Scherze des Großherzogs — „gar zu geschwind dictirt hatte".

Die Strömung des Lebens in Hanau ging mehr westwärts nach Frankfurt und gegen den Rhein, und wenn man auch auf Spaziergängen nach dem kurfürstlichen Schlosse Philippsruh, über den Mainstrom hinaus den Blick gen Osten an den anmuthigen, von der Abendsonne beleuchteten Zug der freigerichter Berge hinschweifen ließ, dachte man nicht an die sandige Ebene, die sich hinter dem angebauten Weichbilde der Stadt und den nächsten Domänenhöfen gegen das Gebirge hin erstreckt.

Dort, anderthalb Stunden von der Stadt, besaß der Graf auf ehemals kurmainzischem Boden ein Gut, — Emmerichshofen, eine Schenkung des vorletzten Kurfürsten von Mainz, des leutseligen Emmerich Joseph, an

den Vater des Grafen, den um die mainzer Schulen so verdienten Kanzler Bentzel.

Die Ebene von Hanau über Emmerichshofen hinaus ist tief sandig. Wohin der Mainstrom jetzt noch manchmal mit seinen Ueberschwemmungen reicht, oder wo der Mensch um seine Wohnstätten her das Feld mit den Abfällen der Viehzucht seit Jahrhunderten bearbeitet, hat der Boden eine gemischte fruchtbare Schicht angenommen. Weiter hinauf aber nach den Vorhügeln der freigerichter Berge liegt noch der pure Sand. Nur die Tanne hat sich hier mit Vortheil ansiedeln können. Um sie her, aus ihren verwitternden Nadeln, läßt sich der Boden eine leichte Ueberkrustung gefallen, in welcher spärliches Gras wurzelt, die aber, sobald sich der Pflug daranwagt, vom tückischen Sande schnell wieder verschlungen wird.

Wenn man diesen Sand durchwatete und zwischen den Tannenwäldern die traurigen Torfgruben und die dunkeln Haufen des zum Trocknen aufgeschichteten Torfes erblickte, so träumte man sich eine Zeit zurück, da der Mainstrom diese weite Thalfläche noch zu einem See erfüllt haben mag. Hier machte er sich mit seinen jährlichen Schneegewässern des Fichtelgebirges breit und behaglich, schaukelte sich im Spiel mit den Sturmwinden und naschte von den nächsten Hügeln und Höhen ab; während sein mächtiger Bruder Rhein mit dem Gebirge unter Bingen um einen Durchzug kämpfte. Und wie er ihn endlich errungen hatte, um als ein Vorbild des römisch-deutschen Kaisers, dessen Purpur zuletzt an son-

veräne Staatchen zu Fetzen ging, im Niederlande sich verzweigend seine Herrlichkeit und seinen Namen zu verlieren: so stürmte auch der Main dem neuen Zuge nach, und ließ ein weithin versandetes Lotterbett zurück. Ihn selbst scheint diese zerwühlte Lagerstätte angewidert zu haben, sodaß er verschiedenemal einen andern Weg suchte, wie man aus einzelnen Strecken ehemaligen Mainbettes vermuthen darf.

Wandert man nun östlich weiter nach dem bairischen Ort Alzenau, so hat man wahre Dünen zu ersteigen; als hätte der ehemalige Mainsee hier zu seinen Häupten Schlummerkissen aufgespült. Und in der That, sobald man über diese Hügel hinaus ist, thut sich unter uns ein fruchtbares Thal am Fuße des Gebirges auf. Die Kahl schlängelt sich hindurch, man betritt festen dunkeln Boden, dessen sich der Pflug und der Spaten freut, und der Blick erhebt sich an den nahen Bergen, die sich bis zur Schulter mit einem Rebenmantel umhüllen.

Nicht aber in diesem fruchtbaren Striche, sondern vor den Sandhügeln zwischen Tannenwäldern lag die ehemalige Besitzung des Grafen. Der ehrliche Emmerich Joseph traute wahrscheinlich seinem befreundeten Kanzler zu, er werde in dieser unfruchtbaren Ebene, die er ihm verlieh, mit gleich unverdrossener Einsicht Wachsthum hervorrufen, wie er in dem verwahrlosten mainzer Lande so vortreffliche Volksschulen gegründet hatte.

Es war zufällig der 9. April, der Geburtstag des Grafen, als ich ihn zum ersten mal besuchte.

Durch ein Thor auf der nördlichen Seite betrat man zwischen den Hintergebäuden der Landwirthschaft

einen geräumigen mit Bäumen bepflanzten Hof, über den man in das steinerne, modern gebaute Herrenhaus gelangte. Eine Treppe hoch reihten sich nach vorn, der Mittagseite, an einen Salon links die Wohnzimmer des Grafen mit Bibliothek und Arbeitszimmer, rechts die elegantern Gemächer der Gräfin. Hier hingen noch einige der guten Bilder, welche diese hochgebildete Dame mit feinem Geschmack früher angeschafft hatte, und die jetzt zum größten Theil auf die Besitzung in der Schweiz gebracht waren. Einst hatte sie hier einen lebhaften geselligen Verkehr mit Hanau unterhalten, und die jungen Maler der Akademie waren hier wochenlang gastlich aufgenommen gewesen, um die guten Bilder zu studiren.

Später hatte sich diese Blüte des Kunst- und geselligen Lebens in den stillern Fruchtknoten der Gutsbewirthschaftung zusammengezogen. Die Gräfin hatte ihren Geschmack nicht geändert, sondern erweitert, und wie sie sonst mit gesellschaftlicher Andacht die Vesper der Theestunde gehalten, so versäumte sie jetzt keine Mette der Milchwirthschaft. Seit aber das edle Paar die einzige Tochter, das Schwesterchen zweier Knaben, auf dem Gute Mariahalden bei Zürich in den Wellen eines Teiches verloren hatte, trennte ein verschiedenartiger Schmerz Vater und Mutter öfter und auf längere Zeit. Die Gräfin verweilte lieber, wo sie ihren großen Verlust erlitten hatte, während der Graf die zu lebhafte Erinnerung an jenes Unglück, soviel er nur konnte, floh. In seiner niedergebeugten Stimmung übersetzte er Young's „Nachtgedanken“, die ja aus verwandten Empfindungen, während der Trauer des englischen Dichters um den

Verlust einer theuern Gattin, ursprünglich entstanden waren.

Diese Uebersetzung erschien 1825 im Druck.

Was etwa sonst noch von abweichenden Neigungen oder unverschmelzbaren Eigenheiten ein edles Paar für gewöhnlich so weit auseinander hielt, weiß ich nicht; aber ein lebhafter Briefwechsel knüpfte während solcher Trennung Mariahalden an Emmerichshofen. Dort fand die Gräfin an einem reizend gelegenen und wohlbestellten Gut ihr Gefallen. Sie war nicht dafür, Emmerichshofen, diese magere Oase in der Wüste, mit Aufwand anzubauen und mit Entbehrung zu bewohnen. Allein der Graf sah diesen ihm überkommenen Besitz mit einer Art von Pietät an, als ob ihm die unvollendete Aufgabe seines Vaters zu lösen bliebe. Er wollte daher das Gut nicht aufgeben, ohne den widerstrebenden Boden wenigstens eine Prüfungszeit von dreimal drei Jahren hindurch tüchtig bearbeitet zu haben.

Hier begegnen wir gleich einem Grundzuge im Charakter des Grafen — entschiedenem Willen und Beharrlichkeit. Diese edeln Kräfte des Handelns, sonst in Staatsangelegenheiten bethätigt und jetzt auf die kleinsten Dingen der Wirthschaft gewendet, milderten sich nicht mit den zunehmenden Jahren; wie sie denn oft, gleich den arbeitenden Muskeln des Körpers, sich eher zu versteifen pflegen.

Diese kämpfende Beharrlichkeit erfrischte sich im Wechsel der Beschäftigung. Das ländliche Leben Bentzel's hatte damals seine zwei einander weckenden Pole — — Landwirthschaft und Literatur. Beiden war ihre

bestimmte Zeit zugemessen. Und indem der Graf diese geregelte Wechselthätigkeit durch nichts stören ließ, konnte er das Erstaunliche zu Stande bringen. Denn wie viel las er nicht in verschiedenen Sprachen, über wie vielerlei dachte er nicht nach, und was arbeitete er nicht aus, wenn es auch nur bestimmt war, im Schranke seiner Handschriften auf bessere Zeiten verwahrt zu liegen! Er haßte nämlich, was ein edler Mann nur hassen kann — die Censur, und wollte lieber seine fertigen Arbeiten zur Clausur verurtheilen als durch die Schere des Censors in die Welt senden. Er hatte sich gewöhnt, keinen Tag vorüberzulassen, ohne sich über ein Anliegen der Gegenwart, über eine Frage der Zeit ins Klare zu setzen und seinen Abschluß darüber niederzuschreiben. Er nannte diese Gedankensammlung mit einem bäuerlichen Ausdruck — sein Kerbholz. Daher benutzte er auch seine Fußgänge zur Stadt oder seine Spaziergänge in den Feldern zum Meditiren. So begegnete er mir zuweilen zwischen den Tannen auf dem hanauer Wege, den er seine „Milchstraße“ nannte, weil er täglich aus seinen Ställen einen Milchkarren, von einem Esel gezogen, des Wegs zur Stadt schickte. Bei der Anpflanzung vieler tausend Obststämmchen hatte er selbst die kleinen Hügel seiner Felder mit Baumgruppen und Sitzen versehen, wo er, seine Feldarbeiter überwachend, zugleich lesen oder ein Thema überdenken konnte.

In dieser doppelten, wechselnden Thätigkeit erschien mir der ackerbauende Poet preisenswerth; sodaß ich ihn zu seinem nächsten Geburtstage auf alcäischen Füßen mit nachstehenden Strophen begrüßte:

Zum 9. April 1826.

Wie prangt so hehr das schimmernde Furchenkleid
Des Lenzgefildes! Wandelt ein Zauberer
Auf diesen öden, wirren Fluren,
Legt sie in Falten, die Segen duften?

Die einst des wilden, störrigen Bodens Groll
Mit Kraft gestürzt und jochender Pflugesschar,
Und die dem armen, auf der nackten
Klippe bewirtheten Erdensohne

Das goldne, kronenprangende Korn geliehn:
In euch erkannte dankbar das Menschenherz
Des Himmels Abkunft; heitre Feste
Weihten euch Opfer und Preisgesänge.

Gesetz und Sitte, wie das geweihte Band
Das Lieb' und Ehe stiftet an heil'gem Herd,
Und welche Strahlen all des Menschen
Haupt mit unsterblicher Krone schmücken,

Sie schrieb zuerst mit nährender Saatenschrift
In tiefgefurchte Zeilen der heim'schen Flur
Des Gottes Hand, und hob den nackten
Menschen als Herrn auf den Thron des Pfluges.

O steure, steure, muthige Sterze du,
Die Segen schifft auf Wogen des Ackerfelds!
Wie hebt der Mensch, von Glück umblühet,
Jetzt zu den Wolken die sel'ge Stirne!

Kein Markstein hält, kein grenzender Furchenzug
Und keines Stromes silberne Spange mehr
Den Geist, der frei durch alle Bahnen
Jetzo der Forschung und Dichtung schweifet,

Ein Aar in Lüften! Unter ihm wogt die Saat,
Der Wolke Segen netzt sein gewaltiges
    Gefieder, und der Stolze horstet
    Ueber den Sorgen der Welt erhaben.

Doch eingehegt im heimlichen Furchennest,
Mit süßer Kehle schwingt sich die Lerche auf,
    Und lebt, der Lüfte wie des Bodens
    Wechselgenossin, mit Sang und Brüten.

So preist den Forscher, jubelt dem Dichter heut,
Der einst ein Adler, jetzo herunterstieg,
    Und wechselnd zwischen Erd' und Himmel
    Lebt — mit dem Pflug und dem Kiel ein Schöpfer!

Auf meinem Rückwege durch die leichte Waldung, am sonnigen, mildfeuchten Aprilabende jenes Geburtstages hing ich der Erinnerung an den Sommer 1813 nach, da ich in der fuldaer Schreibstube des Finanzministers arbeitete. Der Graf war jetzt dreizehn Jahre älter; aber das Feuer des Blutes schimmerte noch in seinen edeln heitern Zügen, das Feuer des Geistes sprach noch aus seinen lebhaften Augen, wiewol er bereits einen Ansatz von Corpulenz genommen hatte. Bei seiner stämmigen, breitschulterigen Gestalt lag doch in den Formen seiner Glieder und in den einwärts gebogenen Knien etwas Weiches, und es schien, als ob — während er dem Apollo huldigte — Bacchus ihm eins angehängt hätte. Doch war sein Gang fest und lebhaft in aristokratischer Haltung, und in der Erscheinung des Hofmannes verband sich abwechselnd der Ernst eines festen Charakters mit dem ironischen Lächeln des Humoristen.

Als ich ihn zuerst kennen lernte, stand er — am 9. April 1767 geboren — in Mitte der Vierziger und auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhms wie seiner politischen Laufbahn, die jedoch ihrem Ende sehr nahe war.

Sein Verhältniß zur Nation war ein ganz eigenthümliches. Als Schriftsteller gehörte er den höhern Kreisen an, und war fast nur in diesen „goutirt"; als freisinniger Mann wirkte er später für das mit seinen Schriften unbekannte Volk und ward in jenen höhern Regionen „desavouirt". Ich muß diese fremden Ausdrücke gebrauchen: sie gehören eben jenen Kreisen an.

Im Staatsdienste war Bentzel-Sternau, dreiundzwanzig Jahre alt, als Regierungsrath ins Cabinet Dalberg's zu Erfurt getreten. Hier stand Dalberg, dieser sinnliche, geistreiche Prälat, seit vier Jahren als Coadjutor des Kurfürsten und Erzbischofs von Erthal, eigentlich gegen dessen Absicht von einer Opposition im Domkapitel durchgesetzt. Er war Statthalter in Erfurt. Freund der protestantischen Wissenschaft, im Briefwechsel mit literarischen Notabilitäten und selbst Schriftsteller, galt er für den künftigen Lichtverbreiter über das katholische Deutschland.

Es war eine fröhliche geistliche Wirthschaft in Erfurt, lebhaften Verkehrs mit dem nachbarlichen Weimar, in den schönsten Tagen Wieland's, Goethe's, Schiller's, Herder's und der übrigen Geister, die ein genialer Fürst um sich versammelt hatte. Der geistliche Hof hüben, der geistreiche drüben, welch eine Polarität, die einen jugendlichen Regierungsrath wie Bentzel-Sternau, —

von geselligen Gaben, aristokratischen Vorzügen und poetischen Talenten beflügeln mußte! Es war ein katholischer und ein protestantischer Hof: allein die gemischten Ehen waren damals noch von der heitern Humanität des achtzehnten Jahrhunderts gesegnet. Der weltfrohe Dalberg hatte überdies den Kopf zu voll geistreicher und wohlwollender Gedanken, als daß es ihn, auch in späterer Zeit, nach dem Heiligenscheine des Priestertrotzes hätte gelüsten mögen.

Konnte jenes genußreiche und in Deutschland geistig so schöpferische Jahrzehnd, das letzte des ablaufenden Jahrhunderts, noch durch einen Reiz gesteigert werden, so war es durch die politische Bewegung in Frankreich. Die Genießenden und Besitzenden gewannen, sozusagen, einen frischen Appetit für all die Herrlichkeiten, die ihnen bedroht waren, und die sie infolge einer unberechenbaren Weltbewegung verlieren konnten. Der junge erfurter Regierungsrath hatte aber noch ganz das frische, für die Witterung der Zeit ausgestattete Herz, das die neuen, von Sturmwinden umhergetragenen Ideen in sich aufnahm; hatte lebendigen, ritterlichen Geist genug, um mit den neuen, jenseit des Rhein geborenen Riesenräthseln anzubinden. Das erfurter Jahrzehnd war gewiß das schönste und reizendste in Bentzel-Sternau's Leben. Damals empfing er beides, — die Begeisterung zu seinen nachfolgenden Schriften und die Keime zu den liberalen Bestrebungen seiner spätern Tage.

Im Jahre 1801 wurde Bentzel-Sternau Geheimrath und Gesandter am Schwäbischen Kreise, 1802 kurmainzischer Geheimrath und dirigirender Minister des

Fürstenthums Regensburg. In diesem und dem folgenden Jahre erschien sein erstes Werk: „Das goldene Kalb", in vier Bändchen. Das Buch machte Lärm und Aufsehen durch die Offenbarung eines reichen Geistes sowol als durch das Geheimniß seines ungenannten Verfassers. Der Inhalt bezog sich theilweise auf wirkliche Verhältnisse der höhern deutschen Gesellschaft; dies und der Stil ließen einen vornehmen Autor errathen.

Nach diesem Erstgeborenen blieb auch der ungenannte Graf stets bezeichnet als der Verfasser des „Goldenen Kalb". Wie denn der literarische Adel überhaupt darin dem Familienadel entgegen ist, daß er sich nicht auf Ahnen, sondern auf eine geistige Nachkommenschaft beruft.

Bald folgten von 1803—5 „Lebensgeister" in vier Bändchen und drei Bände „Gespräche im Labyrinth". Es war, als ob er mit diesen Büchertiteln das von ihm ebenso sehr angeregte als über ihn verwirrte Publikum necken wolle. Und nun nahm er ein Weib! Im Jahre 1805 verheirathete sich der Graf mit Marie von Seckendorf. Es sei damals, in seinem achtunddreißigsten Jahre, die höchste Zeit gewesen, versicherte er mich einst, da er sich vorgesetzt gehabt, nach seinem vierzigsten Jahre nicht mehr zu heirathen.

Von 1806—12 stand er in badischen Diensten, als Geheimrath, als Staatsrath und Generaldirector, und zuletzt als Präsident des Hofgerichts in Manheim. In dieser Zeit waren sein „Steinerner Gast" in vier Bänden, seine „Pygmäenbriefe" in zwei Bänden, die Zeitschrift „Jason", 12 Bände stark, sein „Proteus oder Reich

der Bilder“, „Morpheus oder Reich der Träume“, „Schillers-Feier“, „Gemmen“, „Der Cid“ nach Corneille und anderes erschienen. Im Jahre 1812 wurde er Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt. So kehrte er zu seinem anfänglichen fürstlichen Herrn zurück. Seine Laufbahn schien ihren Kreis schließen zu wollen. In demselben Jahre 1812 hielt sich der Graf einige Zeit in Fulda auf, dies Departement des Großherzogthums kennen zu lernen.

Ich muß bekennen, daß ich damals noch gar nichts von ihm gelesen hatte. Man bekümmerte sich in Fulda nicht viel um die laufende Literatur, zumal in jener Zeit täglicher Einquartierung. Und was etwa in kleinen Kreisen gelesen wurde, war mir nicht zugänglich. Das „Goldene Kalb“ selbst kam aber wahrscheinlich erst hinter dem Grafen her, um des Grafen willen, nach Fulda. Dennoch interessirte mich der berühmte Schriftsteller, dessen Werke ich nicht kannte, bei weitem mehr als der Minister, dessen Wirksamkeit ich täglich vor Augen hatte und dessen Amtsgewalt sogar meine gemiethete Kanzleifeder mit in ihre Wirbel zog. Gerade diese Macht, die mich dienstsuchenden jungen Menschen heben und fördern konnte, lag meiner Aufmerksamkeit und Achtung weit entfernter als die großen Talente, für die mir eben noch der Maßstab fehlte.

Soviel tiefer werden wir in jugendlichen Jahren vom Ideellen als vom Reellen bewegt! Schöne Zeit der Schmetterlingschaft, da wir uns vom Blumendufte sättigen, von Ahnungen berauschen, und in unbestimmtem Flattern hinter den sonnigen Hügeln, hinter blauen Bergen

das Paradies unserer Zukunft suchen! Hätte „Seine Excellenz" damals gewußt, wie wenig der junge Scribent aufs Zifferrechnen wie aufs Lebensrechnen sich verstand! Und der Bursche wollte im Finanzfache angestellt sein. Große Erwartungen hatte ich freilich nicht, und meine Ansprüche waren bescheiden. Ich glich einem Vogel, der, unflügge aus dem Neste gefallen, nach dem nächsten Zweiglein flattert, sich zu halten, bis er etwa mit nachwachsenden Kielchen aufzufliegen versuchen darf.

Um aber von mir schnell wieder auf meinen Minister zu kommen, so hatte ihn eben diese Stellung eine Zeit lang dem Dienste der Muse entzogen. Aber sie dauerte nur noch einige Monate nach meiner ersten Bekanntschaft mit ihm.

Denn als mit der Schlacht bei Leipzig das Entkrönungsfest Napoleon's begann, hieß es wieder, wie sonst bei den Krönungsfesten der deutschen Kaiser: „Ist kein Dalberg da?" — Denn wirklich war Dalberg der erste, der sein Land verlor, indem er es verließ.

Bentzel-Sternau blieb noch ein paar Monate Generalcommissar in Militärsachen und ward dann, alles Dienstes frei, — wie er scherzend zu sagen pflegte — zum Freiherrn gemacht.

Doch erst im Jahre 1820 erschien er wieder in der Literatur mit den zwei Bänden seines „Alten Adam".

Der Graf war manchmal recht glücklich mit seinen etwas gesuchten Büchertiteln. Wirklich kam damals, im politischen und kirchlichen Leben, der alte Adam ganz wohlgemuth wieder zum Vorschein, und that gar nicht

als ob er früher in manchen sauern Apfel gebissen hätte, obgleich man es an seiner Miene und Verstimmung zu empfinden bekam.

Die Freunde Bentzel's in der feinen Gesellschaft erneuerten dabei mit Vergnügen die alte Bekanntschaft geistvoller Behandlung eines beziehungsreichen Stoffes. Denn eigentlich oder zunächst gestaltete doch Bentzel-Sternau's Feder aus dieser — für diese Region der Societät, zwar nicht mit dienstbarer Vorliebe, nein, frei schaltend, immer geistreich mit heiterer Laune und nicht selten mit feinem Spott, dennoch in Stoff und Stil einigermaßen festgehalten im Bann seines mehr erfassenden als erfindenden Talents und durch den Geschmack seiner Erziehung und seiner Angehörigkeit. Gerade daher war auch das berühmte „Goldene Kalb" des anonym aufgetretenen Verfassers ein Abgott der vornehmen Lesewelt geworden.

Inzwischen haben sich die Interessen der Welt, der Geschmack des Publikums und der Stil der Romandichter wesentlich verändert. Jean Paul's „Unsichtbare Loge" wird sehr wenig besucht, und Bentzel's „Goldenes Kalb" ist — wenn auch nicht überall der wahren Gottheit der Poesie — doch andern Götzen gewichen.

Man hat sich gewöhnt, Bentzel einen Geistesverwandten Jean Paul's zu nennen. Wie sehr muß aber eine solche allenfallsige Verwandtschaft, die sich von der Schwelle der Kinderstube aus in himmelweit verschiedene Lebensverhältnisse verläuft, ihre Physiognomie verändern! Der eine betastet aus seiner Einsiedelei heraus die

Welt mit den Fühlfäden des Herzens, der andere überblickt sie von den Balconen der Societät. Jener mag vielleicht grünere, duftigere Plätzchen finden, von Wellen des Baches bespült, vom blauen Himmel überschienen. Dagegen führt uns der andere in vornehmes und geschäftiges Leben, unter aufgeweckte Menschen und in die geheimen Beziehungen des Tages. Beide sind große Seelenkenner; der eine aber gibt uns Menschen, die von der Wärme seines eigenen Herzens aufgelöst sind, der andere solche, die seines Geistes Schärfe zerlegt hat. Wenn jener viel aus seinen Träumen zusetzt, so scheidet dieser nicht weniger nach seinen Absichten aus. An Bildern und Vergleichen sind beide reich bis zum Ueberfluß; ebenso begegnen sie sich in der Ueppigkeit des Witzes, wenn dieser auch nach verschiedenen Regionen blitzt. Diese Blitze bilden sich auch bei beiden gern in einer Atmosphäre der Gelehrsamkeit, und schlagen dann meist nur — kalt ein. Mögen daher beide humoristische Schriftsteller für geistesverwandt gelten: leider! theilen auch beide das verwandte Geschick, daß sie jetzt weniger gelesen und „goutirt" werden.

Bentzel selbst war ein großer Verehrer von Jean Paul. In einem mir brieflich mitgetheilten Distichon spielt er sinnreich mit dessen Namen:

Gleich Johannes voll Liebe und wie Paulus gewaltig
Trug er Friedrich im Herz und als ein Richter das Schwert.

Es ist nicht meine Absicht, bei Gelegenheit dieser Erinnerungen an Bentzel-Sternau's Persönlichkeit und an meine Bekanntschaft mit ihm auch seine Schriften im einzelnen zu charakterisiren. Ich habe manche der-

selben noch gar nicht, andere nicht mit kritischer Reflexion gelesen. Nur eine Frage ist mir wieder aufgestiegen: worin es nämlich liegen möge, daß man so geistreiche Bücher jetzt nicht mehr ohne Anstrengung und einige Selbstüberwindung genießen kann?

Allerdings ist die Erfindung in diesen Romanen nicht so reich als die Auskleidung derselben. Allein die Ausführung könnte doch auch für sich anziehend und befriedigend sein. In den uns allerdings fremder gewordenen Lebenskreisen, Personen und Interessen kann es auch nicht liegen: wie hätten sonst „Wilhelm Meister's Lehrjahre" ihren Zauber behalten? Noch weniger können wir den Grund in der Gesinnung, in der Denk- und Anschauungsweise des Autors finden. Denn auf jeder Seite begegnet uns ein edler, liberaler, gegen geistliche und weltliche Despotie eifernder Geist, ein großartiger Blick, der Welt und Menschen, Stärke und Schwäche der Lebenselemente kennt, eine hohe Gesinnung, ein kräftiges Herz voll Schwärmerei für alles echt Menschliche, voll Spottes über aristokratische und pfäffische Vorurtheile und Selbstsucht.

Wenn ich aber nicht irre, so ist es dem Verfasser nur in einzelnen Partien gelungen zum Idealen durchzudringen und seinen Lebensgemälden eine wirklich poetische Bedeutung zu geben. Dazu ist uns auch der zu individuelle Geschmack und Stil des Autors zu fremd geworden. Abgesehen von einzelnen anziehend ausgemalten Situationen ist die Darstellung in der Regel zu stürmisch mit dennoch ermüdenden Einzelheiten. Begebenheiten überstürzen sich ohne eigentliche Handlung.

Der Romanstoff, z. B. im „Alten Adam“, ist nicht selten mit zu viel Zeitgeschichte versetzt, die nicht gehörig verschmolzen daliegt. Ebenso verstecken sich zu wenig die Absichten des Poeten, der besonders auch in Schilderungen von Personen und Situationen, die seiner Erinnerung vorschweben, eine gewisse Beflissenheit verräth. Ueberdies gelingt dem Dichter die Individualisirung der Personen gar selten. Alle haben dieselbe geschraubte witzig-ironische Sprache, in der man ihren Schöpfer erkennt. Dieser Stil ist zugleich überladen mit Bildern, und zwar oft mit Bildern einer unverträglichen Mischung, z. B. „Schattenspiel mit dem eingeimpften Guten treiben“, — mit Vergleichen eines gesuchten und geschmacklosen Witzes; indem der Dichter z. B. Grenadiere als „bärtige Kammerjungfern der Willkür“ bezeichnet, oder einen unterwürfigen Mann — „für alle Anwesenden mimische Rumfordsuppe bereiten“ läßt, oder Kirchthürme „Andachtsfühlhörner“ nennt u. s. w. Besonders liebt Bentzel-Sternau Anspielungen und Vergleiche aus der altrömischen Geschichte, in die er sich mit großer Vorliebe eingelebt zu haben scheint. So sagt er von Faviola im „Alten Adam“: „Sie faßte im Coriolan ihrer alten Vergötterung den muthmaßlichen Octavian ihres Haus-Antonius ins Auge.“

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit unsers gräflichen Poeten, jene Mischung eines vornehmen witzigen Salontons mit gebildeter humaner Gesinnung, erinnert noch lebhaft an die Atmosphäre des mainzer Hofes unter dem letzten Kurfürsten Erthal. Dieser freidenkende Prälat begünstigte in den Kreisen eines hochmüthigen unwissenden

Adels protestantische Wissenschaft und Gelehrte, und erweckte unter den jüngern begabten Adelichen einen Eifer nach Kenntnissen, eine Achtung vor Bildung und den Geschmack, die goldenen Vortheile der Geburt mit den Farben des Geistigen zu emailliren. Er that dies vielleicht aus Eitelkeit in der Richtung jener Zeit, vielleicht auch aus Aerger gegen die jesuitische Priesterschaft, der zu Gefallen er — um durch ihren Einfluß Kurfürst zu werden — vorher den Frommen gespielt und die vortrefflichen Volksschulen geopfert hatte, die unter seinem Vorfahren Emmerich Joseph durch die Einsicht und Thätigkeit des Kanzlers Bentzel zu Stande gekommen waren.

In jene Zeit des eiteln, üppigen, verschwenderischen Kurfürsten Erthal fällt unsers Grafen Jugend. Der würdige Sprößling eines aufgeklärten, thätigen und volksfreundlichen Vaters, vielfach begabt und tüchtig gebildet, blickte mit edelm Sinn und schwärmerischem Auge in diesen schwelgerischen und unsoliden Haushalt eines wankelmüthigen, wüsten Erzbischofs, in die Intriguen eines hochmüthigen, meist schlecht unterrichteten Adels, in das Treiben genußsüchtiger Kapitulare und Chorherren, neben geschäftigen Mönchen, die den Aberglauben eines unterwürfigen Volks ausbeuteten, das vom Gelächter der Priesterschaft lebte und mit Fußtritten der Junker geehrt war.

Hätte ich damals nur eine Ahnung davon haben können, daß ich einmal einen in jener Zeit spielenden Roman — „Die Clubisten in Mainz" — schreiben würde, welche Studien aus lebendiger Quelle hätte ich

nicht denen voraus machen können, die ich später aus halbvertrockneten Ueberlieferungen schöpfen mußte! — Jetzt aber befriedigte ich mich im absichtslosen Umgange mit dem ausgezeichneten Manne.

So oft ich den Grafen besuchte, gewährte es mir eine interessante Betrachtung, wie dieser Mann mit getheilter oder vielmehr mit abwechselnder Beharrlichkeit zugleich das undankbarste Ackerland und die fruchtbarsten Felder der Literatur bearbeitete. Denn die Interessen des Geistes anbelangend, so schien sich Bentzel-Sternau nur darum in die Einsamkeit zurückgezogen zu haben, um desto ungehinderter nach allen Seiten der Beschaulichkeit zu leben. Aus eigener Erfahrung kannte er nicht nur die Höfe und die Höhen der Cabinete, die heimlichen Wendeltreppen der Beichtväter, die Intriguen der Vorzimmer, sondern auch die Sorgen der Bauerhütten, den verdrossenen Ueberfluß der Geldherren und die heitern Entbehrungen der Taglöhner. Einst hatte er die Staatswissenschaften in ihrer Wechselwirthschaft, wie jetzt den Fruchtwechsel seiner Felder angebaut; er kannte die Geschichte und das Völkerleben genau; die Naturwissenschaften waren ihm nicht fremd und die Künste wußte er mit feinem Urtheile zu genießen. Welches Gebiet übersah er mithin! Und dazu hatte er in allen Richtungen des Lebens und der Literatur persönliche Bekanntschaften gemacht und bewahrte die interessantesten Erinnerungen.

Ein solcher Mann sieht die Erscheinungen der Politik und der Gesellschaft anders an als wir; stellt die vereinzelten Thatsachen anders zusammen, und ergänzt sie

aus dem Hinterhalt der Cabinets- und Kanzleigeheimnisse. Er weiß oft besser als wir, wie die Dinge gemeiniglich aus ihren Wurzeln wachsen. Wir genießen oft, sozusagen, die abgebrühten Spargeln der Begebenheiten mit einer gewürzten Sauce: er weiß auch, wie tief sie angelegt sind und wann sie hätten gestochen werden müssen. Wir erblicken was geschehen ist; er kennt auch die Nerven der Liebe, die Sehnen des Hasses, die Streckmuskeln des Ehrgeizes, den Puls des Egoismus, kurz die Physiologie der Thatsachen, deren Physiognomie uns beschäftigt. Wie ganz anders lächelt ein Mann die Weltbegebenheiten an, der die Machthaber schwach, die Herrschenden jämmerlich in so manchen Lagen gesehen hat! Wir Bürgerlichen, Untergeordneten wissen es auch, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird: wir scheiden aber zu sehr als Kritiker die heilige Herrschaft von ihren unheiligen Inhabern und verstehen uns nicht recht auf die Poesie der Minister und Kammerherren, die beides nur vereint erblicken, Herrscher und Herrschaft ineinander aufgehend und das Gold der Macht nicht nur ausgeprägt mit den Häuptern, sondern auch legirt mit den Herzen und Nieren der Dynastien.

Ich will hiermit nur die Unterhaltung errathen lassen, die man beim Grafen Bentzel fand. Und um eine so gehaltvolle Conversation noch annehmlicher zu machen, kam sie aus dem Munde eines Poeten, der seine Gedanken fast nur in Bildern aussprach und die umfassendsten Wahrheiten oft in ein witziges Wort zusammendrängte. Auch waren diese Witze und Bilder, wie sie der lebendige Augenblick gab, meist einfacher und be-

zeichnender als jene, die der Schreibende Zeit oder Noth hatte herbeizusuchen. Von der belebten und doch zugleich weltfeinen Ausdrucksweise des Grafen gar nicht zu reden.

Mit derselben Einsicht und Eindringlichkeit als die schweren Fragen des Lebens behandelte Bentzel die kleinen wiederkehrenden Angelegenheiten des Tags. Wie das Wetter oder gewisse Speisen auf die Gemüthsstimmung wirken, wie viel Wein und ob er mittags oder abends dienlicher sei, bei welcher Witterung oder nach welcher Bewegung eine Tasse Thee, und zwar mit oder ohne Rum wohlthue, aus welchen Rücksichten der Graf das Rauchen nicht ohne Leid unterlassen und sich an die Dose gewöhnt, aber auch diese wieder abgelegt und erst später wieder etwas Spaniol zugelassen habe — alles dieses war der Beobachtung unterworfen und seinen Wirkungen nach geregelt worden. Sowie es denn auch schon in frühern Jahren bei ihm vorausbestimmt war, wie spät er nicht mehr heirathen, in welchem Alter er einen gewissen Romanstoff bearbeiten, und mit welchen Jahren er sich ein wärmendes Pelzchen auf dem Magen gestatten werde. Was nur immer dem denkenden Manne vorkam, wurde einer Prüfung ausgesetzt, in seinen Elementen untersucht, durch Beobachtung gradirt und zu einem Ergebniß geführt, welches mit Entschiedenheit ausgesprochen und gegen alle fremde Erinnerung festgehalten ward. Träumerisch und dämmerselig ist mir Bentzel-Sternau nie vorgekommen.

Dennoch war der Geist, der bei ihm eine vorherrschende Macht übte, kein unbeschränkter Monarch, sondern die Kräfte des Gemüths besaßen große Vorrechte.

Vielleicht zeigte sich aber die Gefühlsseite des Grafen mehr im täglichen Leben als in seinen Schriften. Denn da er seinen Lesern gern geben mochte, was er für das Gediegenste hielt, so gab er leicht das, was durch Reflexion geläutert und verdichtet war. Indessen kommt doch auch in seinen Schriften des augenblicklich Empfundenen genug vor, und dies hat der Leser dem entschiedenen Wesen des Autors zu danken, der mit lebhaftem Selbstvertrauen den zuerst gefundenen Ausdruck seines Innern nicht lange anzuzweifeln und abzuwägen pflegte, sondern stets mit gutem Vertrauen hingab.

Wirklich war im täglichen Leben dem Grafen eine große Weichheit des Gefühls eigen, gerade wie sie bei recht entschiedenen Charakteren nicht ungewöhnlich ist. Er versetzte sich leicht in die verschiedenen Zustände anderer und nahm gerührten Antheil. Die verschiedenartigsten Beziehungen, in die er mit Menschen aller Klassen gekommen war, hatten ihm eine große Vielseitigkeit und einen zarten Takt in Behandlung anderer gegeben. Unter Vornehm und Gering, Frauen und Jünglingen, Unabhängigen und Dienstschuldigen, wechselte er leicht und natürlich alle Tonarten des Benehmens. Doch fand diese Leichtigkeit, diese Menschenfreundlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit ihre Schranke an einem unbedingten, auf richtigem Selbstbewußtsein ruhenden Stolze, der nichts Verletzendes vertrug. Selbst keine Vernachlässigung wurde übersehen. In diesem Gefühle war der Graf so entschieden, daß er nur die Beleidigung an sich ins Auge faßte, ohne aus Rücksicht auf Person und Umstände etwas in Abzug zu bringen; gleich bereit, nach

Abwägung des Gegners eine Verletzung mit Verachtung oder mit der Waffe auszugleichen.

So gräflich wie um dies Standesbewußtsein sah es in der Umgebung des Grafen nicht aus. Bentzel-Sternau lebte einsam und in der einfachsten Einrichtung auf seinem Gut, und sah sich gern als einen Landwirth an, der sich eine schwierige ökonomische Aufgabe gesetzt habe. Und wie er alles scharf und ein wenig methodisch nahm, so behandelte er damals auch sich selbst und seine Umgebung. Wer sich nun dem Grafen, dem ehemaligen Minister, dem Manne von großen Talenten und hübschen Einkünften näherte, konnte sich oft nicht klar machen, warum sein Haus, seine Tafel, seine Bedienung, kurz seine ganze Existenz so wenig Behaglichkeit und Angemessenheit darbot. Man träumte sich, wie erfreulich es sein müßte, mitten in dieser sandigen Einsamkeit die wohlthuendste Einrichtung anzutreffen, und wo man es kaum vermuthet hätte, nicht nur einen ausgezeichneten Mann, sondern diesen auch in entsprechender Umgebung zu finden.

Allein nur wenig Menschen mögen es wol begreifen, wie viel gerade über einen einsamen Mann von Charakter und trotzender Beharrlichkeit ein gemessener Vorsatz vermag, und wie behaglich sich eben der Denkende in den Entbehrungen fühlt, die durch eine vorgesteckte Aufgabe für ihn eine rechte Bedeutung gewinnen und in solcher Aufgabe gänzlich aufgehend verschwinden. Daher gefiel sich der phantasiereiche Mann darin, wie der Bewirthschafter eines unergiebigen Besitzthums auszusehen. So wählte er seinen Anzug, so ließ er das

ursprünglich wohlgebaute Schlößchen innerlich verkommen, so lag das selbstgezogene Roggenbrot neben der ländlichen Schüssel.

Nur Eins wollte dem consequenten Manne nicht gelingen: im landwirthschaftlichen Anzuge legte er das vornehme Aussehen nicht ab, und zwischen den schlichten Wänden ward immer ein bedeutender Geist laut; so wie sich denn auch an besondern Tagen — aus der alten ministeriellen Zeit zurückgeblieben — eine Flasche spanischen Weins aus dem Kellerversteck einfand.

Wenn denn aber an einem freistehenden Manne die Wetterseite so gern aufgesucht wird, so darf auch die schöne Sommer- und Sonnenseite nicht unbesprochen bleiben. Ich nenne so des Grafen warmen Glauben an die Menschen, seine stets bereite Voraussetzung des Edeln, als des Kerns auch in den niedern Naturen. Dieser Glaube war dem Grafen auf eigenthümliche Weise verliehen und unzerstörbar in ihm. Wer z. B. seine Romane und Dramen gelesen, erinnert sich wol der mit soviel Wahrheit geschilderten Bedienten, Verwalter oder Privatsecretäre, die mit erheuchelter Dienstergebenheit und Treue ihren wohlwollenden Herrn auf alle Weise verkürzen und mit wahrer Lammsmiene ihr Schäfchen ins Trockene bringen. Man muß nur auch wissen, daß der Poet die Studien dazu sehr bequem im eigenen Hause, aber auch sehr theuer auf eigene Kosten gemacht hat. Zu keiner Zeit hat es dem Grafen an solchen Dienern gefehlt, und wenn besonders weibliche Dienstboten in seinen rüstigen Jahren und in der letzten Zeit seines hohen Alters wirthschaftende Freundinnen in Ma-

rialalden sein Herz misbrauchten: so kam es wol mit daher, daß sie dies Herz in seinen Schwächen und des Grafen Ritterlichkeit gegen das schöne Geschlecht zu genau kannten.

Solche Ritterlichkeit eines Hofmannes, eine einflußreiche Stellung im Staatsdienste und schriftstellerischer Ruhm scheinen aber in einem so dreidrähtigen Manne von Geist, Kenntnissen und feurigem Temperamente ein Bedürfniß der Publicität zu hinterlassen, das in der Einsamkeit des Landlebens und einer undankbaren Feldwirthschaft, bei fortdauernder Theilnahme an der Politik, immer verlockender wird.

Wie viel diese Einsamkeit selbst und der Trotz, den sie gern gegen Stellungen im Leben nährt, von denen man nicht mehr anerkannt wird, vielleicht dazu beigetragen haben, daß der Graf, der ehemalige Bureaukrat und Poet der hohen Societät, in seinen funfziger Jahren so entschieden zum Liberalismus überging und als Vorkämpfer für das Volk auftrat, läßt sich nicht ausmitteln. Jedenfalls bleibt es, als Gegensatz zu den nicht seltenen Staatsdienern bürgerlicher Herkunft, die ihre liberalen Gesinnungen nach und nach ablegten, um ministeriell gestickte Amtskleider anzuziehen, eine merkwürdige Erscheinung.

Dabei wollen wir aber nicht in Abrede stellen, daß der Graf auch lebhaft bewegt war von jener Freisinnigkeit, die einen Adel der Menschheit anerkennt und dahin arbeitet, daß die Ungleichheiten und Beeinträchtigungen, welche Natur und Geschick über die einzelnen zueinander

verhängt haben, ebenso ausgeglichen werden, wie solche in der Religion vor der Gottheit aufgehoben sind.

Ein so warmes und hohes Gefühl für die Sache der Völker führte also den ehemaligen Minister noch einmal ins öffentliche Leben heraus. Wir finden ihn, gewählt von seinen Gutsnachbarn, auf dem Landtage vom Jahre 1828 in München.

Nicht sehr zahlreich mögen in unsern Ständeversammlungen Männer von solcher Erfahrung im Staats- und Volksleben, von so unabhängiger Stellung und von so lebhaften Talenten vorkommen, die mit aristokratischer Herkunft eine unwandelbare Gesinnung für die Entwickelung des Volksthums verbinden.

Bentzel-Sternau hat seiner Wirksamkeit als Deputirter selbst das großartigste Denkmal gesetzt: er hat, nach seiner Rückkehr vom Landtage, eine Geschichte der bairischen Landtage in fünf starken Bänden geschrieben, die durch einen Registerband in allen einzelnen Materien zugänglich und ausbeutbar gemacht sind. Man erstaunt über die herculische Arbeit, mit welcher der Graf eine Unzahl von München nach Emmerichshofen geschaffter Protokollbände ausfegen mußte. Bentzel's Beharrlichkeit und Anhaltsamkeit gehörte dazu, es in so kurzer Zeit zu Ende zu bringen.

Das Werk erschien bei Metzler in Stuttgart. Es ist in Briefen geschrieben, angeblich von einem Altbaiern aus Hochwittelsbach an einen aus der Neuen Welt heimkehrenden Jugendfreund gerichtet, dessen Vater einst von „Mönchthum und Nachtgeist" aus Baiern war vertrieben worden. Jedenfalls wollte aber der Heimkehrende

erst wissen, wie sich die Verfassung seit ihrer Begründung durch die Verhandlung der Landtage bewährt und entwickelt habe, und fragt danach, von Island aus — „in der Nachbarschaft des Feuer- und Flammenbechers Hekla, der mitten unter den Eisschollen glüht wie der Genius unter Philistern".

Und solch ein Hekla ist das Geschichtswerk selbst geworden und ziemlich unbesucht geblieben im Lande der „Philister". Es ist ein Werk aus einem Guß, wenn man mit diesem Worte das Gegentheil von dem andeuten darf, was man sonst darunter versteht. Die Glut der Gesinnung, aus der er geflossen, hat nämlich die geistige Form zerbrochen und zerbröckelt. Die historische Erzählung, Stücke der gehaltenen Reden mit parenthesirten logischen oder stilistischen Correcturen, Apostrophen an den Freund, eingeschachtelte Bemerkungen, aufgeworfene Fragen, Bilder auf Bilder, dazwischengestreute Belehrungen, doctrinäre Sätze, stürmende Empfindungen der Entrüstung, lateinische Sprichwörter, Runenschrift gehäufter Frage- und Ausrufungszeichen, beziehungsreiche Verse aus Dichtern, Ironie und Declamation — kurz alles fließt in heißer Lava vorüber. Es ist wol das eigenthümlichste Gewächs des Bentzel'schen Geistes. Stamm und Aeste sind seltsam verwachsen, die Blätterfülle ist groß, dazwischen hangen eigene dichterische Blüten und angeflogene Sträuße aus poetischen Wäldern. Von Früchten ist nicht zu reden, denn es sind eigentlich Fruchtkerne aus aufgesprungenen Schoten, geborstenen Schalen, zerplatzten Kriebsen fallend. Oder soll ich ein anderes Bild brauchen? Dies im sandigen Emmerichshofen ge-

schriebene Werk ist des Grafen Palmyra in der Wüste. Aber ein umgekehrtes Palmyra: nicht die Ruinen eines zerfallenen, sondern die Bausteine eines zu errichtenden. Die Grundsteine, die Säulenschäfte — glatte und geriefte — Simse und Knäufe, Karyatiden, behauene Quadern — alles liegt zu einem großen historischen Bau da. Und doch paßt der Vergleich auch wieder nicht: denn der Bau ist wirklich aufgestellt. Das Herz hat ihn nämlich in der Hast ausgeführt, während der gedankenvolle Geist mit den Materialien beschäftigt war.

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Anordnung der obersten Staatsbehörde bei Gelegenheit der nächsten Einberufung der Stände dem Grafen so unstatthaft erschien, daß er, um solche nicht durch Folgeleistung anzuerkennen, sich vom Landtage ausschloß. Dafür unternahm er (1831) eine Zeitschrift, die in Hanau verlegt und gedruckt wurde — den „Verfassungsfreund".

Auch in Kurhessen war durch die Verfassungsurkunde vom 5. Januar desselben Jahres das constitutionelle Leben in Schwung gesetzt, und es war zu erwarten, daß an der Grenze zweier constitutionellen Staaten eine solche Zeitschrift, unter solcher Redaction, in einer so aufgeregten Zeit ungemeines Glück machen werde. Allein gerade eine aufgeregte Zeit ist auch nur auf eigene Weise zu befriedigen. Da ist die Bewegung der Gemüther heftig, die Richtung einseitig, das Interesse selbstsüchtig. Nur die ungezügeltsten Gedanken, das ungestümste Wort sind erwünscht. Wer dann auf den Gehalt seines Jour-

nals mehr als auf den Geschmack der Abnehmer hinarbeitet, kommt bald zu kurz. So ging es dieser neuen Zeitschrift, zu der ich meine Betrachtung über „Leibwacht und Verfassungswacht" und einen kleinen Scherz über die Cholera beigetragen hatte. Der „Verfassungsfreund" behielt gar bald nur einen sehr kleinen Anhang von Freunden, denen er Lebewohl sagte. Dies that aber der großen Verehrung keinen Eintrag, die der Graf durch seine freundliche ansprechende Weise und gelegentlich durch warme, bedeutsame Rede auch unter den niedern Klassen des Volks erworben hatte.

Nun stand aber dem Grafen, ehe er nach der Schweiz übersiedelte, noch eine Metamorphose bevor, bei der ich mit thätig war, ohne innerlich mit theilnehmend zu sein.

Bentzel-Sternau war katholisch geboren und hatte in Mainz, wo sein Vater unter den zwei letzten Kurfürsten hohe Aemter bekleidete, eine glückliche Kindheit verlebt. Sein Herz war mitten im Katholicismus aufgegangen wie eine Lotusblume inmitten himmelblauer Wellen. Doch nein, nicht ganz in der Mitte, sondern ein wenig in der Nähe einer Furt, wo der Strom die Ausflüsse eines üppigen Hofes aufnahm, wo das Weißgeräth wohllebender Prälaten gereinigt, die staubigen Barfüße abergläubiger Mönche gewaschen und das Hofweihwasser geschöpft wurde, mit dem man die Interessen zu taufen pflegte, die man als Angelegenheiten der Religion in die Welt einführen wollte. Welche Anschauungen und Vergleichungspunkte bot nicht damals

Mainz für einen jungen Menschen von offenem Blick, und in einer Stellung zwischen dem Hof und dem Volke dar! Dieser Kirchenfürst Erthal, der erst als „frommes Herrchen" alle Betstunden besuchte, und den geistlichen und weltlichen Adel an Rosenkränzen hinter sich herzog, später aber ausgezeichnete Protestanten berief, den üppigsten Hofhalt einführte und sich von seiner Maitresse Voltaire's „Pucelle d'Orléans" vorlesen ließ; dieser zahlreiche Adel, voll Intriguen und Genußsucht, auf dessen Tischen die lockern Schriften der französischen Religionsspötter lagen, indeß man durch alle Sorten von Mönchen den Aberglauben des Volks unterhielt; diese gelehrten Geistlichen, die gegen Papst und Pfaffenregiment schrieben, während ihre Collegen Fastenpredigten, Messen und Abendkirche hielten, und mit unaufhörlichen Glocken zu Wallfahrten und Betstunden anmahnten, bis sie selbst sich in abendlichen Hinterstübchen bei Wein und Lachen erholten.

Solche Eindrücke mußten wol eine so lebendige Seele wie die des jungen Bentzel früh genug zum Nachdenken und Prüfen anregen. Wie frühe er mit der ihm eigenen Schärfe des Geistes die chemische Zersetzung des Katholicismus für sich, wahrscheinlich im stillen, vornahm, um das reine Christenthum herauszusetzen und die darin aufgelösten hierarchischen Elemente niederzuschlagen, weiß ich nicht. Doch mag es beizeiten geschehen sein, wie ich aus des Grafen vertrauter Bekanntschaft mit der Bibel schließe, welche Bekanntschaft er doch wol gemacht hat, ehe ihn die frühen Staatsämter und die mannichfachen Lebenswirbel in ihre Kreise zogen.

Eine so frühzeitige Einsicht in ein aus Widersprüchen geeinigtes religiös-kirchliches Leben hat seine schönen Vortheile voraus. Das Herz bleibt durchdrungen von dem Göttlichen; aber das Auge gewöhnt sich, es eingelebt in einer großartigen, zeitlichen Gestalt zu erblicken. Man kennt das innerste reine Lebensmark, das in so seltsamen Verastungen verborgen ist, und unterscheidet es von der Rinde und den zehrenden Flechten, die sich ihr angesetzt haben. Aus der Jugendzeit, da man noch nicht eifert, lebt man so mit dem friedlichen Bewußtsein jenes Gemisches aus Göttlichem und Menschlichem, aus Andacht und Eigennutz, gläubig, wenn auch lächelnd auf. Das tägliche Urtheil eines gebildeten Vaters, die festtägliche Hingebung einer frommen Mutter, der feine Ton vornehmer Gesellschaft bilden an dem Sohn jene Milde der Ansichten und Aeußerungen aus, mit denen man es als natürlich gelten läßt, daß eine Glorie nicht ergriffen werden könne, ohne daß sie ein wenig oder auch — nicht wenig roste.

Wie anders aber ergeht es einem jungen Menschen, der in beschränktesten und untergeordneten Lebensverhältnissen von bigoten, abergläubigen Angehörigen erzogen und gewöhnt wird, alles und jedes an diesem großartigen Katholicismus für gleich göttlich und nothwendig zu achten! Ja, sie richten seinen Glauben und seine Andacht gerade auf die bunten Flechten und Flecken einer das innerste Mark verdeckenden und verzehrenden Hülle. Wenn dann ein solcher Gläubiger erst in spätern Jahren zur rechten Einsicht kommt, und nicht etwa allen Glauben dabei einbüßt: dann ergreift ihn eine Heftigkeit, ein

unduldsamer Eifer; das solange hochgehaltene Menschenwerk empört ihn, er verwirft es jäh; seine Wärme nimmt den Unmuth eines Langbetrogenen an, und statt ironisch zu lächeln, möchte er nur immer dreinschlagen.

In solchem Falle war also der Graf nicht. Allein die Wiederkehr der Mönche in den deutschen katholischen Ländern und die mit der politischen Reaction sich verbindenden jesuitischen Bestrebungen, wie sie schon inmitten der zwanziger Jahre mehr und mehr hervortraten, setzten ihn in wärmern Eifer, ja sie empörten ihn.

In solcher Stimmung fand ich den Grafen der Bewerbung zugänglich, die ich auf den Wunsch des Pfarrers Dr. theol. Friederich in Frankfurt um Beiträge zu dessen oben schon erwähnter Zeitschrift „Der Protestant" an ihn stellte. Er nahm rasch entschieden den lebhaftesten Antheil.

Doch bei diesem Bekenntniß zu einer Kampfesfahne für eine bestimmte kirchliche Richtung ließ es Bentzel-Sternau nicht bewenden. Einem solchen Charakter ist es Bedürfniß, in jedem Lebensverhältnisse einen ausgesprochenen und anerkannten Platz einzunehmen. Als Edelmann und als Staatsmann hatte er sich also gewöhnt, und mochte nun auch über seine religiöse Ueberzeugung keinen Zweifel lassen. Dies wol zugleich mit dem Bewußtsein, daß er mit seiner Person auch hier ein Gewicht in die Wagschale werfe. Im August 1827 legte er mit seinem ältern Sohne in der Gemeinde des Pfarrers Friederich zu Frankfurt feierlich und zu großer Erbauung der sonntägigen Versammlung sein Bekenntniß zur evangelisch-protestantischen Kirche ab. — —

Ich selbst, obschon ich schon damals als Mitarbeiter an derselben Zeitschrift dem katholischen Bekenntnisse innerlich längst entfremdet war, und auch als ich später förmlich excommunicirt wurde, dachte doch anders über einen solchen Schritt und unterließ ihn.

Wol mag es schön und würdig erscheinen, wie am Staat, so auch an einer Kirche mitbauen zu helfen oder sich wenigstens mitzufühlen als lebendiges Glied eines lebendigen Körpers. Denn wenn man auch religiös genug ist, das Göttliche in Natur, Menschheit und eigener Brust zu erkennen, und ihm mit Gefühl und Bewußtsein anzugehören, oder es auch, wenn es, wie das Christenthum, aus einer individuellen Quelle des allgemeinen Geistes der Menschheit entsprungen ist, als besondere Offenbarung zu bekennen: so bleibt es doch immer noch ein schönes Bedürfniß zusammenlebender Menschen, das Göttliche auch in einer großen, erhebenden Erscheinung zu erblicken, in einem lebenden, seine Bekenner als Glieder umfassenden Körper zu gestalten. Aber wo wäre denn heute diese lebendige Kirche, wie sie etwa in frühern Jahrhunderten bestand, als die Völker noch gleichmäßiger gebildet lebten und sich in ihrer Entwickelung von der Kirche geführt und gefördert sahen? Damals wandelte die Kirche mit der Bildung der Welt, warum will sie jetzt unwandelbar sein? So hat sie für das wandelbare Leben auch kein Heil. —

Was aber den Protestantismus angeht, so hat dieser doch in seiner Bestimmung zum Abbruch der alten Kirche für den Bau des lebendigen Kunstwerks einer objectiven Kirche zu wenig von jenem Bildungstriebe behalten, in

welchem der Katholicismus sich eher übernommen hat. Er ist mehr in urchristlicher Weise bedacht, religiös zu belehren, religiös zu erwecken. Er fördert mehr die individuelle Religiosität und die Einzelkapellen christlicher Sitte. Der Katholik, der seiner Kirche entwächst, wird durch seinen Austritt sein eigener Protestant und findet in einem gemeinsamen Protestantismus keine Befriedigung seiner mitgebrachten Herzensbedürfnisse.

Ja, wenn die römische Kirche sich geistig ausgebaut hätte, wie man jetzt unbewußt in Köln ein sinnliches Abbild der Kirche der Zukunft zu vollenden hofft! — —

Träumt euch einmal in die Zukunft hinein einen Dom, in welchem vor der großen, gläubigen Menge im Mittelschiff der römische Papst zum Confiteor an die unterste Stufe des Altars herabgetreten, mit der aus der Weltintrigue zurückgezogenen Hand, eingedenk alles dessen, was von Rom über das Christenthum ausgegangen ist, sein mea culpa, mea maxima culpa an die Brust schlüge. In den Seitenschiffen knieten indeß die verwandten Gläubigen vor ihren besondern Altären; die abweichenden Gemeinden beteten in den einzelnen Kapellen, vielleicht ohne Weihrauch und Kerzen, ihr Kyrie eleison; Tausende, die ihr mündiges Herz vom Ceremoniendienste befreit haben, dürften außerhalb der Kirche, aber noch zu ihrer Verherrlichung gehörig, auf den hohen Bogen der Strebepfeiler als Pyramidenthürmchen frei zum Gloria in excelsis dastehen, während zugleich die höchsten Forscher, Dichter und Staatsmänner auf den erhabenen Zinnen der Thürme, im weiten Ausblick zwischen Himmel und Erde, ihr Sanctus anstimmten. Denkt

euch einen solchen Dom, und dann, aber erst dann werdet ihr die große Anschauung, die prophetische Ahnung des unbekannten Baumeisters fassen, der im Kölner Dom ein Vorbild kirchlicher Entwickelung des Christenthums geben wollte.

Das kirchliche Bekenntniß und die mehr und mehr hervortretende volksthümliche politische Richtung Bentzel-Sternau's zogen ihm in aristokratischen und reactionären Regionen doch viel Verstimmung zu. Er konnte namentlich als Deputirter in München, auch in der Umgebung des Königs Ludwig, wahrnehmen, wie weit diese Verstimmung ging; sodaß er sich bewogen fand, seinen ältern Sohn aus dem bairischen Militärdienste zu nehmen und nach Oesterreich zu bringen.

Durch des Grafen Abwesenheit in München und durch meinen Aufenthalt in den Jahren 1832 und 1833 am Landtage in Kassel war mein Verkehr mit ihm sehr unterbrochen worden. Dieser sollte bald gänzlich aufhören, als der Graf, der inzwischen in Hanau als Volksredner aufgetreten war, es für gerathen hielt, sich aus der Nähe des Bundestags in die Schweiz zurückzuziehen. Er war dabei noch Diplomat genug, den unverbesserlichen Sand der emmerichshofer Besitzung als Grund seines Rückzugs vorzuschieben und dies Gut zu verkaufen. Ich sah ihn zuletzt auf der Schiffbrücke in Mainz und empfing noch kurz vor seinem Tode einen Brief, der in Varnhagen's Autographensammlung gewandert ist.

Bentzel-Sternau starb am 13. August 1849, zweiundachtzig Jahre alt. —

Zum Schluß bin ich im Stande, von der erstaunlichen Thätigkeit dieses Mannes, auch in seinen letzten Jahren, ein Zeugniß zu geben.

Bentzel-Sternau hat seine sämmtlichen Werke — die früher noch nicht gedruckten, die ganz neu verfaßten und die bereits erschienenen, in nochmaliger Ueberarbeitung — eigenhändig und höchst sauber ins Reine geschrieben. Der handschriftliche Bogen ist Mittelquartformat mit einem Randbruche für etwaige Nachträge und Abänderungen, die aber kaum vorkommen, also acht Quartseiten enthaltend, je 36 Zeilen und durchschnittlich 60 Buchstaben kleiner Handschrift in der Zeile stark, sodaß der handschriftliche Quartbogen 17280 Buchstaben beträgt. Im Durchschnitt enthält der Band der Handschrift 250—300 Seiten und darüber. Und dieser eigenhändig geschriebenen und stark gebundenen Bände hat er — neunzig hinterlassen!

Unter den noch ungedruckten Sachen befindet sich der Roman „Das Meisterthum vom Stuhl", mit dem Motto: „Sursum corda! Sperne Sperni!" — Er bildet in zwei Bänden, jeder 438 Seiten stark, den vierten Theil zu dem Cyklus, aus welchem früher „Das goldene Kalb" — „Der steinerne Gast" — und „Der alte Adam", jeder ebenfalls zwei Bände stark, erschienen sind.

Von anderer Seite interessant mögen die Aufzeichnungen sein, die er zuerst sein „Kerbholz" nannte und dann mit dem „zwillingsartigen" Titel „Materia peccans" belegte. Der Graf schrieb vom Jahre 1825—48 täglich einen Paragraphen entweder der Tagesgeschichte nach, oder aus der anklingenden Ideenwelt. Diese Theile können des Grafen Memoiren heißen, erschrecken aber durch die Zahl der Bände, deren so viele sind, als von 1825—48 Jahre gezählt werden.

Charakteristisch und oft seltsam sind die Titel der Schriften mit ihren Mottos. — „Die bunte Bibliothek" von 32 Bänden trägt den Spruch aus Martial: „Hominem pagina nostra sapit." — Das „Album placidum" kündigt sich mit dem Worte Martial's an: „Ride si sapis!" — Die „Attacca" rufen mit Terenz: „Tune impune hoc facies?" — Die „Denkschriften der stillen Akademie" gestehen mit Juvenal: „Plus aloës quam mellis habet."

Was wird aus diesem todten Schatze werden?

Ein eigenes Geschick waltet über den poetischen Geistern Deutschlands. Besonders leiden unsere Humoristen unter dem wechselnden Geschmack der Bildung und unter der Verstimmung der Zeit. Jean Paul wird wenigstens noch gerühmt, wenn auch nicht mehr gelesen. Vom Grafen Bentzel-Sternau, einem der bedeutendsten Geistesverwandten Jean Paul's, ist keine Rede mehr, und irre ich nicht, so weiß selbst schon die große Literatur-

geschichte des G. G. Gervinus gar nichts von ihm. Und neunzig Bände, zu deren sauberer Niederschrift der edle Mann zweiundachtzig Jahre alt geworden, liegen jetzt in todter Hand! — — Ja wohl:

Habent sua fata libelli!

V.

Auf der Lebenshöhe.

Der Mensch, der mit ausgebildeter körperlicher und geistiger Kraft, rückwärts blickend, sein Leben mit Unbefangenheit überschaut, und vorwärts, sein Ziel im Auge, sich selbst und die Wege dahin prüft, wandelt sozusagen auf der Höhe seines Lebens.

Dort steht ein Altar, der Göttin Sophrosyne — der maß- und anmuthvollen Besonnenheit — errichtet, und der Lebenspilger stürmt entweder, mit sich selbst zufrieden, unachtsam vorüber, oder er tritt hinan und legt das Opfer seiner Gelöbnisse und seiner besten Vorsätze nieder. Er wird manches zu bereuen haben, ohne in pietistischen Bußkrampf zu fallen; er wird sich das Höchste und Edelste vornehmen, ohne daß er damit aufgibt — Mensch zu sein.

Wie früh an Jahren einer diese Höhe erreicht, kommt zuerst auf seine ursprüngliche Begabung an, hängt aber auch von dem Wege ab, den seine Herkunft nimmt. Manche Jugend zieht sich in einer Sandwüste mit Glühhitze und Nachtfrösten hin; manche ist von Pfaden be-

günstigt, auf denen durch rechte Führung und glückliche Begegnisse jeder Schritt für den Geist erweckend und bildend — jeder Ausblick erhebend und befriedigend für das Gemüth wird. — —

Ich selbst war neunundzwanzig Jahre alt, als ich durch meine dienstliche Versetzung nach Hanau zum ersten mal das Fuldaische überschritt, — jenes zwischen der Rhön und dem Vogelsberge versteckte Gebiet, wo man in meiner Kindheit nur läuten, in meiner Jugend nur läuten und trommeln hörte; wo zuerst ein verknüpfter Krummstab und Fürstenhut auseinander brachen, nachmals das geistliche Ländchen, in drei Portionen zerrissen, an die Nachbarstaaten vertheilt wurde.

Und ich kam aus einem Häuschen, das auf Beten und Arbeiten, auf kirchlichen Glauben und bürgerliches Entbehren vierschwellig gestellt war, kam aus einer eigenen allzu frühen Häuslichkeit, die in einer socialen Einsamkeit lag. Kein Wunder, wenn ich, wie ein guter Schwabe, vor dem vierzigsten Jahre nicht klug wurde, und im funfzigsten noch manches zu lernen hatte, was ich im fünfundzwanzigsten hätte wissen sollen.

Nun aber mit meinem Eintritt in die vierziger Jahre liefen auch die vier Hauptrichtungen meines Lebens rasch hintereinander zu Tag, — die verbundenen Elemente schieden sich an der Luft der Oeffentlichkeit.

Der Erlaß des „durch Gottes Barmherzigkeit" Bischof gewordenen Johann Adam Rieger, der mich von der Kirche ausschloß, erging, wie schon bemerkt, unterm 25. Juni 1831. Die religiöse Richtung entschied sich zuerst; denn sie war eben die älteste und ängstlichst gepflegte

in meinem Leben, und so unerwartet, nach allen Voraussetzungen, gerade diese Wendung war, die sie nahm: so hängt doch der hastige Eifer, womit man eine neue Ueberzeugung ergreift, ganz naturgemäß gerade mit der Ehrlichkeit zusammen, mit der man eine ältere, nicht gefaßte, sondern überlieferte allzu lange festgehalten hat. Doch fällt auch der „Rosenkranz", seiner Fassung nach, noch in meine volle Schwabenzeit.

Zunächst traten dann meine Zwillingsfedern mit der frühern Eintracht, wie sie mein erstes Amt und meine erste poetische Production verknüpft hatten, in die Publicität.

In dieselbe Zeit meiner Verhandlungen mit dem Domkapitel fällt nämlich auch die Ausarbeitung meines ersten Romans: „Die hohe Braut."

Als Grundanschauung bei dieser Arbeit schwebte mir die Idee der Freiheit in ihren verschiedenen Richtungen vor. Und in der That lag diese große Lebensfrage nicht blos im Stoff der behandelten Geschichte jenes Einbruchs der Französischen Revolution in das Gebiet von Nizza und Piemont, sondern sie bewegte eben auch den Verfasser bei Bearbeitung dieses Stoffes. Freiheit war seit Monaten die Parole in Frankreich und Belgien, in Deutschland und Polen, in Braunschweig und Kassel. Wie hallte in unaufhörlichem Echo dieser Ruf in unserm Hanau nach!

Zum ersten mal erscholl er wild genug an jenem Abend, als der von Kassel zurückgekehrte Bürgermeister, und achtzehn Jahre später Märzminister, Eberhard der Stadt die kurfürstliche Zusage einer Verfassung für das ganze

Land verkündigte; das heißt, auch die neuen Provinzen Hanau und Fulda sollten Antheil an der althessischen Landstandschaft haben.

Ich stand in tiefer Dämmerung unter den Arcaden des Rathhauses; man drängte sich in die Rathsstube, wo jene Verkündigung wieder und wieder verlesen wurde. Die Herauskommenden waren still und nachdenklich. Sie mochten den Werth einer großen und neuen Verheißung überschlagen, die noch unausgeprägt lag. Endlich schienen doch einige den Stempel zu solcher Präge gefunden zu haben. Dunkle Gestalten rotteten sich auf dem weiten Marktplatze zusammen, und plötzlich erscholl der Ruf Freiheit! mit gräßlicher Betonung der zweiten Silbe, wie man auch mit solcher Jambenbetonung das Wort Feuer zu schreien pflegte, so oft ein solches Unglück auskam.

Und wirklich schien auch von solchem Misverstande das entsetzliche Element selbst erweckt zu sein. Denn kaum war man dem mit wiederholtem Schrei und dazwischen schrillendem Pfeifen von weitem um einige Straßenecken gefolgt, als man schon das Thor des Mauthgebäudes erbrochen und inmitten der breiten Straße ein Feuer entzündet fand, das von den aus dem Bau entwendeten Schriften, Mobilien, Waarenpäckten u. dgl. hoch und höher loderte. Die Einwohner strömten herbei, die Garnison stellte sich zum Zuschauen auf; während die nächsten Nachbarn im rothen Widerschein der Glut aus den Fenstern die dünnen Wände ihrer Wohnungen begossen, um sie gegen die lodernde Propaganda zu schützen.

Damals arbeitete der Verfasser an seinem Buch, — in jenen Tagen der Unruhe, der täglichen Aufläufe und Zerstörungen, die man — ich weiß noch nicht woher, Krawalle nannte — ein Wort, das auch in den Roman eingeweht worden ist, weil eben dessen handschriftliche Blätter unter jenen Windstößen der Zeit offen lagen. Abends, wenn das Pfeifen als Signal zum Sturm auf einen Bäckerladen oder dergleichen durch die Gassen gellte, wenn die Nachbarn eiligst die Fensterläden zuschlugen, die Hausthüren verriegelten und die Lärmtrommel durch die Straßen rasselte, dann ereiferte sich wol auch einmal der poetisch gestimmte Verfasser über den schmuzigen, zerlumpten Vorgang, der doch manchmal sein Farbenreiber ward. Das Erlebniß und die Dichtung begegneten einander, und wenn jenes zuerst verworfen wurde, blieb es doch für diese noch aufbewahrt. So ging es dem Verfasser wie gar manchem echt deutschen Liberalen: er kannte die Bedeutung dieser Krawalle, die nur aus schicklicher Entfernung auf die Wehen wirken sollten, unter welchen die neue Verfassung in Kassel geboren wurde; dennoch, während er für seine Dichtung über alle Richtungen der menschlichen Freiheit nachdachte, verdrossen ihn die ersten praktischen Aeußerungen derselben, die ihn in seinen Gedanken störten.

Wie ich nun aber auf einem etwas verschlagenen Lebenswege mich überhaupt in allem, wozu ich innerlich getrieben oder äußerlich berufen ward, ohne methodische Vorbildung durch Tasten und Lauschen zurecht finden mußte, so ging es mir auch jetzt, als ich über einem reichen Stoffe brütend, die Gestalt des Kunstwerks suchte.

Denn das Poetisch-Bedeutsame lag wenigstens in meinem Vorhaben.

Außerdem brachte auch mein Amt manche Verzögerung, manche Unterbrechung mit sich, indem es mir als dem einzigen Secretär einer für alle Zweige der Finanzverwaltung der Provinz bestehenden Behörde hinter massenhaften Acten nur wenige und oft erschöpfte Nebenstunden übrig ließ.

Darüber war die neue Verfassung vom 5. Januar 1831 erschienen und der erste Landtag versammelt. Der als zweiter Abgeordneter der Stadt Hanau gewählte junge Beamte wurde vom Minister Hassenpflug, als er ihn brauchbar und mit sich uneins erkannte, dienstlich befördert; die Bürger entzogen ihm ihr Vertrauen und wählten im Frühjahr 1832 mich an dessen Platz. — So trat denn auch noch ein politischer Beruf vorübergehend an die Stelle eines nebenstündlichen poetischen Schaffens. Meine Zwillingsfedern löſten einander ab.

Es kam auf dem neuen Markte unsers constitutionellen Lebens wiederholt vor, daß geschäftstüchtige junge Beamte das Vertrauen des Volks gegen das Vertrauen der Regierung umwechselten. Dies war freilich kein Geschäft zur Hebung des eben neu ausgegebenen Papiers unserer Constitution. Um so lebhafter mußte ich nun am Vertrauen meiner Mitbürger festhalten, zumal ich unter ihnen als Fuldenser, — als Fremdling lebte. Es war ein Vertrauen in den Charakter und, zumal in der Kindheit einer Verfassung, heiliger zu halten als das Vertrauen zu der Intelligenz eines Mannes,

die freilich auch in unserer Zeit wohlfeiler als jener zu haben ist.

Der neugewählte Deputirte mußte sich klar darüber machen, was er wolle, und was ihm dafür von seiner amtlichen Zukunft zu erwarten übrig bleibe. Er überlegte das auch, und als nach den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni und 4. Juli 1832, infolge der von der Ständeversammlung vorgenommenen Prüfung des bei deren Bekanntmachung von Hassenpflug eingehaltenen Verfahrens der Landtag in unziemlicher Weise aufgelöst wurde, kehrte er zur Vollendung der „Hohen Braut" zurück.

Ehe jedoch auch jetzt der Roman vollendet wurde, ging der Verfasser, wiederholt gewählt, im Winter zu dem neu zusammentretenden Landtage. Nach langer Verzögerung der Eröffnung desselben ward er aber schon unterm 18. März 1833 zum zweiten mal aufgelöst, als der von Hassenpflug verbannte Abgeordnete der Universität, Professor Jordan, vom Legitimationsausschusse für legitimirt erklärt und von der Versammlung anerkannt wurde.

Es würde wie eine Donquixoterie aussehen, wollte ich noch heut und hier eine eigene oder auch gutgeschaftete fremde Lanze gegen Hassenpflug einlegen, wie dieser Mann jetzt in der öffentlichen Meinung der Nation am Pranger steht, und selbst aus den Cabineten, denen er einst gedient hat, mit Lorgnetten betrachtet wird. Wer dankt ihm noch das Bürgerlich-Gute, das er etwa gefördert hat, — überwuchert, wie es von der politischen Aussaat seiner giftigen Hand ist! Seine ministeriellen

Handlungen, dem formellen Recht vorsichtig angepaßt, entbehrten alles sittlichen Charakters. Sein Glück dabei gebar seinen Uebermuth. Absolutistisch, reactionär, bureaukratisch übte sein System anfänglich einen Zauber auf seine beförderten Anhänger bei allen Behörden, und sie beeiferten sich, ihm die Beamten im Geiste dieses Systems und mit allen Mitteln desselben dressiren zu helfen.

Als ich nun aber Anfang Juni 1833, auf meine dritte Wahl zum fortzusetzenden Landtage, nach Kassel kam, traf ich dort mit meiner aus Leipzig von der Presse kommenden „Hohen Braut" zusammen.

Das Buch mit seinen zwei stattlichen Bänden gereichte mir damals zu ganz besonderer Erquickung. Der Himmel lag in jenem unfreundlichen Sommer sehr trübselig über dem Landtage und ebenso der Landtag unter dem Himmel. Zwar manches Erwünschte kam, wenn auch verkürzt und verkümmert, zu Stande; doch wiederholten sich jene reactionären Versuche, die von der Ständeversammlung endlich zu der bekannten Anklage gegen den Minister Hassenpflug gesammelt wurden, und die niederdrückender waren als die Anklage selbst, in der sich eine junge parlamentarische Kraft und eine mündig gewordene Vaterlandsliebe, wenn auch auf Gerathewohl, versuchen mußte. Daß damals die Opposition hauptsächlich in den Staatsdienern, den Organen der Regierung selbst, lag, erschien freilich verkehrt und deutet auf einen sehr krankhaften Zustand des Staatslebens; hätte aber dem angeklagten Minister nur halb soviel

echte Staatsweisheit innegewohnt, als er Scharfsinn besaß, sich des Processes zu erwehren: so würde er eingesehen haben, daß eine Krankheit nicht gehoben ist, wenn man mit Gewaltmitteln die Symptome derselben vertreibt; er würde erkannt haben, daß einem so ehrlichen Lande, unter den damaligen Umständen, nichts so noth that, als daß die Verfassung desselben gekräftigt, nicht aber die Gewalt bestärkt werde, die das brave, treue Volk, soweit es heute noch nicht ausgewandert ist, zum Gegenstande der Theilnahme von ganz Deutschland und des Mitleids von Europa heruntergebracht hat. — —

Doch, ich komme auf mich zurück!

Zunächst war es ein persönliches Verhältniß, was mich damals betrübte. Auf meine Versicherungen hin hatte man bei der letzten Wahl einen jüngern Freund zum andern Deputirten der Stadt gewählt, einen artigen Mann von einigem Vermögen, der den Kaufmannsstand verlassen hatte, um gewissen Lieblingsstudien nachzuhangen. Ein edler Stolz, eine rege Theilnahme am öffentlichen Leben beseelten ihn. Die frühere Eitelkeit, im Auslande für vornehm zu gelten, schien überwunden, seit der Freund selbst über diese Schwäche scherzte. Dennoch schlug dieser welke Trieb in der Luft der Residenz, in der Berührung mit den adelichen Mitgliedern des Landtags, wieder frisch aus, indem der junge Abgeordnete, nach gänzlich mislungenem Versuch einer Rede auf seiten der Opposition, eine Schwenkung zur Regierungspartei machte, und im Umgange mit dem Adel sich von seinem schmählichen Falle zu erheben suchte.

So manches Jahr hatten wir vertraulich miteinander verlebt, unser Innerstes gegeneinander aufgeschlossen und unsere oft genug zusammengehaltenen Ueberzeugungen mit gleichem Stempel gezeichnet. Nun auf einmal war mir der Freund entfremdet und unbegreiflich; wir standen uns in den alten Interessen mit verwandelten Ueberzeugungen schnurgerade entgegen. Ich errieth nicht sobald, welche neue Einsicht oder — Aussicht ihm über Nacht gekommen war. Ich wußte genau, wie viel er mit seinen geistigen Gaben wog, und sah nun mit Verwunderung, wie viel auf der andern Seite sein Gewicht galt. Wie hoch dort die bloße Abstimmung eines einzigen bürgerlichen Mannes von ansehnlichen Männern geschätzt wurde, war eine Erfahrung für mich, die ich freilich zu meinem eigenen Besten nicht benutzen konnte. Ohne auch nur eines der beiden Schwerter eines rüstigen Deputirten, der Zunge und der Feder, gewaltig zu sein, war der Freund in gewissen Kreisen schon seines stummen Aufstehens oder Sitzenbleibens halber ungemein geehrt und geschmeichelt. Wir gingen noch miteinander um, aber so kühl, wie der Sommerabend war, an welchem wir, auf mein Zimmer zurückkehrend, einen dicken Brief vorfanden. Dieser brachte als Einlage das Blatt Nr. 133 der „Zeitung für die elegante Welt“ mit Laube's Recension meiner „Hohen Braut“.

Eine solche Verkündigung mit Pauken und Trompeten, ich gestehe es, erschreckte mich anfangs. Für mein Gefühl schien das Maß dessen überschritten, was ich an Beifall erwarten mochte, für meine Berechnung die

Summe dessen, was der oft getäuschte Leser sich als unparteiliches Lob gefallen läßt.

Mir war Laube bisher noch ganz unbekannt geblieben; auch wußte ich noch nicht, zu welchem Credit der junge, poetische Redacteur die „Zeitung für die elegante Welt" aus ihrer methusalemitischen Langweiligkeit emporgebracht hatte. Bald aber beruhigte ich mich. War es nicht eine hohe Braut, die mit Posaunen angemeldet werden durfte, wie bei Shakspeare die Könige auftreten? Brachte doch Laube viel Ansprechendes über den historischen Roman überhaupt vor. Ohne zu wissen, wie leicht ich es mit den geschichtlichen Vorstudien genommen, sagt er, wie mir scheint, sehr wahr: „Die Geschichte ist nicht nur die Kenntniß der Begebenheiten, sondern auch die Wissenschaft, die Poesie derselben, das Epos der Gottheit; man muß sie nicht blos kennen, man muß sie wissen, um sie zu schreiben, man muß sie lieben, um einen historischen Roman zu empfangen." Wenn er dann von meinem Roman behauptete, es durchdringe sich in ihm Geschichte, Terrain, Charakter, Begebenheit auf so innige Weise, daß nicht eins vom andern zu trennen sei, und es stehe nicht wie bei andern historischen Romanen ein Fetzen Geschichte und ein Fetzen Erzählung nebeneinander: so war es wenigstens meine Absicht gewesen, dies zu leisten. Am meisten freute mich, daß dem begeisterten Kritiker bei aller Ueberschwenglichkeit der Empfindung, mit der er mein Buch aufgenommen hatte, doch manche meiner versteckten Absichten nicht unbemerkt geblieben war.

Doch, ich wollte ja nicht über die Leistungen weder meiner poetischen, noch meiner politischen Feder berichten, sondern nur nachweisen, wie beide mit- und nebeneinander die Höhe der Oeffentlichkeit erreichten und das Gefieder bildeten, an welchem man fortan den Mann erkannte, der sie führte.

Nun aber auch beiden dienstbar geworden, mußte ich, rück- und vorwärts blickend, mich zuerst mit der Vorgeschichte unserer Verfassung bekannt machen, und durfte dann auf Spaziergängen in der schönen Umgebung von Kassel auf einen neuen Romanstoff denken.

In Betracht der Herkunft unserer Verfassung wies mir die Geschichte von Hessen nach, daß die Stände des Landes Hessen, denen durch ihre Einberufung des jungen Herzogs von Brabant — des „Kindes von Hessen“ — im Jahre 1247 die jetzige Dynastie ihre Herrschaft verdankt, auch jahrhundertelang, und zwar nicht als Vertreter einzelner Volksklassen, sondern „gemeiner Landschaft“ die umfassendsten und zum Theil noch über die Bestimmungen der Constitution von 1831 hinausgehenden Rechte ausgeübt haben.

Die nachdrückliche Wirksamkeit der alten Stände beschrieb sich ohne Verfassungsurkunde in wiederkehrenden Handlungen. Die Geschichte ist die Urkunde über das, was sie gedurft haben. Ihre Wirksamkeit wuchs in gleichmäßigem Stamm, und dieser Wuchs läßt sich, wie der des Baumes an den Jahresringen, so an den einzelnen Landtagsabschieden nachweisen. Erst, als die wirksamen Rechte sich von außen gehemmt fühlten, suchten sie sich in Wortbestimmungen zu fassen. So schließt

sich ein Gewächs, wenn der zurückdrängende Winter naht, in Samenkörnern ab, die zur rechten Zeit wieder aufgehen können.

Ich verstehe darunter jene schriftliche Anerkennung, welche die Landstände bei der mehr und mehr bedrohlichen Entwickelung der Regierungsgewalt der deutschen Fürsten sich über ihre hergebrachten Rechte ertheilen ließen. Solche liegen in den alten Landtagsabschieden von verschiedenen Landgrafen und namentlich auch von dem Kurfürsten Wilhelm I. vor. Es sind die Keimblätter der Constitution von 1831. —

Ein neuer Trieb für dieselben entwickelte sich nach der günstigen Witterung des Jahres 1813. Der Kurfürst kehrte — wie es schien noch von dem aus Kalisch ergangenen Aufruf an das Volk begeistert — zurück. Er, dem alles hinter seiner Flucht aus Kassel Verlorene so glücklich wieder zugefallen war, zeigte sich aufs heiterste für alles gestimmt, was sein Volk niemals aufgegeben hatte. Er trat zum Verein der deutschen Fürsten, die eine grundgesetzliche Bestimmung nicht blos zur Erhaltung der althergebrachten landständischen Gerechtsame, sondern auch zur Erweiterung, wenigstens zur Entwickelung derselben betrieben. Für sich allein gab er den im Jahre 1815 einberufenen alten Ständen die Versicherung, dem Lande eine Verfassung zu ertheilen, die auf den liberalsten Grundsätzen beruhen sollte.

Mit welch schönen Worten eröffnete der Fürst jenen merkwürdigen Landtag! „Es werde noch am Abende seines Lebens ihm eine große Beruhigung gewähren, wenn die Resultate dieser Versammlung dahin führten,

das Glück und Wohl seiner getreuen Unterthanen nicht blos für jetzt, sondern für immer durch feste und unumstößliche Bestimmungen dauerhaft zu gründen und zu sichern."

War kein Hassenpflug da? — —

Ja doch, es gibt solche herrliche Augenblicke im Staatsleben, wo selbst ein hundertjähriger Actenfascikel zu einer Aloë werden will, und zwischen den grauen, staubigen Blättern eine Poesie aufblüht. Nur darf man der Staatspoesie auch keine geringern Rechte zugestehen, als die Poesie überhaupt hat, von der man keine Verwirklichung im Leben zu erwarten pflegt.

Der Verfassungsentwurf, der damals schon in 67 Paragraphen die wesentlichsten Bestimmungen der spätern Constitution, auch mit dem Einkammersystem, enthielt, war bereits zur Bekanntmachung zugerichtet, ja gedruckt, als der Kurfürst seinen Entschluß wieder zurücknahm und es mit der Beruhigung am Abende seines Lebens darauf ankommen ließ. —

Es schien noch eine Zeit für das treue Volk nöthig, in der es ohne alle Verfassung und Landstände regiert werde, um so im Lande eine rechte Sehnsucht nach Gesetzen, ein lebhaftes Bedürfniß verfassungsmäßiger Ordnung zu erwecken. Und man kann nicht anders sagen, als daß die Regierung in Kurhessen nach jenem Landtage vom Jahre 1815—16 zu solchem Zweck vortrefflich eingerichtet war. Daher denn auch der Jubel, womit die Verfassung vom Jahre 1831 aufgenommen wurde, — die naive Zuversicht eines ehrlichen, treuen Volkes, das an einem geschriebenen Document ein ebenso ehrliches

Pfand des Glückes und der Zukunft in Händen zu halten glaubte.

Es bedurfte aber noch einer zweiten Lection — über die — Kunst eine Verfassung auszulegen und ein Ei auszublasen, — und dafür war ein vortrefflicher Hassenpflug da!

Zwar ist der Widerstand von oben im Staatsleben natürlich und kann unter Umständen selbst fördernd wirken. Bedenklich für eine noch junge Constitution wird er nur, wenn er aus großartiger Ueberzeugung hervorgeht, mit blendenden Leistungen für das öffentliche Wohl verbunden ist und von imponirenden Persönlichkeiten getragen wird.

Fanden sich denn aber diese Wahrzeichen oder auch nur eins derselben in dem damaligen Bestreben des Ministeriums?

Was sich gegen Hassenpflug's Künste am Landtag wirklich fand, war eine unwandelbare, aber unrespectirte constitutionelle Majorität. Dank der einen Kammer! Nicht umsonst hat unsere Geschichte immer nur auf eine Kammer hinausgearbeitet. Das arme Hessen hat sich immer mit einer Kammer beholfen, weil es ihm zu schwer geworden wäre, eine zweite, die man die erste genannt hätte, vollständig und gehörig zu möbliren.

Die Agnaten des regierenden Hauses und die Standesherren erschienen sehr bald nicht mehr selbst am Landtage. Wahrscheinlich gefiel ihnen das Ständehaus nicht, hinter welchem — kein angemessener Hof war; sie ließen sich meist durch Bedienstete subalterner Stel-

len vertreten. Auf den übrigen aristokratischen Stühlen aber saßen doch zu viel Männer, die selbst oder deren Söhne morgen in die unangenehmste Garnison konnten geworfen werden, aus der schwer zu avanciren war; Männer, die um alles ihren Civilgehalt nicht entbehren mochten und deren Ueberzeugung sich mit der Erwartung einer höhern Besoldungsklasse vertragen mußte. Manche dieser Freiherren schienen mir beklagenswerth: sie hegten gewiß die beste Ueberzeugung, hätte nur der Ständesaal, um sie laut werden zu lassen, keinen so fatalen Widerhall gehabt!

Diesen bedenklichen Widerhall überwand aber der damalige Liebling der verfassungseifrigen Kasselaner, — der Professor Jordan.

Dieser durch Herkunft und Schicksale so interessante als von Charakter ehrliche und rechtschaffene Mann stand damals auf dem glänzendsten Höhepunkte seines Lebens. Er war zum zweiten mal Bräutigam und trug nach der Sitte seiner tiroler Herkunft eine Rose hinterm Ohr. Wie oft ward nicht an heitern Sommerabenden in einem oder dem andern der vielen Gärten um Kassel bei fröhlichem Abendschmause sein Name mit jubelndem Hoch seiner Verehrer laut und wiederholte sich nach seiner begeisterten Rede!

Er galt damals für den ersten Redner am Landtage, wiewol er eigentlich mehr ein schlagfertiger Sprecher war. Sein begeisterter Ton reiner Ueberzeugung, die kräftigen Schlagwörter der Zeit und die nahe liegenden Gedanken, die sich sprunghaft wiederholten, hatten etwas Hinreißendes für die Zuhörer und liehen den

unselbständigen Abgeordneten des Saales Muth und Fingerzeige der Abstimmung.

Schlagfertig, wie gesagt, nahm Jordan nach jeder Aeußerung der Regierungsvertreter und der Partei Hassenpflug's fast immer das erste Wort, und gab so als vorstürmender Plänkler den Kerntruppen Zeit und Sammlung, zur Schlacht vorzurücken. Anführer dieser entscheidenden Waffen war dann gewöhnlich der Oberappellationsrath Pfeiffer rühmlichen Andenkens.

Dieser war dem Minister vielleicht gefürchteter oder achtunggebietender, während ihm jener verhaßter blieb. Denn der wirkte auf die öffentliche Stimmung im Lande, und seine hinströmende Beredsamkeit erschien als die Flut des Jordan, aus welcher die junge Verfassung ihr Taufwasser nahm.

Der edle Mann hat jene glänzenden Tage, jene öffentlichen Abende in enger, niederer Klause des alten marburger Schlosses schwer verbüßt, und selbst die Theilnahme, die man um seiner Leiden willen für den verfolgten Mann allgemein hegte, konnte sich, wie er als nothgedrungener Vertrauensmann seines Fürsten unter den wehenden schwarzrothgoldenen Riesenfahnen des Vorparlaments in Frankfurt hinfällig und gebrochen erschien, in jener großen stürmischen Angelegenheit des Frühlings 1848 nicht nach Verdienst bethätigen. — Die Geschichte unserer Verfassung wird aber das Andenken des verdienstvollen Kämpfers und Märtyrers bewahren.

Als ob nun hinter so mancher trübseligen, hoffnungslos ermüdeten Stunde her mein Roman mich zu erheitern und den Blick auf mein eigenes Feld zu lenken zum Landtag erschienen sei, zeigte mir eines Tages der Buchhändler Bohné, bei welchem ich die literarischen Neuigkeiten nachzusehen pflegte, ein Umlaufschreiben meines Verlegers, womit die noch nicht verkauften Exemplare meines Buches zurückverlangt wurden.

Bohné deutete dies auf starke Nachfrage nach dem Buch und sprach von einer zweiten Auflage. Täuschte nun auch fürerst noch diese Erwartung, so gab sie doch Antrieb und Lust zu einer neuen Unternehmung.

Doch fiel ich mit keinem Gedanken auf den später aufgenommenen Stoff zu „König Jérôme's Carneval", obgleich ich damals jener Zeit über zwanzig Jahre und an Ort und Stelle näher war. Ich erinnere mich nicht einmal, daß von jener glanzvoll lustigen Zeit in Kassel nur die Rede gewesen wäre. Der Verfassungskampf nahm alle Gemüther ein. Und wenn man durch solches Schweigen auch des verstorbenen Kurfürsten Nichtanerkennung jener sieben fetten Jahre des französischen Pharao noch zu respectiren schien, so blieb damit doch auch der Jubel vergessen, mit dem man hinter Jérôme's Flucht den zurückkehrenden „Herrn" empfangen hatte.

Aber auch noch ein interessanter Stoff, auf den mich jeder Blick aus meinen Fenstern hätte führen können, kam mir gar nicht in Betracht. Ich wohnte nämlich am Friedrichsplatze mit dem Ausblick auf das marmorne Standbild, das dem Landgrafen dieses Namens, dem Vater des auch bereits verstorbenen ersten Kurfürsten,

die Landstände durch Professor Nahl hatten ausführen lassen. Zu dieser steinernen Erinnerung sprachen oft auch noch bei meiner Hauswirthin zwei alte Freundinnen ein, deren Vater am Hofe des Landgrafen bedienstet gewesen war, und die gar gern von jenem etwas berufenen Hofhalt in Kassel und Wabern erzählten, wobei sie Geschichtchen merken ließen, die man alten Jüngferchen abzufragen einiges Bedenken hat, ohne daß man ihnen vielleicht damit einen Gefallen thut. Welche Farben hätten mir diese freundlichen Schwestern auf die Palette zu einem Roman setzen helfen!

Landgraf Friedrich, ein hübscher Mann von mittlerer Statur, etwas corpulent bei männlicher Haltung, war mit vierzig Jahren zur Regierung gekommen. Als Prinz hatte er sich von dem kölner Kurfürsten Clemens August von Baiern durch Vorspiegelung von Länderzuwachs, Kurhut und polnischer Krone zum Katholicismus bewegen lassen, und lebte seitdem von seiner Gemahlin Maria von Großbritannien und seinen drei Söhnen geschieden. Er hielt gegen alle österreichischen Zumuthungen fest an den seine Machtvollkommenheit beschränkenden Verbindlichkeiten, die er durch eine Religionsversicherungsacte eingegangen war, blieb aber auch bei dem angenommenen Glauben, der ihn zwar politisch getäuscht hatte, aber seinem heiter sinnlichen Naturell zuzusagen schien. Es war ihm eben jenes jesuitische Christenthum, — nach Capefigue's Worten — „jene geschickte Vereinigung des Sitten- und Sinnengesetzes, jene sanfte Versöhnung dessen, was das christliche Gesetz an Pflichten und Selbstverleugnung auferlegt, mit den Leiden-

schaften, welche die Jugend, das Leben, kurz diese ganze Welt voll Verlockung und Sinnlichkeit umlagern".

Ein heiterer Vierziger, gütig und von gemüthlichen Absichten bewegt, umgab sich Friedrich gern mit fröhlichen und sinnreichen Menschen, wie es ihm denn nicht an Bildung und Kenntnissen fehlte. Von dem Museum und der großen Menagerie, aus der Gesellschaft der Alterthümer und von den Gelehrten der Karlsschule kehrte er gern zu seinem französischen Theater, zu seinen Tonkünstlern und italienischen Sängern und zur romantischen Falkenbeize um das Schloß zu Wabern zurück.

Bei seinen ernsten Richtungen hing er doch auch Sonderbarkeiten nach, die eine Anziehung auf Phantasten und Abenteuerer ausübten.

Die Abgeschiedenheit des Fürsten von seiner Gemahlin entzog dem glänzenden Hofe zwar ein anmuthiges Frauenleben, dafür nahmen aber Liebesverhältnisse anderer Art den Platz ein, wo doch einmal die Neigungen des Herzens geblieben waren.

Dieser Zustand änderte sich aber, ohne ernster zu werden, als die Landgräfin Maria im Januar 1772 mit Tode abging. Landgraf Friedrich versuchte es als Funfziger mit einer zweiten Heirath, und ersah sich hierzu die schöne, lebhafte und reizende Prinzessin von Brandenburg-Schwedt aus, die, schon in keiner allzu tugendhaften Umgebung aufgewachsen, einen neuen Ton und Schwung in das Hofleben brachte. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen noch gegen früher zu. Mit dem Spiel der Cavagnole und der Quadrille wechselten Bälle, und die Landgräfin stürzte sich, ihrer zunehmenden Cor-

pulenz zu wehren, in Menuets, Contretänze und Cotillons, von denen sie sich in den kleinen Spielen der andern Abende ausruhte.

Kassel war eine Residenz des Frohsinns und der Lebenslust. Fremde Herrschaften, Reisende aller Art, die jetzt dies Kassel sorgfältig vermeiden, suchten es damals auf. Das Museum, die Bildergalerie, die für damals seltene Menagerie und das Personal der Karlsschule zogen besonders auch Gelehrte, Literaten und Künstler herbei. Dazu war auch noch dem Spiel und der Laune des Glücks ein Raum gegönnt, und so strömte wöchentlich alles aus der Umgegend herbei, um die mit Trompetenschall verkündeten Glückszahlen des Lotto zu vernehmen und sich der beliebten Speckkuchen zu erfreuen, die ebenfalls mit einer Trompete signalisirt wurden, so oft sie beim Bäcker Wagner in der Königsstraße warm aus dem Ofen kamen.

Es schien, sogar in der Verbindung zweier Hofsprachen, als ob es um ein Vorspiel des ein Vierteljahrhundert spätern Jérôme'schen Hofhalts zu thun sei, und wie an diesem das Horoskop auf den Dictator Napoleon — so war es damals auf Friedrich den Großen gerichtet. Und hatte der preußische Friedrich seinen Voltaire gehabt, so bekam der hessische einen Sendling Voltaire's an Marquis de Luchet, der als Günstling des Fürsten die Direction des französischen Theaters, die Intendanz der Kapelle und das Secretariat der Antiquitätengesellschaft führte.

Die deutschen Männer der Wissenschaft, die der Landgraf neben seinen Franzosen um sich versammelte, wollen

wir hier nicht aufführen, — Namen wie Forster's, Johannes Müller's, Sömmerring's, Dohm's, Höpfner's und anderer, die heut noch über jenem in Nacht versunkenen Hofhalte glänzen. Aber auch sie, die der Literaturgeschichte angehören, hätten sich zum Theil einem Roman nicht ganz entziehen können. Forster und Müller bestanden in jener Atmosphäre von Kassel ihre Verwandlung; oder wir hätten dem Freundespaar Forster und Sömmerring in tiefer Nacht begegnet, wie sie aus einer Versammlung der Rosenkreuzer beim Minister von Fleckenbühl kamen, vor dem Hause dem Major von Canitz, dem Apotheker Fiedler und dem Uhrmacher Senger leise Gut' Nacht sagten, und Forster dem Freund noch einen Brief des Professors Lichtenberg aus Göttingen mitgab, worin derselbe die wichtige Mittheilung machte, daß Dr. Price in England Quecksilber in wirkliches Gold verwandelt habe.

Andere Gauner und Betrüger, von denen sich der so gläubig gewordene Landgraf hinters Licht führen ließ, hätten dem Roman zur wahren Zierde gereicht, z. B. jene alte Marquise, die mit einem französischen Spitzbuben an den Hof kam, um dem Fürsten einen Teufel zu citiren, was aber erst in neuester Zeit einem hessischen Kirchenmanne geglückt ist.

Durch all dies rauschende, lachende Leben hätte jedoch der Roman auch die wirbelnden Trommeln hören lassen, die für englisches Geld die braven hessischen Söhne in den amerikanischen Krieg führten.

Haben wir vorhin den landgräflichen Hof ein Vorspiel des westfälischen unter Jérôme genannt, so fügte

es sich auf merkwürdige Weise, daß wirklich ein ausgezeichneter Mann beide durch persönliches Erlebniß verknüpfte.

Martin Ernst von Schlieffen aus Pommern und aus der Leibgarde Friedrich's des Großen in hessischen Dienst getreten, war seit 1772 Staatsminister und zugleich, als Generallieutenant, Oberst der Garde und Ritter des Ordens vom Goldenen Löwen. Damals ein angehender Vierziger, der schönste Offizier, die Miene voll Würde, Edelmuth und Geist, adelich so seiner Gesinnung wie seinem freiherrlichen Stammbaume nach. Autodidakt und Schriftsteller, stand er als Vermittler zwischen dem Fürsten und der Karlsschule.

Nach des Landgrafen Tode war er in preußische Dienste zurückgetreten und verlebte nachher auf seinem Gute Wendhausen, eine Meile von Kassel, die Regierung Jérôme's bis zu dessen erster Flucht beim Ueberfall Kassels durch die Kosacken. Nach der Rückkehr des Königs, — an jenem Sonntage des 24. October 1813, wo alle Hoffähigen sich mit der Miene unaussprechlicher Ergebenheit wieder und noch einmal um Jérôme drängten, erschien auch Schlieffen von seinem Landsitze, vierundachtzig Jahre alt, im westfälischen Costüm der Großcommandeur-Decoration, um sich glückwünschend zu präsentiren. Nach einigen Tagen vertauschte er mit einer für seine Jahre merkwürdigen Behendigkeit das westfälische Costüm mit der hessischen Uniform, hängte den großen Zopf heraus und begrüßte den zurückgekehrten Kurfürsten!

Landgraf Friedrich, zu Anfang seiner Regierung oft in Geldklemmen, war als reicher Fürst gestorben und

hatte mit den englischen Subsidien einen außerordentlichen Schatz hinterlassen, mit welchem sich aber sein heiterer Sinn, seine Liebe zu Wissenschaften und Künsten und seine Gunst für ausgezeichnete Gelehrte nicht vererbte.

Welche Landeswohlfahrt hätte sich nicht mit der Frucht schaffen lassen, die aus den 12000 Halmen der Landeskinder erwachsen war, — welche Herrlichkeit der Bildung, welche Förderung der Wissenschaften und Künste, welcher mediceische Hofhalt!

Ein großer Schatz, der ja immer noch größer werden kann, nimmt aber oft die ganze Sorgfalt seines Besitzers in Anspruch. Und nachdem mit der Verfassung von 1831 auch jener Schatz zwischen dem fürstlichen Hause und dem Lande getheilt worden ist, wäre es nicht zu verwundern, wenn der einen Hälfte eine fortdauernde Sehnsucht nach der verlorenen andern bliebe.

Dieser Stoff, wenn ich ihn damals so genau gekannt hätte, würde mehr Romanglück gemacht haben als die viel ältere Geschichte der Waldenserverfolgung in Hessen, die ich vornahm, weil ich mit meinen Studien zu „William's Dichten und Trachten" noch nicht fertig war.

Endlich hatte der lange erste Landtag, nach seiner zweimaligen Auflösung, seinen verfassungsmäßigen „Abschied" gefunden.

Meinen persönlichen erhielt ich bei meinem Minister der Finanzen, indem er mir seine Unzufriedenheit mit

meiner Haltung am Landtage aussprach. Er that dies mit jenem Pathos, das seiner zierlichen Persönlichkeit statt hoher Stiefelabsätze diente.

Unzufrieden bin ich selbst mit mir, Excellenz, erwiderte ich. Ich habe eingesehen, wie unzureichend meine Vorbildung für den hohen Beruf ist, und daß ich zu wenig gerüstet für einen parlamentarischen Kampf war, wie ihn unsere Verhältnisse nöthig machen. Vielleicht versöhnt dies Bekenntniß Ew. Excellenz, wenn Sie bedenken, daß Sie — wäre dieser Mangel nicht gewesen, — noch viel unzufriedener mit mir sein würden.

Und ich bin ihm, dem kleinen Minister mit den großen Redensarten, das Zeugniß schuldig, daß er persönlich mir nichts nachgetragen hat, als er in den Fall kam, mich in die oberste Gehaltsklasse einzuweisen. So weit reichte eben noch seine ministerielle Befugniß!

Nun bleibt aber, nach dem kirchlichen, dem poetischen und politischen Bestandtheile meines Lebens, noch der häusliche zu betrachten übrig, der leidigerweise ebenfalls auf der bezeichneten Lebenshöhe noch einmal zu Tage kam.

Es war ein eigenes Verhängniß, daß kurz vor und bald nach meinen poetischen und politischen Ausflügen, die sich mir doch zu einiger Freude und Befriedigung hervorthaten, meine Kirche und meine Ehe, beide nicht ohne eine weniger erquickliche Halböffentlichkeit, abbrechen sollten.

Kaum fünf Vierteljahre nach meiner Rückkehr vom

Landtage lief ein Vierteljahrhundert des ganz verfehlten Bundes ab, dem keine Silberhochzeit bestimmt war. Ein zweites Vierteljahrhundert liegt nun zwischen heut und damals und rückt jene unglückliche Zeit in die milde Ferne, in der alle Unebenheit dämmert, und ein versöhntes Herz, ein wehmüthig lächelndes Auge nur in flüchtigen Zügen den Zusammenhang jener fünfundzwanzig Jahre mit der friedlichen, abendlichen Gegenwart betrachtet.

Aus diesem Zusammenhang, aus dieser Erkenntniß einer höhern Anordnung menschlichen Lebens rechtfertigt sich auch ein so zartes Bekenntniß.

Der Seelenkampf, die verwirrende Lage meines zwanzigsten Jahres, die ich in meinem Büchlein „Auch eine Jugend" erzählt habe, schloß dort mit der winterlichen Trauung im Ort Poppenhausen am Fuß der tiefbeschneiten Rhön.

Während Franziska den Winter über im Hause der Försterin, ihrer Schwester, zurückblieb, richtete meine Mutter in Fulda unsere kleine Häuslichkeit ein, — seelenvergnügt über das, was eigentlich sie in ihrer Herzensehrlichkeit Bedenkliches angerichtet hatte.

Die nachmalige Geburt des Kindes, das in der ersten Woche starb, schien durch körperlichen Einfluß sehr ungünstig auf den Geisteszustand der Frau gewirkt zu haben, falls mir nicht etwa in den flüchtigen Stunden unsers frühern Umgangs, bei dem guten Aussehen und gutmüthigen Wesen Franziska's ihre Beschränktheit weniger fühlbar geworden war. Ohne Schwestern, ohne socialen Verkehr, beim ersten Ausflug aus den Schulen,

hatte ich die Zuneigung eines etwas ältern Mädchens, das lange, seidene Kleider trug, allzu viel gelten lassen. Das fiel nun anders in die häusliche Wage. — Wie Franziska aus der Schule, wie sie von der Communion (Confirmation) gekommen, wußte ich nicht; nun aber — abgesehen von allen höhern Begriffen des gebildeten Lebens, zeigte es sich, daß sie nicht lesen konnte, daß ihre flüchtigen Billete von einer schalkhaften Freundin geschrieben worden, daß sie in der Kenntniß und Berechnung des Geldes unsicher und für die Führung eines Hauswesens unmündig geblieben war.

Verstand und Liebe meiner Mutter und meine gutmüthige Geduld schlugen sich ins Mittel. Ich versuchte es mit Leseunterricht, aber ich mußte ihn aufgeben; meine Mutter unterwarf sich den Anordnungen der Hausfrau, aber sie mußte zu eigener Einsicht greifen. Denn unsere Häuslichkeit war auf das schmalste Einkommen gestellt, das keine Misgriffe vertrug und für Versuche kein Lehrgeld abwarf. Meine Abschreibefeder stieß auf keine Goldader, und mit Unterrichtgeben ackerte man in Fulda auf sehr magerm Boden. Zum Glück verstand sich Mutter und Sohn auf sparsame Wirthschaft, und verstanden uns selbst auch, mit heimlich fühlendem Schweigen, über das, was die Mutter zu bereuen, was ich zu beklagen gehabt hätte, was aber nunmehr nur zu ertragen blieb. Worüber wir beide uns nicht freuen, aber auch kaum lächeln konnten, war die große Zufriedenheit, in der Franziska mit sich selbst lebte, wenn sie eifrig strickte, ein wenig ungeschickt nähte, am liebsten aber sich auf die roheste Hausarbeit warf und mit dem besten

Willen sich abmüdete. Doch hatte sie auch ihre stolzen Momente, in denen sie sich über uns mit dem Bewußtsein erhob — sie sei eine Regierungsrathstochter!

Mit solcher Erinnerung schien die arme Frau sich geltend machen zu müssen, wenn sie die herzliche Traulichkeit bemerkte, mit der Mutter und Sohn sich begegneten und in schweigsamer Theilnahme einander über das hinauszubringen suchten, worin sie sich eben nicht glücklich fühlten.

Aber bei solcher Empfindlichkeit Franziska's blieb es nicht. Nach wiederholter Lungenentzündung, die sie sich durch ihr jähes Wesen zugezogen hatte, und nach der Geburt einer Tochter nahm die Heftigkeit ihres Temperaments in dem Grade zu, als ihre Seelenthätigkeit sich verengte.

Unter diesen Umständen konnte begreiflicherweise keine Rede mehr von einem Verkehr sein, der im Einverständniß zweier von Liebe bewegter Herzen besteht und nur darin seine volle Berechtigung findet. Die Ehe hatte kein Sakrament mehr, sondern nur noch ihren bürgerlichen Verband. Auch diesen zu lösen, fehlte es anfangs an den Mitteln sich auseinanderzusetzen, und hielten mich später die Schwierigkeiten einer katholischen Scheidung und die Rücksichten auf die Familie der Frau ab. Ich hatte früh genug gelernt zu entbehren, mir zu versagen, und diese Gewohnheit, vielleicht durch Naturell erleichtert, ließ mich niemals dazu kommen, ein Verlangen, ein Bedürfniß des Herzens ohne alle Rücksicht auf Welt und Menschen mit Heftigkeit und Ungeduld durchzusetzen. Die Ansichten einer Dudevant-Sand und

ihrer Anhänger von den Rechten des Herzens in der Liebe gehören heut noch nicht zu meinen Ueberzeugungen, und schwerlich darf auch der Mensch die doppelte Begünstigung verlangen, unbesonnen zu handeln, ohne sich zu den Folgen bekennen zu müssen, eine leichtsinnige Ehe schließen und die misrathene leichtfertig brechen zu dürfen.

Damals bildete sich der Kern und die eigenthümliche Mischung meines persönlichen Wesens.

Was ich etwa von Talent besaß, fand sich weder durch Ort und Zeit, noch durch meine Lage begünstigt. Fulda bot damals gar wenig von Bildungsmitteln und Bildungsreizen, besonders für einen auch selbst mittellosen und ziemlich verzagten jungen Menschen; das vom Kriegssturm erfüllte Jahrzehnd wirkte zerstreuend, beunruhigend, störend auf den einzelnen wie auf die Gesellschaft, und meine häusliche Lage gewährte keine Sammlung, keine Heiterkeit, keine Theilnahme oder auch nur Verständniß der Nächsten; vielmehr war ich mit meiner Jugend und Gesundheit hinausgetrieben in den Lärm des trommelnden Tages, in die freie, schöne Landschaft, nach unserm Liebhabertheater und in die muntern Familien der Mitspielenden, wo mein Witz seine Purzelbäume schlug, und die lachenden Freunde meine Lustigkeit nicht begriffen, indem sie nicht bedachten, daß ich eben im Mai meines Lebens stand, und wenn bei Tage Blätter und Blüte glänzten, daß es über Nacht vielleicht geregnet hatte.

So verpufften Phantasie, Stimmung des Herzens, Eingebungen der Seele in Phantasmen, in sentimentaler Naturseligkeit, in Träumen und Wünschen. Ich träumte

mehr, als ich las; mein Herz schwärmte um das, wonach es verlangte, und doch zu abgefunden war, um danach zu greifen. — „Ein jedes Talent“, sagt Goethe, „dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, sodaß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern erst losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.“

Alles das aber, was ein Talent hindert, fördert vielleicht einen Charakter, befestigt eine Gesinnung.

Die Gewohnheit zu entbehren, Resignation im Begehren, mir in den engsten Lebensverhältnissen zur andern Natur geworden, keine erfahrene Demüthigung, für die ich zu tief unten stand, kein Zwang des Bittens in unserm begnüglichen Dasein — alles hatte mir eine reine Stelle des Gemüths gelassen, auf der ein moralischer Stolz — oder soll ich sagen Trotz wachsen konnte. Und während ich so bei vieler Fassung und Ueberlegung in äußern Dingen und Begegnissen für einen rechten Verstandesmenschen galt, lebte ich eigentlich aus lauter Gemüthskräften. — Aber nur in der Weichmüthigkeit finden die Menschen Gemüth.

Allerdings hatte jene Abgeschlossenheit auch ihre Kehrseite: sie ließ mich sehr schwer zu rechter Hingebung und Vertraulichkeit kommen, und da ich unter dem, was ich mir aufgeladen hatte, gegen niemand ächzen und klagen mochte, man aber zarte Theilnahme selten geschenkt erhält, so wurde ich der letztern immer weniger bedürftig,

immer vereinzelter, sodaß ich nun gerade auf diesem Wege, zumal als auch meine Geschäftsfedern schwerer wurden, von jener frühesten Zerflatterung zur Einkehr und Einsamkeit zurückkam, in welcher dann meine verspätete Schriftstellerfeder einige Muße nachzuwachsen fand.

Inzwischen wuchs die Tochter als lebhaftes Kind, als geistig ungemein begabtes Mädchen heran.

Ich darf das und noch mehr sagen, denn — sie selbst liest es nicht mehr!

Das innigste Verhältniß bildete sich zwischen Enkelin und Großmutter. Denn diese mußte sich noch einmal verjüngen, das Mutterauge und die Mutterhand zu übernehmen, — die Pflege und Bekleidung des Körpers, die Gewöhnung zur Reinlichkeit und Ordnung, die Anleitung zum Morgen- und Abendgebet, den Beistand beim Abc-Buch und Katechismus, kurz alles, worin das ungestüme Kind sich mutterbedürftig von der unbehülflichen Mutter abwendete.

Und wenn diese Mutterleitung für ein so lebhaftes Geschöpf vielleicht ein wenig zu großmütterlich ausfiel, so kam bald noch Bedenklicheres hinzu. Die langsam mehr und mehr verkümmernde Seele der Mutter blieb doch nicht unempfänglich für solche Abkehr ihres Kindes, und verbitterte sich gegen die Frau ohne Herkommen, die — bei Gott nicht zu ihrer Freude! — einer Regierungsrathstochter vorgreifen mußte. Die Heftigkeit des Naturells der Frau gegen die verzagte Schwiegermutter nöthigte die siebenjährige Enkelin, wenn der Vater den Tag über auf der Finanzkammer war, abwehrend

gegen die Mutter, schützend für die Großmutter hervorzutreten. Des Kindes Verstand drohte das kindliche Herz zu überwachsen, das natürliche Rechtsgefühl sich auf Kosten mädchenhafter Sitte zu stärken.

Da war es ein Glück für die Kleine, daß ich mit der aufgelösten fuldaer Finanzbehörde nach Hanau versetzt wurde. Hier gab's gute Pensionsanstalten für auswärtige Töchter mit Schule für Mädchen aus der Stadt, und die Einrichtung sogenannter Halbpension ließ mir den Vortheil, das Kind nur zum Mittagstische und am Spätabende bei uns zu haben. —

In dieser Stadt heiterer, gebildeter Bewohner, mannichfacher Gewerbthätigkeit und weitreichender Geschäftsverbindungen sah ich mich durch die Scheidewand einer durchaus nicht einzuführenden Frau sehr ungern von der Gesellschaft und von gebildetem Umgang ausgeschlossen. Ich wendete eine Zeit lang den Gedanken hin und her, daß eine solche Scheidewand durch Scheidung zu heben und durch eine andere Heirath uns allen geholfen wäre. Aber eine katholische Scheidung war schwierig und eine Wiederverheirathung gar nicht möglich, ohne daß ich zum Protestantismus übergetreten wäre. Nun waren freilich meine Wurzeln im Boden der römischen Kirche längst abgestorben, und ich zählte, wie so viele ihrer Gläubigen, nur noch mit welkem Laub zu ihren Forsten: aber zu einem andern Bekenntniß, scheinbar ohne innere Wahrheit und nur des Heirathens wegen, überzutreten, verschlug zu stark gegen den Stolz, mit dem ich bei solch einem Schritt nur als überzeugter Mann auftreten wollte.

Und doch, wenn ich es heut bedenke, versteckte sich wol nur hinter jenem Widerwillen die Scheu vor dem Kampfe, den es gekostet hätte; zumal die Person noch nicht gefunden war, um die mir der Muth zu dem widerwärtigen Uebertritte doch wol nicht ausgeblieben wäre. Ich war eben noch nicht aus der Zerfahrenheit meiner Lage herausgekommen, hatte den Ueberblick von der Höhe des Lebens noch nicht erreicht; sonst hätte ich einsehen dürfen, daß leicht entsagen, mit Muth entbehren zu können kein unbedingter Segen und Glück ist; denn die Energie der Seele leidet darunter, wenn es gilt, Schwieriges, ja Nothwendiges durchzusetzen. Die Streckmuskeln schwächen sich ab, wenn die Beugemuskeln zu lange in Uebung sind.

Ja, das ist die schönste Gnade, die man am Altar der Sophrosyne erflehen mag, daß man mit der Energie für alles menschlich Erreichbare die edle Fassung und Ergebung in dem verbinde, was eine höhere Macht nicht aus der Hand gibt!

Wie tadelnswerth nachgiebig ich durch Nachgeben geworden war, zeigte sich, sobald ich einen einleitenden Schritt zu ersprießlicher Veränderung in meinem Hause that.

Die Brüder Franziska's ließen sich bereitwillig überzeugen, wie nothwendig es sei, die Mutter von der Tochter zu entfernen. Sie luden sie nach Fulda ein und übergaben sie der ältern kalt verständigen Schwester, der Försterin, die inzwischen Witwe geworden und der Beihülfe froh war, die ihr in dem für die Frau bestimmten Pflegegeld zufloß. In den Augen der geistlichen

Behörde, die vielleicht eine solche freiwillige Trennung berufen könnte, sollten Rücksichten der Gesundheit für die leidende Frau geltend gemacht werden.

Darüber brach nun aber ein neues Unheil im Hause los. Die Mutter fand es unchristlich, die Tochter beschämend unter ihren Gespielen, daß die unglückliche Frau entfernt sei. Keine Vorstellung, kein Erinnern an die alten Kämpfe, an den schönen neuen Frieden halfen etwas, wollte ich Ruhe um mich selber haben, mußte ich, nach unerträglichem Hadern, unser aller Misgeschick wiederkommen lassen, und die arme Seele zog mit Jubel wieder ins Haus.

Dafür sollte nun die Tochter entfernt werden.

Zu den wenigen Häusern, die ich in Hanau besuchte, gehörte die liebenswürdige und gebildete Familie des Fabrikherrn L. Die ältere der beiden noch um den Vater gebliebenen Töchter, die von meinem Zustande das Allgemeinste wissen mochte, vermittelte bei einer gesetzten Freundin in Marburg, der Schwester eines höchst achtbaren Professors, die Aufnahme und Ausbildung meines Kindes.

Hiermit war wenigstens die Hauptinconvenienz im Hause auf Jahr und Tag gehoben, und mit dieser Beruhigung, bei den vielfach ernsten Interessen, deren ich jetzt pflog, blieb vieles leichter zu ertragen.

Freilich machte es sich weder bequem, noch nahm es sich anmuthig aus, daß die Frau sich mit keinem Dienstboten vertragen konnte, und solche daher oft wechselte oder es mit Beihelferinnen versuchte. Welches dienende Geschöpf auch hätte so gut scheuern, kehren und

abstäuben, die Schuhe wichsen, die Fenster putzen und klein Holz machen können, als es die Hausfrau eigenhändig im Stande war! Sie that sich nicht wenig darauf zugute, die lachenden Dirnen zu beschämen. Und sollten wir beide, Mutter und Sohn, die wir so wenig für sie thun konnten, ihr nicht das Glück lassen, sich in ihrem Glanze zu zeigen? Wenn sie solcherweise sich glücklich fühlte, hatten wir Frieden um uns; ihre Ermüdung war unsere Ruhe!

Nicht zu allem freilich war zu lächeln, was hinter meinem Rücken die gute Mutter nicht hindern konnte. Wenn die eifrige Hausfrau sich mit einem Zuber, mit Sand und Strohwisch auf die Treppe legte, sie mit einer Gewalt zu scheuern, als ob sie sich selbst aufreiben wollte, und ein Besuchender kam die vermeintliche Magd fragend, ob Herr Kammersecretär zu Hause sei: da erhob sie sich, wie eine Malerin vor ihrer Staffelei, mit lächelndem Blick auf ihr Werk, um zu antworten: „Nein, mein Mann ist aus!“

Mit welcher Miene mag der Ueberraschte die Hand nach dem Hut aufgehoben haben!

Daß man in der Stadt mich hier und da auf die Folie meiner häuslichen Glanzpartien betrachtete, habe ich wenigstens einmal erfahren. Die Tante eines Collegen, den ich zuweilen besuchte, eine alte Jungfer, bemerkte mir einst mit dem Blick auf meine Füße:

„Ihre Stiefel glänzen immer so merkwürdig. Sie müssen eine besondere Wichse haben; unsere Magd bringt's nicht dahin!“

Eine rasche Zwischenrede meines verlegenen Collegen gönnte mir Zeit zu einer heitern Erwiderung.

„Die gute Wichse thut's nicht allein, Mademoiselle", sagte ich, „es gehört auch eine gute Hand dazu. Mich besorgt eine Person, die ihre Freude daran hat, daß ich in Hanau auf glänzendem Fuße lebe. Sie haben nur zur rechten Zeit die rechte Hand nicht gefunden, Mademoiselle, die Ihnen die richtige Wichse besorgt hätte."

Doch genug der unerquicklichen Erinnerungen!

Die Tochter war endlich von ihrer Universität zurückgekommen; sie hatte viel gewonnen, nur noch keine Harmonie ihrer Geistes- und Gemüthsbegabung. Noch mehr hatte ich selbst durch sie gewonnen, indem ich endlich mit vierzig Jahren ein Verständniß meines Thuns und Bestrebens innerhalb meiner eigenen Wände fand.

Mein „Rosenkranz" war erschienen, meine Verhandlungen mit dem Domkapitel beschlossen. Von dieser Fehde mit der Geistlichkeit wußte meine Mutter kaum das Allgemeinste. Nur um ihretwillen hatte ich den Schutz der Regierung gegen die Verkündigung der angedrohten Excommunication nachgesucht, nur der guten Frau, die sonntäglich in die katholische Kapelle zur Messe ging, den Schreck zu ersparen, daß ein Anathem von der Kanzel über ihren Sohn verkündigt würde. Wie hätte ihr Herz den Kugelregen all der gläubigen Augen ausgehalten, die auf sie gefallen wären! —

Wenn sie mich nun mit der Feder am Pulte fand, mich, der seine Amtsgeschäfte stets auf der Kanzlei ver-

richtete, so dachte sie immer nur an den alten Streit und trat wol leise an mich heran, indem sie, die weiche Hand mir auf die Schulter gelegt, warnte: „Heinrich, laß doch die Pfaffen in Ruh!“

Sie war fromm und gläubig, aber von den Priestern machte sie gerade kein Aufhebens. Das mochte aus ihrer Mädchenzeit kommen, da im älterlichen Hause die Kapuziner ihre Einkehr gehabt hatten, und die Liebesgeschichten der Pröpste keine Kirchengeheimnisse waren. Wenn sie mich einst als Knaben ausschickte, und aus dem Fenster blickend ein Schwein vorübertreiben oder einen Kapuziner herankommen sah, hielt sie mich zurück, bis das bedenkliche Vorzeichen vorüber war. — —

Von der Enkelin erfuhr sie nun auch, daß ihr Heinrich Bücher schreibe, und dafür in Zeitungsblättern gelobt werde. — „Sie werden ihren Narren an ihm haben!“ meinte sie zufrieden lächelnd.

Und das war recht fuldaisch gesprochen. Denn die Fuldaer haben eine anmuthlose Sprödigkeit: sie schmunzeln zu einem Lob und wenden die Kehrseite heraus, um es abzulehnen.

Um diese Zeit fing die Frau zu kränkeln an. Es stellten sich Wassersuchten ein, wurden gehoben und kehrten wieder. Das zog sich so einige Jahre hin. Die Leidende machte übrigens keine große Last: sie war von robustem Körper und für Schmerzen weniger empfindlich. Das Uebel schien von der Brust auszugehen, die früher wiederholte Entzündungen bestanden hatte.

Schwerer als vorher erkrankte sie wieder im Winter

auf das Jahr 1835; doch gab der Arzt, der sie öfter hergestellt, auch jetzt noch Hoffnung, als am 7. Januar meine Tochter, die ihr von unserm Mittagstische das Essen an das Bett im Nebenzimmer brachte, mit dem Aufschrei zurückkehrte: „Die Mutter stirbt!" — —

Wir eilten hinüber und fanden sie mit tief in die Kissen gesunkenem Kopfe erbleicht, ohne Regung auf unsern Ruf, auf unser Rütteln und Reiben. Schnell war der Arzt da, der um die nächste Ecke wohnte. Er gab ihr einen Löffel Hirschhorngeist ein, aber die Flüssigkeit kam zurück und floß an den gespannten Bändern der Haube unter das Kinn herab. Er erklärte sie für todt. — —

Wir umarmten einander, die Tochter heftig weinend, mit der aufathmenden Empfindung, daß die Hingeschiedene vielleicht noch erlöster war als wir drei in Vergebung und Liebe Zurückgebliebenen.

Die Leichenfrau that das Ihrige gegen Abend, und am Morgen erschien der Leichenbeschauer, als ich eben den fünfundzwanzig Jahren nachträumte, die in diesen Wintertagen abliefen. Befangen grüßend war er kaum in das anstoßende Zimmer getreten, als er mich dahin rief und mir an der weichen Stelle unter dem Kinn einen fingerlangen und breiten rothen Streif zeigte, der des Oberhäutchens entblößt war. Er verlangte meine Erklärung darüber.

Ich fühlte gleich seinem Ton, seiner Miene mit Schreck an, was er argwohnte; als er es aber sogleich auch barsch aussprach, zuckten meine beiden Arme gegen ihn auf. Doch besann ich mich noch und erwiderte bebend:

„Sie sind in Ihrem Amte da, Herr, sonst wären Sie jetzt nicht mehr im Zimmer."

Betroffen und sanftern Tones bat er um Entschuldigung für seine unerlaßliche Pflicht.

Ich stürzte fort, wie ich eben war, zum Arzte.

Dieser mochte die Erschütterung misverstehen, mit der ich ihm andeutete, um was es gelte; denn er zögerte mir zu folgen, und ich mußte ihn nöthigen, sofort mitzukommen.

Er untersuchte die wunde Stelle, erklärte nicht zu wissen, was das sei, und entfernte sich kurz.

Jetzt aber kam die vollste Ruhe über mich, ich erhob mich, und mir war, als sei ich um einen ganzen Kopf gewachsen. — „Und was muß nun geschehen, Herr?" fragte ich den Wundarzt.

„Ich muß dem Physikatsarzte Anzeige machen."

„Thun Sie das!"

Ich trat ans Fenster. Die Wintersonne — ich seh' es heute noch — schien längs der Straße, der Wind spielte mit leichtem Staub, die Menschen eilten grüßend, pfeifend aneinander vorüber. Die Welt bestand also noch, auch nachdem der Mann das Wort „Strick" ausgesprochen hatte.

Ich sank in den Sessel, die Tochter lag, in ihrer heftigen Weise, auf dem Boden ausgestreckt mit dem Haupt auf meinen Knien, die Mutter saß betend in einer Ecke; ein unsagliches Leid zog durch meine Seele. — „Weine nicht, mein Kind!" sagte ich. „Wir haben so manches Jahr miteinander heimlich, schweigend getragen, was wir an deiner armen Mutter im Leben gehabt haben; laß uns auch jetzt ganz still hinnehmen, was sie uns noch im Tode zufügt. Es ficht uns an,

entsetzlich an: aber es kann uns ja nichts anhaben. Komm, steh' auf, richte dich auf! —"

Der Physikus kam. Mit aller Theilnahme in den weichen Zügen beklagte er, daß er unsern Arzt zu einer befriedigenden Erklärung nicht vermocht habe.

Der brave Mann schätzte mich, ich wußte das, ja er hielt sich mir verpflichtet. — Auf seine Veranlassung war es mir bei der letzten Ständeversammlung, selbst in meiner unbeliebten Stellung, doch gelungen, dem verwahrlosten Landkrankenhause in Hanau, dessen Oberarzt er war, einen sehr bedeutenden Zuschuß aus der Staatskasse zu erwirken. Und nun sollte er eine gerichtliche Untersuchung unserer Hingeschiedenen aufrufen.

Kurz zu sein, — die gerichtliche Section wurde am Nachmittage vorgenommen. Es fand sich keine Spur von Verletzung außer der ganz äußerlichen des dünnen Oberhäutchens unterm Kinn; dagegen entdeckte sich eine krankhaft gänzlich zerstörte Lunge, deren Lähmung wahrscheinlich den plötzlichen Tod gebracht hatte, und eine organische Misbildung an der innern Schädelwand, — ein Knochenauswuchs, der vielleicht mit den Jahren zugenommen hatte, und so aus dem mehr und mehr beengten Seelenorgane die zunehmende Geistesbeschränktheit vermuthen ließ.

Die beruhigende Lösung der Section zog aber noch gerichtliche Vernehmung der Hausleute, der Dienstboten, meiner selbst und meiner ängstlichen Mutter, die zum ersten mal den Gang zu einer Obrigkeit that, nach sich, bis denn endlich der Arzt sich auf den eingegebenen Hirschhorngeist besann, der am Haubenband ablaufend,

soweit eine Vertiefung in das welke Fleisch gedrückt war, die Epidermis verbrannt hatte. Vom Untersuchungsrichter, dessen Protokoll er mit seiner so verspäteten Erklärung glücklich beschlossen hatte, kam er zu mir gelaufen, mich zu beruhigen. Und er hatte dazu den rechten Augenblick gefunden: denn all dies Leid, aller Schmerz und Gram, alle Wehmuth und Entrüstung dieser schwersten Stunden meines Lebens entlud sich jetzt in der heftigsten, bittersten Flut von Vorwürfen über das unbesonnene Haupt des Mannes, der so Entsetzliches hatte über uns kommen lassen. — —

Er ruht jetzt in seinem Grabe, und ich bewahre ihm ein versöhntes und für alle Theilnahme und Sorgfalt, die er mir in spätern Jahren schwerer Leiden erwiesen hat, ein dankbares Andenken.

Ach was ist der Mensch!

Ein edler Dichter hat das Leben einen Traum genannt. Ist es nicht vielleicht ein Maskenball, zu welchem Geister, denen es droben zu wohl wird, herabsteigen, und sich in Menschenhüllen verkleiden, — einander zu necken und zu täuschen, zu beglücken oder zu quälen?

Und wär' es denn, daß wir uns dort in leichtern, durchsichtigern Gewändern wieder begegneten und erkennten: was hätten wir nicht einander abzubitten! Und die arme Seele, deren zerschnittener Maskenanzug nun begraben wurde, — vielleicht würde sie lächelnd sagen: „Lieber Freund, was hast du die langen Stunden des tollen Mummenschanzes an mir gehabt, die du so unglücklich engagirt hattest — wie wenig Freude und wie

viel Plage! Aber, du weißt ja nun, meine Maske hatte einen zu dicken Schädel: ich konnte nichts dafür!" — —

In dieser Empfindung, der ich jetzt, nach abermals fünfundzwanzig Jahren, Worte leihe, — in dieser Stimmung eines tiefen, innern Friedens, — den Frühling des Jahres, den hohen Sommer des Lebens vor mir — ging ich am Abend nach dem befreundeten Hause des Fabrikherrn. Ich traf die beiden Töchter, deren herzlicher Theilnahme ich versichert war. Zum ersten mal erschien ich ihnen in einer mittheilsamen Stimmung über mich selbst. Ich erzählte, bewegt wie ich noch davon war, mein verhängnißvolles Erlebniß. Meine Stimme mochte ungewöhnlich weich geworden sein, Minna, die jüngere, verließ leise das Gemach.

In diesen Moment fiel der Würfel meiner Zukunft.

Ich athmete auf mit einer Ahnung, mit dem Verlangen nach Glück.

Bewegt und leise legte ich die Hand auf den gefallenen Würfel, auf das Räthsel des Glücks. Ich stand nicht allein im Leben: noch zwei Herzen, deren jedes mit andern Pulsen schlug, waren Theile meiner selbst, und welches Glück ich hoffte — es mußte sie mit umfassen. Das war viel verlangt, und was hatte ich dafür zu bieten?

Doch das Vertrauen wuchs unter dem Bedenken.

Darüber kamen die Tage des Mai mit ihren Blüten und Nachtigallen.

Am späten Himmelfahrtstage fand ich Minna wieder im traulichen Garten der Schwester, da nahm ich den Würfel auf: er stand auf vier Augen, und wir verlobten uns.

VI.

Russische Begegnungen.

Auf dem Höhenzuge seines Lebens zu wandeln, bringt zu dem Vortheile, daß man rück- und vorwärts einen freien Ausblick hat, unter Umständen noch die besondere Gunst mit sich, auch für seine Person von nah und fern bemerkt zu werden.

So hatten sich die Journalisten, vorab Heinrich Laube und Theodor Mundt, beide damals noch unverheirathet, von meiner „Hohen Braut“ lebhaft einnehmen lassen und trauten dem Verfasser zu, daß er sich in der „Eleganten Welt“ und im „Literarischen Zodiakus“ mit Interessantem produciren könne.

Mundt im besondern freute sich, daß „Kräfte und Gesinnungen wie die meinigen in Deutschland noch wirksam gelassen seien; denn wirken lasse sich, auch unter den Umständen, die in letzter Zeit alles zum Schweigen gebracht, und alle Verhältnisse mit Mistrauen verpestet hätten, immer noch viel, besonders wenn man die Opposition in productive Gestaltung überführe, wozu der Roman die beste Tribüne sei“.

Mit dieser Ansicht von der Dienstbarkeit des Romans, für dessen Kunstgestalt und Bestimmung ich schwärmte, war ich wenig einverstanden und ließ sie hingestellt sein.

Inzwischen knüpfte sich neben diesen deutschen Beziehungen, die sich ohne persönliche Bekanntschaft brieflich weiter spannen, mit einem hochgebildeten Russen ein persönlicher Verkehr, wodurch ich mit ganz fremden Verhältnissen und interessanten Männern aus Petersburg und Moskau in Berührung und selbst zu literarischer Thätigkeit kam.

Ich denke meine Leser für einige Theilnahme an diesen Erlebnissen am ehesten dadurch zu gewinnen, daß ich jene, durch mehrere Jahre zerstreuten Begegnungen gleich in einem Gesammtbilde zusammenfasse.

Durch eine eigene Fügung hatte mit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ein von der Politik des Kaisers Nikolaus später gehemmter Zug von Russen seine Strömung über Hanau genommen.

Früher nämlich, Anfang der zwanziger Jahre, war der Erzieher des jetzigen Kaisers, der Dichter Shukowsky, erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit unregelmäßigen Blutergüssen den Körper zu erschöpfen drohte. Zuletzt schickten sie den Leidenden ins Ausland. Der Hof und die Aristokratie sahen den Erzieher des Thronfolgers, den sinnigen Dichter, den liebenswürdigen Hofmann und Gesellschafter, mit der verheimlichten Ueberzeugung scheiden, daß er nicht wiederkehren werde.

Um einen alten Freund aufzusuchen, der sich eben bei einem in Hanau angestellten Forstbeamten aufhielt, kam Shukowsky in diese Stadt, und ließ sich mit Widerstreben zur Berathung des Arztes, Dr. Kopp, über sein Uebel bereden. Der Doctor schlug eine Operation vor, die von geschickter Hand in der Schweiz glücklich ausgeführt ward. — Die erschöpfenden Blutverluste hörten auf, und Shukowsky bekam sich rasch, sodaß er im blühendsten Aussehen nach Petersburg zurückkehrte.

Seine Herstellung überraschte wie ein Wunder. Seitdem gingen Wallfahrten kranker Russen jeden Sommer über Hanau, wo die verschiedensten Kranken den Wunderdoctor aufsuchten, um Recepte und Anweisungen zu Bädern, Operationen oder Reisen zu empfangen.

So erschien auch im Herbst des Jahres 1835 mit schwerer Gicht behaftet Nikolaus Melgunow aus Moskau, genas den Winter über so weit, daß er Weimar, Berlin und München besuchen konnte. Unerwartet kehrte er, von seinem Leiden aufs neue befallen, im Herbst des Jahres 1836 zurück und ward einen zweiten Winter festgehalten.

Ein Dreißiger, litt er seit seinem dreizehnten Jahre an skrofulösen Leiden. — Solche kränkliche Kinder zeigen sich nicht selten sehr sinnig und nehmen, von den Zerstreuungen gesunder Jugend zurückgezogen, eine geistige Richtung. Wie aber Melgunow unter so andauerndem Unwohlsein, mit oft schwer entzündeten Augen, so viel lernen mochte, als er wußte, hat mich oft im stillen wunder genommen. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse bei vielseitigem Interesse. Dem Alterthume nicht fremd,

und mit den neuern Literaturen, besonders der deutschen und französischen, vertraut, übersah er, von Urtheil und Geschmack geleitet, den Reichthum von Productionen der verschiedenen europäischen Völker mit vergleichendem Blick und tiefer gefaßten Combinationen. Mit viel speculativem Sinn verband er einigen Hang nach dem Mystischen; wenn echte Speculation nicht ursprünglich mit dem Mystischen verbunden ist. Religiöse und kirchliche Fragen hatten ihn neben philosophischen viel beschäftigt, und wenn dies freilich nicht anders geschehen konnte, als daß der ältere Glaube sich die jüngere Forschung gefallen ließ: so kam es mir doch vor, als ob in diesem geistigen Ehebunde die Forschung immerhin dem Glauben ein wenig zu Gefallen leben müsse. Denn Melgunow hing mit vieler Wärme an der griechischen Kirche, zu der er sich als Russe bekannte. Daher, als ich einmal von einer paulinischen Kirche im Gegensatze zur ältern petrinischen sprach, ergriff er diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit, aber auch mit der Behauptung, diese paulinische Kirche sei schon vorhanden, wenn man sie nur in der griechischen anerkennen möchte. Denn diese, meinte er, auf altehrwürdigem, nächst der Quelle des Christenthums gelegenem Fundament erbaut, verbinde mit den mystischen und poetischen Elementen des römischen Cultus, ohne welche doch jede Religion zu bloßem philosophischen Rationalismus austrocknen müsse, die Toleranz und religiöse Freiheit des Protestantismus. „Unsere Kirche“, sagte er, „stellt das Dogma, daß sie die alleinseligmachende sei, nicht auf, und erhebt ihre Autorität nicht über das Gewissen der Gläubigen. Sie hat keine blos

äußere, keine in der Person des Papstes versinnlichte, noch weniger eine politische Einheit. Ihre Einheit, indem sie ein Ganzes geistiger Lehren umfaßt, und dabei der individuellen Freiheit ein angemessenes Theil vergönnt, ist eine innere; wobei der Hierarchie jede politische und polizeiliche Wirksamkeit entzogen bleibt. Nie hat unsere Kirche den Zwang, die Inquisition oder eine unbedingte Gewalt gekannt: sie erlaubt sich nur die Macht der Ueberzeugung und läßt sich blos freie Unterwerfung gefallen. Bei solchen Grundlagen und dem geschichtlichen Alter unserer Kirche steht zu erwarten, daß unter günstigen Umständen das Christenthum sich da noch einmal auffrischen werde, wo es seinen Ursprung genommen, — im Orient, vielleicht in Rußland, dem jüngsten und lebenskräftigsten aller Länder, die sich zur christlichen Religion bekennen." —

Dabei wäre nun mancherlei zu erinnern gewesen. Was sollte ich mir unter einer Auffrischung des Christenthums denken, da es ja in der beschriebenen Vollkommenheit der griechischen Kirche noch immer so lebenskräftig war? Auch hegte ich vom Christenthume den Begriff, daß sein ewiges Wesen nicht darin bestehe, sich an seiner geographischen Quelle zu erfrischen, sondern der Fortbildung der Welt folgend, sich für jeden Zustand derselben zu verjüngen, um so unerschöpflich zu erscheinen, wie das Wesen der Menschheit selbst. Auch die Eigenthümlichkeit der griechischen Kirche, soviel ich davon wußte, kam mir etwas ideal aufgefaßt vor. Doch machte ich keinen Gegenstand des Wortstreits daraus, sondern erhob nur scherzend das zeitgemäße Bedenken,

daß der eine Lehrsatz der griechischen Kirche, — der Geist gehe nicht vom Vater und Sohn zugleich, sondern nur vom Vater aus — bei unserer so selbstbewußten und selbständigen Jugend wenig Anklang finden werde; indem unsere anspruchsvollen Jünglinge viel eher an der Ueberzeugung festhielten, — der Geist gehe nur vom Sohne aus.

Mit den idealen Anschauungen Melgunow's vertrug es sich übrigens, daß er geweihte Kreuze und Bilder als Amulete mit sich führte und über seinem Bett anzubringen pflegte. Es waren Vermächtnisse einer verstorbenen frommen Mutter, Reliquien, die ihn auf seinen Reisen begleiteten.

Diese Kindesliebe des Fremdlings brachte aber auch ein lebhaftes Wohlwollen für Kinder mit sich. Durch die Hauswirthin hatte er sich die Nachbarskinder herangezogen. Die Woche über kamen sie einzeln; aber Sonntags, wenn die winterliche Dämmerung anbrach, erschienen sie in den guten Kleidern zum Ball. Melgunow setzte sich im dunkeln Zimmer ans Klavier und spielte Tänze; im anstoßenden hellen Gemach hüpfte das kleine Volk, bis der freundliche „russische Herr", Wirth und Musikant zugleich, im langen, umgürteten Rock, den grünen Schirm über die leidenden Augen gestülpt, lächelnd hervortrat und seine niedlichen Gäste mit Zuckerbrezeln, Obst und Thee bewirthete.

Dies war die Sonntagsfeier so mancher Wochen, in welchen der Kampf mit den Aufgaben der Krankheit die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn abwechselnd oder vereint jeden Abend besuchten,

hatten seine Geduld und Selbstbeherrschung zu bewundern. Er erschien so heiter, fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt, daß er nicht einmal gern nach seinen Leiden gefragt war. Und ließ er doch einmal eine Beschwerde laut werden, so galt sie den entzündeten Augen, die ihm selbst bei Tageslicht den Dienst zum Lesen und Schreiben versagten. Dann lag selbst die Zeitung, die er für sich hielt, nur mit dem Gewicht ihres Papiers in seinen Händen, und er mußte sich mit den Stücken, die ihm ein fremder Mund berichtete, zufrieden geben. Und er nahm doch an allen Bewegungen der Welt so lebhaften Antheil!

Um jene Zeit brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht vom tragischen Ende des russischen Dichters Puschkin, und bald folgte ein Nekrolog aus Löwe-Weimar's Feder. Melgunow war nach seiner persönlichen Bekanntschaft mit Puschkin von dem Artikel wenig befriedigt. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu einem Aufsatze für Lewald's „Europa" verwendete. —

Es läßt sich behaupten, daß gerade Puschkin's Tod in Deutschland eine Aufmerksamkeit für russisches Schriftenthum erweckte. Jenes unglückliche Duell, worin der Dichter gefallen, hatte sich sozusagen auf der Grenze der petersburger Diplomatie begeben, — mit dem Adoptivsohne des holländischen Gesandten, nämlich dem Schwager Puschkin's. Das Räthsel der Herausforderung, wobei übereilte Eifersucht des Dichters oder wirkliche unstatthafte Leidenschaft des Gegners für seine Schwägerin im Spiele war, die Großmuth des Kaisers, die

sich durch Unterstützung der Familie, Bezahlung der Schulden und durch eine Prachtausgabe der Schriften des Gefallenen ausließ, endlich die lauten Klagen Rußlands über den Verlust seines großen Dichters konnten Deutschland, auch bei aller Abneigung gegen das Russische, nicht gleichgültig lassen. Zugleich war ja um die letzte Pistolenpoesie Puschkin's etwas so Wildes, daß man sich mit einer lächelnd herbeilassenden Neubegierde für etwas Echtrussisches eben nichts vergab.

Diese Stimmung kam günstig genug einem deutschen Buch entgegen, das aus derselben Quelle wie die neue Aufmerksamkeit für russische Literatur entsprungen, diese Theilnahme gerade hinreichend und auf ansprechende Weise befriedigte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puschkin reizten mich nämlich, nach andern russischen Dichtern zu fragen, und brachten den Freund auf den Gedanken, eine Uebersicht der ganzen russischen Literatur mitzutheilen. Er hatte sich acht Jahre mit dem Studium derselben beschäftigt und die laufenden Leistungen mit erlebt. Er entwarf seinen Plan, ordnete in Gedanken seinen Stoff, und ich brachte dann seine mündlichen Berichte auf der Stelle zu Papier, um sie zu bearbeiten. So erwuchs nach und nach ein Buch, das unter dem Titel „Literarische Bilder aus Rußland" von Cotta sehr bereitwillig in Verlag genommen wurde.

Das Buch, dessen Bedeutung für jene Zeit Varnhagen in seinen „Vermischten Schriften" (II, 596) bezeichnet hat, machte Glück und erwarb sich den Beifall der bedeutendsten russischen Literaten, deren mehrere, gelegentlich ihrer Reisen über Hanau oder auch auf

Umwegen, den Verfasser oder vielmehr Herausgeber desselben zu begrüßen kamen, und zum Theil mit ihren ihm unzugänglichen Schriften beschenkten.

Auch das Ausland nahm Kenntniß von dem Buche, und seltsamerweise haben es sich die Holländer zuerst durch eine Uebersetzung angeeignet, — sie, die auch bei der ursprünglichen Veranlassung zur Abfassung desselben — dem Duell Puschkin's, durch ihren Gesandten vertreten waren.

Ehe ich meinen Lesern einige jener interessanten Russen vorführe, muß ich bemerken, daß in der russischen Literatur ein wirksames deutsches Element, eine deutsche Wurzel liegt. Leben und Literatur Rußlands haben sich deutschen Einfluß viel früher gefallen lassen, als wir, selbst noch heute, eine Rückwirkung russischer Politik verwinden müssen.

Zwar wurden die deutschen Kleider und Rasirmesser, die Peter der Große einführte, sehr ungern angenommen, und die Neigung seiner Tochter Elisabeth zu deutschen Unteroffizieren machte den deutschen Namen nicht beliebter: desto erwünschter und als im Ganzen wohlthätiger ist der Einfluß des deutschen Schriftenthums auf die russischen Bestrebungen anerkannt worden.

Schon der alte Lomonossow, der Begründer der russischen Literatur, dessen Feder die verschiedensten Bahnen brach, und mit genialen Schriftproben die Geister nach allen Richtungen lockte, hatte in Marburg studirt, die deutschen Dichter jener Zeit fleißig gelesen und den Philosophen Wolf gehört. Mit echt russischer Lernbegierde hatte er bei seinem Hausphilister in Marburg,

einem ehrlichen Schuster, nicht blos Schuhe anmessen gesehen, sondern auch die Füße der deutschen Prosodie messen gelernt, und nicht nur die Schuhmacherstochter mit den Kindern, die sie von ihm hatte, sondern auch die deutsche Wissenschaft mit ihren Doctrinen nach Rußland mitgenommen.

Gewannen nun auch durch nachfolgende russische Schriftsteller andere europäische Literaturen Einfluß auf die russische so behauptete sich die deutsche doch durch ihren Ideenschatz und die in ihr eigenthümlich ausgeprägte Denkweise. Ja, selbst in der Darstellung, in welcher sich oft der französische Geschmack geltend macht, schlagen doch immer wieder deutsche Formen und Versmaße vor. An einzelnen russischen Schriftstellern bricht das deutsche Wesen mit aller Macht heraus, wie bei Shukowsky, in welchem die Russen eine Hinneigung zu Schiller nicht blos in der Liebe, womit er „Die Jungfrau von Orleans" ins Russische meisterlich übersetzt hat, sondern selbst in seinen originalen Leistungen finden.

In der jüngern Generation greift allerdings die Richtung der Poesie auf das Volksthümliche, Original-Russische mehr um sich. Die Politik des verstorbenen Kaisers hat sie vielleicht mit in diesen Strom gezogen; obgleich es doch auch der natürliche Weg ist, daß ein eigenthümliches Volk von der erweckenden Nachahmung des Fremden auf sein eigenes Wesen zurückkommt. Dennoch findet gerade bei derselben Generation, wenigstens in einer moskauer Schule, die deutsche Philosophie mehr Eingang und schmelzt deutsche Ideen der russischen Poesie zu.

Melgunow genas inzwischen unter ärztlicher Behandlung und durch den Gebrauch der kreuznacher Bäder so weit, daß er nach und nach Deutschland bereisen, Paris besuchen und einen Winter in Florenz zubringen konnte. Dazwischen mußte er, um seine Pässe zu erneuern, von Zeit zu Zeit nach Rußland zurückkehren.

Dort berichtete er in russischen Journalen über deutsches Leben und über seine Besuche bei deutschen Berühmtheiten. Denn auf seinen Ausflügen in Deutschland ließ er nichts Merkwürdiges unbesehen und keinen namhaften Mann unbesucht. Ich besitze eine Anzahl französisch geschriebener Briefe von ihm, die voll der interessantesten Nachrichten und Bemerkungen sind. Aus Moskau meldete er mir den günstigen Eindruck, den unser gemeinsames Buch dort und in Petersburg gemacht habe, daß man damit umgehe, es ins Russische zu übersetzen, und wie ein Graf de Sircourt in Paris, der eine Russin zur Frau habe, mit einer französischen Uebersetzung beschäftigt sei. Melgunow selbst sammelte Notizen zu einer vermehrten Auflage des Buches, und kündigte mir den Besuch einiger russischen Celebritäten an, die sich denn auch nach und nach einfanden.

Wjasemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte ein auf den Wogen der Ostsee in Brand gerathenes Schiff den Fürsten Wjasemsky von Petersburg nach Deutschland. Wie Tamino

durch Feuer und Wasser gegangen, hatte er, statt eine Geliebte zu gewinnen, sein Gepäck eingebüßt.

Er kam nicht zum ersten mal nach Hanau. Um Hülfe für eine leidende Tochter zu finden, war er schon früher dagewesen. Vor meinem Buch über russische Literatur war ich aber dem Russischen ganz fremd gewesen und hatte nichts von ihm vernommen.

Auf den ersten Blick sieht man diesem Poeten und Hofmann durchaus nicht an, daß er für einen Liebling der Frauen gilt. Der finstere Ausdruck eines ganz russischen, oder vielmehr eines tatarischen Gesichts, leiht seiner hohen Gestalt, seinen einfachen, leichten Manieren keinen solchen Anspruch. Die lange flache Oberlippe eines breiten, scharfen Mundes, die kleinen, tiefliegenden Augen, scheinen eher Staatsgeheimnisse zu verschließen und zu erspähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man unruhige Gedanken um die Quadratur des Zirkels bemüht. Sobald aber der Fürst sich in gelassenem Sprechen ergeht, spielt um den Mund, sprüht in den Augen so viel Herz und Geist, daß gerade das Unerwartete doppelt mächtig anzieht. Jetzt erkennt man den Mann, der mit recht fürstlicher Nachlässigkeit seine lyrischen Gedichte und liebenswürdigen Briefe ausstreut, unbekümmert sie zu sammeln. Aber er weiß, daß sie wohl aufgehoben sind.

Wjasemsky's poetische Laune verräth sich auch im Alltagsleben durch die kindliche Empfänglichkeit des Reisenden für alle die nicht zu zählenden Sächelchen einer vornehm behaglichen Lebenseinrichtung, und für hundert Spielereien, die er nicht ungekauft lassen kann.

Daß die Russen auf der Schwelle zwischen Europa und Asien sitzen, ward mir einmal an einer Kleinigkeit recht anschaulich. Der Fürst saß nämlich wie der feinste Europäer auf einem gepolsterten Stuhle in heiterer nachlässiger Unterhaltung. Plötzlich zog er in unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße empor auf seinen Sitz, und saß nun fortplaudernd, wie ein Perser, mit übergeschlagenen Beinen hoch auf dem Sessel.

Der vornehme Mann und der Höfling sind in der Erscheinung und Unterhaltung Wjasemsky's nicht zu verkennen. Er ist aber auch Staatsmann und steht einem Zweige des Finanzministeriums vor. Neben seinen lyrischen Spenden wird er auch als eleganter Kritiker und geistreicher Bibliograph geschätzt. Im Jahre 1792 geboren, sieht er älter aus, als er ist. Er litt eben an Hypochondrie und ging auf des Arztes Rath nach Kissingen. Von da zurück besuchte er Ems, als der Großfürst dort war, und reiste dann nach Paris, von wo er England zu besuchen dachte.

Die Russen stehen unter einem despotischen Klima, das ihr Erkranken mehr als ihr Genesen begünstigt. Mit dem Klima verschworen ist die Lebensweise der Russen, gleich ihrer Literatur, eklektisch, indem sie die Genüsse und Gewohnheiten aller Länder zusammentragend sich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nehmen. Man greift nach allen Erzeugnissen milder Himmelsstriche, um sich gegen den nordischen Winter zu erhitzen. Mit hohen Flammen, bildlich zu reden, brennt der Lebensgenuß; doch die Asche davon rieselt in die Eingeweide. Hier ist

der Herd aller russischen Krankheiten, — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Schewyrew.

Aus einem Hause fürstlichen Ranges, gleich Wjasemsky, entstammt, macht Schewyrew doch mit diesem in mancher Hinsicht einen auffallenden Gegensatz. Sein Aeußeres hat durchaus kein russisches Gepräge. Fein von Gestalt, lebhaften Wesens und von offenem, heiterm glatten Angesicht, könnte er für den besten Deutschen aus einem guten Hause gelten. Und erscheint Wjasemsky als Hofmann und gelegentlich als Poet: so ist Schewyrew Professor und nach Umständen Hofmann. Schon neun Jahre früher war er in Deutschland gewesen und hatte sich mit unserer Literatur und Philosophie bekannt gemacht. Seine Begabung hielt ihn lange unentschieden zwischen Production und Wissenschaft. Letztere heftete sich aber zu schwer an sein poetisches Gefieder. Dies geht schon aus der Art hervor, wie er ein großes Trauerspiel unternahm. Das ganze Leben des Romulus sollte aus dem Gesichtspunkte eines Vorbildes der ganzen römischen Geschichte in dramatische Handlung kommen.

Verräth dies Unternehmen nicht ein entschiedenes Uebergewicht des Forschungsgeistes über den Bildungstrieb? Melgunow selbst, dem fürstlichen Professor eng befreundet, und mit dem unvollendeten Werke aus der Handschrift bekannt, rühmt es als auf gelehrtes und

philosophisches Studium der Geschichte und des Lebens gegründet, und verspricht sich die Vollendung desselben, an der ich sehr zweifeln möchte. Ich glaube vielmehr, Schewyrew hat mit seinen poetischen Versuchen die Versuchungen der Poesie insofern glücklich bestanden, als er ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, ein geist- und geschmackvoller Forscher geworden ist. Er glüht für die Wissenschaft und hat ihr alle Vortheile seiner Geburt und seines Vermögens unterworfen; er ist vielleicht ihr reinster und eifrigster Priester in Rußland.

Die Sonne schien, die Luft war milde, als wir, nach seiner Rückkunft aus dem Bade im Garten der „Mainlust" zu Frankfurt an einem kleinen Tisch unter niedern Bäumen zu Mittag speisten. Wie freute er sich auf die balsamische Octoberluft Roms, wohin er des andern Tags für den Winter abzureisen gerüstet war! Dort sollte auch wieder das Studium Dante's aufgenommen werden. Dieser alte Florentiner ist so recht der Abgott der Gelehrten, der Forscher und Historiker, denen er noch immer manche Nuß zu knacken gibt, wenn sie sich zu seinen poetischen Gerichten niedersetzen, um noch mehr als diese die vorschmeckenden Früchte ihres eigenen philologischen Schweißes mitzugenießen. —

Schon früher hatte Schewyrew über diesen Dichter eine gelehrte Abhandlung als Dissertation zur Professur in Moskau geschrieben, und trug sich jetzt mit einem größern Werk über Homer, Dante und Shakspeare, die ihm für die drei größten Dichter galten. Mir schien, er hätte Homer, Shakspeare und Goethe zusammenstellen sollen, als Repräsentanten dreier großen Zeitalter und

Bildungsstufen, sowie der drei poetischen Gattungen — des Epos, des Drama und der Lyrik.

Turgenew.

Ein Mann von ansehnlicher Gestalt, derb geformt und dunkel gefärbt von Angesicht, stellte sich in einfacher und bequemer Art als Vielgereister und der besten Gesellschaft gewohnter Edelmann dar. Wirklich hatte er, der inzwischen Verstorbene, die ausgebreitetsten Bekanntschaften und unterhielt den vielseitigsten brieflichen Verkehr mit Staatsmännern und Gelehrten.

Als ich ihn kennen lernte, hatte Turgenew schon über zehn Jahre lang Fleiß und Vermögen an die Sammlung von Materialien zur russischen Geschichte gesetzt. Er hatte Italien, Frankreich, England bereist, und wol eine Schiffsladung von Abschriften wichtiger Documente aufgestapelt, wobei ihm auch manches nicht gerade auf russische Geschichte bezügliches Werk in die Hände gefallen war. So erschien dieser eigenthümliche Sammler nicht sowol als reisender Gelehrter, sondern war als eine literarische Lavine anzusehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um sich aufballte, mit denen sie sich von Zeit zu Zeit ins kalte Petersburg wälzte. Denn als ich ihn zum letzten mal in Kissingen traf, begab er sich zu ähnlicher Sammlung über Hamburg nach Kopenhagen.

Daß ein solcher der europäischen Welt angehöriger Mann auch eines weltweiten Sinnes für alles in Kunst

und Wissenschaft, in Gesellschaft und Staat Beachtenswürdige nicht entbehrte, läßt sich denken. Alles interessirte ihn, und er faßte Menschen und Dinge aus ihren Umgebungen und Elementen auf. Die Productionen berühmter Männer beurtheilte er aus dem Rahmen ihrer Persönlichkeit; er kannte die chamäleontischen Begebenheiten des Tags von dem Boden selbst, von welchem sie Farbe nahmen. Daß aber ein solcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechsel der Länderstriche, bei vielfachen Interessen und verwirrenden Anschauungen, eine solche religiöse Richtung und Wärme behielt wie Turgenew, ist eben nicht so gewöhnlich. Er folgte den oft stürmischen Wellenschlägen der deutschen Theologie, ohne sich von dem positiven Boden wegspülen zu lassen, auf welchen seine Kirche ihn zuerst durch die Taufwelle geborgen hatte. Die entschiedenste Vorliebe hegte Turgenew für Neander, und reiste nie, ohne die jüngsten Schriften desselben mit sich zu führen. Er gehörte überhaupt einer um die russische Literatur und Bildung schon früh verdienten Familie an, und war früher Director im Cultusministerium gewesen. Damals war es der Verwendung des Grafen Joseph de Maistre, sardinischem Gesandten am russischen Hofe, gelungen, beim Kaiser Alexander durchzusetzen, daß das Jesuitencollegium zu Polock zur Universität mit allen Privilegien der übrigen russischen Akademien erhoben wurde. Als hierauf der Jesuitengeneral dem Cultusminister, Fürsten Galizin, und dessen Director, obgleich er beide als seine Gegner kannte, einen heuchlerischen Dank abstattete, sagte ihm Turgenew:

„Das ist der Anfang des Endes: Sie werden nun so hastig zu Werke gehen, daß man sie bald wird fortschicken müssen.“

Und wirklich kam es so nach wenigen Jahren.

Shukowsky. Baron Rosen.

Es war eine recht russische Strömung in jenem Sommer vom Jahre 1838. Denn auch der Großfürst-Thronfolger, der jetzige Kaiser, reiste zur Herstellung seiner Gesundheit über Hanau nach Ems und zog einige literarische Notabilitäten nach sich. So fand ich eines Abends in meiner Wohnung ein Billet von einem Baron Rosen, worin von Mittheilungen über die „Literarischen Bilder aus Rußland“ gesprochen war. Ich zweifelte nicht, es sei jener Rosen, der in dem erst spät erlernten Russischen dichtete, der Schule junger Deutschen angehörig, die ihr germanisches Wesen in russischer Sprache, mit oder ohne slawische Legirung, ausprägten.

Außer diesem Secretär des Großfürsten wußte ich auch dessen Erzieher, den Dichter Shukowsky, in Ems, und schon der mir noch unbekannte Badeort selbst lockte mich zu einem Besuche von Mainz aus, wohin ich zu lieben Angehörigen zu gehen bereits entschlossen war.

Eine reizende Fahrt nach Koblenz, ein Meilenschritt, — damals noch über den Berg, brachten mich gegen Abend in das anmuthige Versteck der berühmten Quellen. Auf dem freien Platze vor dem Brunnenhause wandelt noch, des Sonnenuntergangs wartend, die vornehme

Welt. Männer und Frauen bilden einen Strahlenkranz von Ehrerbietung um einen schlank und hoch gewachsenen Jüngling in dunkelblauen Beinkleidern und grünem Ueberrocke. Sein Gesicht von regelmäßigen und edeln Formen sieht leidend — gelbblaß aus. Es ist der russische Großfürst, zunächst umgeben von benachbarten, meist weiblichen Fürstlichkeiten, deren lächelnde Mienen eine unaussprechliche Zufriedenheit ausstrahlen. In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürsten Wjasemsky, der es schon weiß, daß mich Shukowsky interessirt. Kaum auf den freien Platz hinausgetreten, ruft er den Dichter an und stellt mich ihm vor.

Man erblickt einen freundlichen Mann, dem man schon einigemal in Deutschland begegnet zu sein glaubt; nur daß man sich eben nicht erinnert, ob man ihn im Kreise höherer Beamten, oder auf einem Katheder, oder im Comptoir eines großen Geschäfts gesehen habe. Er macht durchaus keinen fremdländischen Eindruck — dieser stattliche Mann mit etwas vorhangendem Haupt, mit dem offenen blonden Gesicht und der weichen Fülle des Körpers. Er spricht auch mit deutscher Ruhe und ehrlicher Miene, wie einer, dem es vor allem um die Wahrheit, und zwar um die nicht verletzende zu thun ist. Mit unserm Buche über die russische Literatur ist er im ganzen einverstanden; nur hätten die Blätter über Bulgarin, Gretsch und Consorten etwas weniger rauchhaarig gewachsen sein sollen; nicht weil jenen Gesellen unrecht geschehen, sondern weil sie selbst mit Brennesseln abgefertigt, nun die an andere vertheilten Lorberkränze oder doch das Lorbern vertheilende Buch

verschrien und verdächtigten. Sonst hätten ihnen die Stacheln immer noch schärfer erwachsen mögen.

Ich bin durchaus nicht erpicht darauf, Shukowsky zum Halbdeutschen stempeln zu wollen. Aber es ist interessant, an dieser Persönlichkeit wahrzunehmen, wie sehr das deutsche Wesen auch in slawischer Mischung vorschlägt, und es darf darum wol ausgesprochen werden, daß Shukowsky durch das deutsche Fräulein, das ihn dem russischen Vater geboren hat, zur Hälfte unserm Vaterlande angehört.

Nach Shukowsky, dem deutschthümlichen Russen, sollte ich noch am Spätabende einen russenthümlichen Deutschen auffinden.

Baron Rosen ist ein kleiner, unansehnlicher Mann, lebhaft und gesprächig, und dennoch bei seinem von Shukowsky so verschiedenen Aussehen eine ganz deutsche Erscheinung. Keine europäische Nation hat ja so verschieden gestempelte Menschen und so verschieden geprägte Münzen.

Rosen duftete von literarischem Interesse. Da er in den „Literarischen Bildern" nur mit zwei Worten erwähnt ist, als ein zur deutsch-russischen Schule zählender Mann, der viel Schönes in der erst spät erlernten Sprache gedichtet habe: so war es mir lieb, etwas Genaueres über seine Verdienste aus seinem eigenen Munde zu erfahren. — Erst in den wechselnden Garnisonen seiner militärischen Laufbahn, inmitten echt russischen Lebens der Provinzen, hat er das Russische erlernt und bewältigt. Diese Sprache ist noch so jugendlich biegsam und

in weicher Entwickelung unfertig, daß ihr selbst der Fremdling neue Biegungen und Bildungen beibringen konnte. Rosen erinnert sich mit Vergnügen, wie sehr seine neuen Wendungen und Wortbildungen von Puschkin bewundert worden seien.

Allerdings erkennen auch andere Russen die Eigenheiten des Rosen'schen Stils an, nennen sie aber nicht ohne Tadel — Germanismen. Die Moskauer besonders sind auf ungestörte Entwickelung des Russischen aus seinem eigenen Marke sehr eifersüchtig.

Wie gesagt, ist Rosen voll lodernden literarischen Interesses. Die Literatur erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyrew“, sagte er, „sind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, die nämlich ganz der Literatur leben und sie um ihrer selbst willen treiben. Da nehmen Sie einmal diese so ausgezeichneten Männer Wjasemsky und Shukowsky! Beide dichten und schreiben nur nach Behagen und Laune. Daß sie am Hofe leben, ist ein Unglück für unsere Literatur: denn sie leben zu viel, und die Zerstreuungen des Hofes entführen sie zu oft den einsamen Musen. Ich sage es ihnen auch oft und nachdrücklich genug. Nicht wahr, beide haben gewünscht, daß bei einer zweiten Auflage der «Literarischen Bilder» der gegen Bulgarin und andere ausgesprochene Tadel wegbleiben möchte? Nein doch! Lassen Sie ihn nur als wohlverdient stehen, aber fügen Sie auch für diese Herren vom Hofe die gerechten Vorwürfe hinzu! Wir wollen es ihnen laut sagen, daß sie faul sind, und mit ihren Talenten zu wenig schaffen!“ —

Solcherweise ereiferte sich der lebhafte Mann den Abend und als wir des andern Morgens am Brunnen wandelten. Er selbst im Dienste des Großfürsten lebt am Hofe, und weiß mithin, daß man auch dort seiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er sucht dieser Stellung selbst Vortheile für die Poesie abzugewinnen; wie er denn bei Gelegenheit eines von ihm gedichtete Trauerspiels, in welchem der grausame Zar Iwan auftritt, eine allerhöchste Bestimmung darüber veranlaßt hat, bis zu welcher historischen Zeit russische Herrscher auf die Bühne gebracht werden dürfen. — „Es ist immer ein Gewinn", sagte ich ihm, „wenn die poetische Freiheit weiß, was sie darf!"

Zu einer neuen Auflage unsers vielerwähnten Buches, für welches Rosen sich sehr interessirte, versprach er verbessernde und ergänzende Notizen. — „Ich kann solche aber nur stückweise geben", sagte er. „Wir sind mitten in der Unruhe des Reisens: aber von jeder Poststation sollen Sie ein und das andere Blatt erhalten." — —

Die Blätter sind ausgeblieben. Indeß soll mit Baron Rosen eine literarische Sinnesänderung vorgegangen sein. Er soll sich der „Nordischen Biene", dem Organ Bulgarin's, und der Genossenschaft dieses berüchtigten Bienenvaters zugewendet haben, jenen Gesellen, die er noch in der Unterhaltung mit mir der Ruthe für werth erklärte, mit der unser Buch ihren Rücken getroffen hatte. —

Zum Abschiede von Ems sei noch ein Gedicht Shukowsky's mitgetheilt, worin sich dieses Dichters eigene,

sinnige Anschauungsweise ausspricht. Es ist nach einer wortgetreuen Uebersetzung aus Melgunow's Munde, der Vers- und Reimweise des Originals entsprechend, übertragen worden.

Die See.

O himmelblaue See, tief und verschwiegen
Hältst du bezaubert mich an dir zurück!
Du athmest Leben aus unruh'gen Zügen,
Ein stumm Verlangen, ungemess'nes Glück.
Welch ein Geheimniß mag dich so beleben?
Enthülle deiner Liebe stummes Los!
Wovon nur mag dein tiefer Abgrund beben,
Wovon denn zittert fort und fort dein Schos?
Bist du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangen du in reiner, süßer Schau?
Ja, er besänftigt deine stolzen Wogen
Und kleidet dich in sein durchsichtig Blau.
Sein Widerschein ist dir ein weicher Schleier,
Und röthet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelst du mit seiner Sterne Feuer,
Und seine goldne Wolke schmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter schwer mit Nacht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzest du, stehst auf, mit wilder Macht,
Den eifersücht'gen Dunst hinabzustürmen.
Und ja, er weicht! Doch deine Unruh' währet
Noch flutend fort, mit wildem, finsterm Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Die alte Ruhe nicht sogleich zurück.
Noch lange wird dein grauser Abgrund beben,
Mit deinem Frieden ist's auf lang' vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Trost zu geben:
Nun bleibe dir dein liebster Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigste Uebereinstimmung von Erlebnissen. So sollte ich nach meinem Abschiede von russisch-deutschen und deutsch-russischen Literaten auf der Rückfahrt nach Koblenz eine deutsche, von russischen Anliegen bewegte Schriftstellerin zur Gefährtin finden. So manche Aeußerungen der einfach gekleideten Frau, — daß sie Eile habe, daß eingelaufene Briefe, daß die Druckerei auf sie warteten, ließen mir keinen Zweifel darüber, ich befände mich neben einer Schriftstellerin. Ich spannte mich schon auf den Augenblick, da wir einander erkennen würden.

Anfangs, als wir uns so traulich zusammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen setzten, entging mir ihre überaus heitere und zufriedene Miene nicht. Auch konnte sie ihr übervolles Herz nicht lange verschlossen halten. — „Ich habe heute einen recht glücklichen Tag gehabt!" rief sie bald aus. „Ich bin mit einem Anliegen bei dem russischen Thronfolger unerwartet gut angekommen. Ein vortrefflicher Fürst, und von wohlgesinnten Männern umgeben, die ihn zugänglich erhalten! Ich kehre reich beschenkt von ihm zurück."

„Gratulire!" versetzte ich. „Es ist ein erstaunlich fruchtbarer Sommer, dieser 1838er; so oft der russische Kaiser von einem zum andern Orte blitzt, hagelt es Ringe, Uhren, Dosen, Orden, Malachitsachen. So wird denn auch der Großfürst" —

„O nein!" fiel sie mir ins Wort. „So bin ich nicht beschenkt worden. Es ist wahr, die russische Politik sucht sehr beflissentlich deutsche Verdienste auf; doch ich hatte nur zu bitten. Ich bin nicht als Künstlerin, nicht als

Gelehrte oder dergleichen, — ich bin als Mutter beschenkt worden. Hören Sie! Ich darf es nicht verschweigen, daß ich von dem russischen Regentenhause wiederholte Beweise humaner Gunst empfangen habe. Einst war mein Mann in so guten Verhältnissen, daß wir, da es in unserm Städtchen an einem guten Gasthofe fehlte, den Kaiser Alexander auf seiner Durchreise nach Paris aufnehmen und bewirthen konnten. Und er war so huldreich, daß er später, auf seiner Fahrt nach Aachen, durchaus wieder nach unserer Wohnung verlangte; obgleich sich inzwischen ein gutes Gasthaus aufgethan hatte. Als Gunstbezeigung nahm der Kaiser unsern in der Polytechnischen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienste. Hier ging es ihm auch recht wohl. Später wurde er nach den südlichen Provinzen versetzt, da er sich als Lehrer an höhern Schulen erstaunlich brauchbar gezeigt hatte. Von dort blieben uns aber zuletzt seine Briefe aus; wir schrieben und schrieben, und erhielten nimmer Antwort. In unserm schönen Vermögensstande zurückgekommen, sollte ich auch noch über das Leben meines geliebten Sohnes in angstvoller Ungewißheit schweben. Denn auch auf unsern schwarzgesiegelten Brief über den Tod seines Vaters lief keine Antwort ein.

„Da wendete ich mich in der Angst meines Herzens an die jetzige Kaiserin und flehte von ihrem deutschen Mutterherzen Nachricht über meinen in ihrem weiten Reiche verloren gegangenen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unser Theuerstes in Rußland; nur daß ich weiter als sie davon entfernt war. Und sehen

Sie! nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir kürzlich schreiben. So kam es denn auch. Und wissen Sie, wie es damit zugegangen war? Der Gouverneur war mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte sich an dessen Vor- und Zunamen sowie an meinem, der Mutter Namen, des richtigen Mannes versichert, und ihm dann befohlen aufzustehen und eine Empfangsbescheinigung über den ihm von der Kaiserin mitgetheilten Brief auszustellen. Bis zum nächsten Mittage mußte er sich dann noch schriftlich verantworten, warum er seither seiner Mutter nicht geschrieben, auch einen Brief an mich beifügen, und beides dem Gouverneur zur weitern Beförderung an die Kaiserin übergeben. —

„Der Grund seines Schweigens war aber nur gewesen, daß er unsere Briefe ebenso wenig als ich die seinigen empfangen und er mich endlich für todt gehalten hatte. Sehen Sie, mein Herr, solche Huld empfing ich damals von der Kaiserin!“

„Wahrlich“, versetzte ich, „die russische Kaiserin muß viel besser sein als die russische Post!“

„Und nun komme ich mit neuer Gunst von ihrem Sohne, dem Großfürsten“, fuhr meine noch anonyme Schriftstellerin fort. „Mein Sohn wünscht nämlich mich und seine Geschwister noch einmal zu sehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was einer so weiten und kostspieligen Reise nicht lohnt. Da habe ich mich an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugesagt, daß meinem Sohne sechs Monate Urlaub ohne

Gehaltsabzug und sogar mit Reisevergünstigungen bewilligt werden sollen. Ich möchte ihm nur schreiben, daß er selbst darum nachsuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich schreibe, sagte mir diesen Morgen der Prinz, so sollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der diesen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingesetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit seligem Herzen nach Hause zurück, wo eine weniger schwunghafte Feder als die eben niedergelegte meiner wartet." —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein flimmerten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitstein in der letzten Abendblässe des Himmels. Meine Absicht war, mit dem zu Nacht fahrenden Dampfschiffe zu gehen, um mit dem Morgen in Mainz einzutreffen. So sehr aber meine Gefährtin nach Hause eilte, konnte sie sich zur Mitfahrt doch nicht entschließen, und ich gab es schon auf, ihren schriftstellerischen Namen noch zu erfahren, als sie ihr Bedenken mit den Worten schloß:

„Die Nacht ist keines Menschen Freundin, und eine Dampfmaschine ist zu gefährlich, falls bei Nacht das Geringste versehen würde. Sonst wäre ich gar gern in aller Frühe zu Haus eingetroffen. Ich bin schon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende, und eine Anzahl Inserate werden eingelaufen sein. Sie müssen wissen, — ich redigire das «Binger Wochenblatt»!"

Jasikow.

Bald nach meiner Heimkehr von diesem Ausfluge kam einer der bedeutendsten, — vielleicht nach Puschkin's Tode der begabteste russische Poet nach Hanau. Aber Jasikow hatte nichts mehr von dem burschikosen Aussehen, nach welchem er mir aus seinen gesunden Tagen beschrieben war, — im Studentenkittel, einen Kranz auf dem Haupte und einen Pokal in der Hand, als russischer Dionysos. Abgemagert, misfarbig, gekrümmten Rückens raschelte er aus dem Seitenzimmer und sank wie erschöpft in die Sofaecke.

Er war krank und litt am Rückenmark. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmischen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Behandlung des viel aufgesuchten Arztes überwintern wollte.

Wer Jasikow, den schwungvollen Lyriker, den dorpater Studenten, aus den „Literarischen Bildern" kannte, dachte sich ihn gewiß nicht als menschenscheu oder mit so wunderlicher Blödigkeit behaftet. Auch war diese Befangenheit keine Folge seines Leidens, sondern älter als dies und vielleicht gar mit Ursache desselben. Denn eben aus gesellschaftscheuem, einsiedlerischem Hange hatte er oft monatelang sich auf sich selbst zurückgezogen, hatte kauernd oder mit übergeschlagenen Beinen sitzend gelesen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung, ohne frische Luft; bis von — all dem einsiedlerischen Treiben sein Rückenmark krankhaft ergriffen war.

Die Freunde Jasikow's erklären ihn für eine höchst merkwürdige psychologische Erscheinung. Dieser scheue, schweigsam-phlegmatische, so wenig für die Welt gemachte als nach Poesie aussehende Jüngling besitze doch in hohem Grade alle Eigenschaften eines echten lyrischen Dichters. Abwechselnd erhaben, schwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchisch, immer kühn und neu im Ausdrucke, behandle er die Sprache wie ein unbeschränkter Gebieter, der alle freien und alle geheimen Gaben und Reize seiner Sklavin kenne. Er sei, auch im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, einzig, wiewol unübersetzbar durch die Eigenthümlichkeit seiner Diction, in welcher sozusagen poetischer Tokayer und Champagner gemischt sei, von so flüchtigem Geist und Arom, daß bei einer Uebersetzung der feinste Duft verfliege. Ja von so verschiedenartiger Begabung sei Jasikow, daß er heute als fideler Bursche uns in alle studentischen Tollheiten hineinsinge, und morgen als Psalmist uns ein Knie zu beugen nöthige. —

So schreibt Puschkin, vor seinem tragischen Ende ein Freund Jasikow's, in Erinnerung an eine lustige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Wulf gemacht hatten, folgendes Billet:

„Woher, Jasikow, dieser Uebermuth in Deinen Liedern? O wie scherzest Du, und ach! wie liebst Du! Welch ein Sprudel des Herzens, welche Fülle der Gedanken, und welche Jugendkeckheit lebt in Dir! Nein, wahrlich! nicht aus der Kastalischen Quelle schöpft Deine Muse: Dir hat Pegasus mit seinem Huf den eigenen

frischen Born aus einem Fels geschlagen. Doch nicht Wasser, kein kaltes Naß geußt diese Hippokrene: berauschend spielt und perlet ein Getränk verzehrend, — jener wunderbaren Mischung aus Rum und Weine gleich, die ohne Zusatz gemeinen Wassers einstmal zu Trigorskoe ein lüsterner Geschmack für uns ersann.“ —

So mußte mir denn dieser ruheliebende, verlegenste, verzagteste Mensch als ein Poet erscheinen, der allen bacchischen, siedenden, renommistischen Schwung an seine Studentenlieder verschwendet, und für seine Person nichts davon übrig behalten hatte. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen und mit seinen Mitteln in die tolle Welt hinaus schwärmen, so hatten Jasikow's Gesänge allen ungestümen Muth, alle tollkühne Verwegenheit an sich gerissen und den ängstlichen Dichter sitzen lassen.

Einen so reich und eigens begabten Fremdling näher zu ergründen, — von solcher Beflissenheit hielt jedweden schon des Kranken leidendes Aussehen zurück, — so verkommen an Gestalt, verkümmert im Ausdrucke des Gesichts, gekrümmt mit beiden Händen auf die Knie gestützt, wie Jasikow dasaß und mit einem runden Knabengesicht lächelte. Vergaß man dann bei einer feinen Bemerkung, einer abgebrochenen Kenntniß, die er von weitem wie verstohlen in die Unterhaltung warf, dieses Zustandes und trat mit heiterer Ansprache an ihn heran, so ward er unruhig und sah scheu und ängstlich, wie nach einer Gelegenheit zu entschlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her, sodaß man alsbald wieder abstand.

Jasikow durfte nicht studiren, ja nicht lesen. Dennoch schaffte er eine Menge Bücher an, die von seinem guten Urtheil und vielfachen Interesse Zeugniß gaben, und in denen wenigstens dann und wann zu naschen er nicht lassen konnte. Das Religiöse war bei der Auswahl nicht ausgeschlossen, und Jasikow zeigte sich, wie man die meisten religiösen Russen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunst eines langen Winters hatte sich der leidende Poet mehr und mehr aufgerichtet. Er fuhr an günstigen Tagen aus, um an freier Luft ein wenig zu wandeln. Ende Mai ging er nach der Saline Kreuznach und von da mit den besten Hoffnungen nach Gastein, von wo er für den nächsten Winter Italien aufsuchen wollte, ehe er nach seinem geliebten Simbirsk heimkehre.

Wir theilen noch ein Gedicht Jasikow's mit, und stellen es dahin, wie dieser Tokayer-Champagner, mit Verlust seines eigenthümlichen Duftes, aus einem deutschen Glase schmecken möge.

An den Dichter.

Wenn sich mit dir ein Schöpfergeist vermählte,
Und zitternd unter der Begeisterung
Dich eine heil'ge Weihe hoch beseelte,
Und du begreifst die hehre Würdigung;
Wenn auf dich alle Schaffenskräfte sanken,
In denen du die Gottheit wirksam schaust,
— Den Glutblitz der Gedanken,
Der Worte Feuerbraus:

Dann geh', daß der Prophet sich weit verkünde!
Doch nur den hehrsten Pfaden bleibe hold!
Nie küsse du den Honigmund der Sünde,
Nie sei die keusche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrschers Willkür wild umschnaube,
Des Purpurs Falten lockend dich umblühn:
Sei arglos, wie die Taube,
Sei wie der Adler kühn!

Und welch ein Zauber dann in süßem Klange
Aus deiner seelenvollen Harfe tönt,
Der schnell den Sklaven in dem schwersten Drange
Und König Saul's verdüstert Herz versöhnt!
Ha, wie dein edles Leben stolz erblühet,
Und wie, von innerm Feuer angefacht,
Dein offnes Auge glühet,
Die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie, um deine Gottheit anzurufen
Aus Ruhmsucht und genußbeflecktem Sinn,
Erkühne dich zu ihres Altars Stufen
Mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht wird sie solchem Flehn sich huldvoll wenden:
Der Rache Donner mit des Himmels Brand,
Zerstreut die tück'schen Spenden
Und lähmt des Opfrers Hand.

Kireewsky.

Der Freund und Gefährte Jasikow's war in seiner Weise ein ebenso eigenthümlicher Mensch, der uns ins echt moskowitische Russenthum einführt. Finstern Aussehens, von original-russischer Gesichtsbildung, im gesellschaftlichen Verkehr linkisch, gleichgültig gegen Genüsse, mit einer zum Sprechen ungelenken und für den Wein stumpfen Zunge, dabei streng gläubig und in keiner Gesellschaft des Tischgebets vergessend, wendete er auch in seiner Tracht den Nationalrussen, den reinen Altrussen heraus; wie er denn auch in Deutschland nie anders als im langen, hängenden Ueberrocke mit schwarzem, um den Hals geknebeltem Tuche, in bäuerlich lang und schlicht gekämmtem Nackenhaare, bedeckt mit einer welken Tuchmütze, ging. Shukowsky, der ihm verwandt war, pflegte ihn nur scherzweise einen russischen Altdeutschen zu nennen. Dabei war aber Kireewsky voller Kenntnisse und wissenschaftlichen Interesses, seit Jahren bemüht, die Volkslieder, an denen die Russen so reich sind, zu sammeln und herauszugeben. Daß er während seines Aufenthalts in Deutschland sich nach unsern Volksliedern umthat und die verschiedenen Sammlungen sich aneignete, läßt sich von einem so gründlichen und innerlich tüchtigen Literaten erwarten. —

Mit diesem Altrussen stehen wir unerwartet vor einer bekannten russischen Reaction.

In der russischen Nationalität liegt, selbst nach dem Eingeständniß unbefangener Russen, etwas Serviles, — im Slawenthum etwas Sklavisches. Selbst wenn der Russe sich zum Liberalismus neigt, so geschieht es aus Fügsamkeit nach oben. So verbreitete sich unter Kaiser Alexander, der den westeuropäischen Ideen zu einer Zeit nicht feind war, ein liberales Thun und Gebaren, das auch in der Literatur durch Fruchtbarkeit an Journalen sich bemerkbar machte. Man war eben gestimmt und überzeugt wie — der Hof in Petersburg. Und so sind jetzt, um des Kaisers willen, der dem eindringenden Europäismus das Altrussenthum entgegensetzt, alle Gemüther mit einem Schlage für das Nationale entflammt, sodaß ein Journal um das andere in die Asche sank. Man blickt sogar auf Peter den Großen misbilligend zurück und erhebt den Vorwurf, er habe die Bildung seiner Nation mit ausländischer Hefe angesetzt, die Uniformen des Lebens nach fremden Mustern zugeschnitten.

Wir reden hier allerdings von der Zeit des vorigen Kaisers, und jene reisenden Russen nannten es selbst einen Fanatismus, der denn auch so weit gehe, daß den strengen Maßregeln der Regierung gegen alles Liberale die Stimme und Stimmung des Volks meist schon vorausgegangen sei. Bei irgendeiner oft nur wunderlichen Aeußerung der Presse steigerte man einander in der Erwartung der Strafen, die den Verfasser, den Herausgeber des Journals und den Censor treffen müßten.

Dieser Servilismus ging auch nicht gerade aus Furcht oder Klugheit hervor, sondern ist instinctmäßige, angeborene Hingebung an das eben herrschende Princip. Daher waltete die gleiche Stimmung selbst in den vertrautesten Kreisen der höhern Gesellschaft, wo man sich mit den seltsamsten Meinungen und Ansichten in allem Ernst und Eifer befaßte. Man verhandelte z. B. über die Nothwendigkeit der Folter zur Ermittelung der gerichtlichen Wahrheit; man entwickelte mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Zweifel an der echt menschlichen Abstammung der Juden, und dergleichen mehr.

Verlassen wir schnell dies Altrussenthum! Ein interessanter Mann bietet uns die Gelegenheit, nach Deutschland zurückzukommen.

Odojewsky.

Fürst Adojsky, wie die Russen den Namen kurzweg aussprechen, kam im Jahre 1842 nach Frankfurt. Ich, inzwischen nach Fulda versetzt, fand hier bei meiner Rückkehr aus Ostende ein Billet von ihm aus Frankfurt vom 11. August, zu spät zu der von ihm gewünschten Zusammenkunft. Ich kannte ihn als eifrigen Bekenner der deutschen Philosophie, die er durch eine zu Moskau im Jahre 1824 gegründete Zeitschrift „Mnemosyne" dem russischen Publikum zugänglich zu machen versucht hatte. Nachher im Staatsdienste zu Petersburg der

Novellistik zugewendet, hat er sich mit seinem einfachen, correcten, aber schmucklosen Stil nach allen Richtungen dieser Gattung versucht; da er denn mit so betitelten „Bunten Märchen“ auch unserm bizarren Hoffmann eine Zeit lang nachgegangen ist. Ebenso hat er, als ausgezeichneter Musikkenner und Pianist der deutschen Schule zugethan, unsern Beethoven und Sebastian Bach in Novellenstoffen behandelt. Zuletzt soll er mit besonderer Liebhaberei Chemie getrieben und selbst eine heimliche Neigung zur Alchemie gehegt haben; daß er sich jedoch in dieser Richtung nicht verloren, ersah ich aus seinem Briefe. Er schrieb nämlich, in leichtem Französisch, Folgendes von sich selbst:

„Ich verlasse zum ersten mal meine Heimat, um meiner Gesundheit wegen nach Genua zu gehen. Voraus durchstreife ich Ihr Deutschland, um dessen pädagogische Entwickelung zu beobachten. Da ist mir Wunderbares aufgestoßen, aber auch manches, was ich nicht begreife. Jedenfalls muß ich aber bekennen, daß mir meine Lectüre durchaus keine zureichende Idee von diesem Fach in Deutschland verschafft hat. Ich bin in kleinen Orten Männern begegnet, die nie etwas herausgegeben haben, Männern von wirklichem Genie in Ausbildung der Unterrichtsmethode, und doch außer ihrer Schule unbekannt geblieben. Besonders haben die Primärschulen, diese Realschulen, meine Aufmerksamkeit gefesselt. Uebrigens bin ich mit meiner Reise darin sehr unglücklich daran, daß die ganze gelehrte Welt, den Sommer zu genießen, allerwärts auf den Beinen ist. Zu Berlin

habe ich Varnhagen von Ense nicht getroffen und weiß nicht einmal, wo er ist. Aber Zeit meines Lebens werde ich die Stunden, die ich dort mit dem großen Schelling zugebracht habe, nicht vergessen. Er hat mich wahrhaft väterlich aufgenommen. Unmöglich läßt sich die Wirkung seines gewaltigen Wortes beschreiben, trotz all der Kräfte, die sich in der Opposition gegen ihn finden. Es ist ein förmlicher Krieg, in welchem Schelling die Rolle Arnold Winkelried's übernimmt, indem er alle feindlichen Lanzen gegen die eigene Brust zusammenfaßt." —

Seitdem ist mir von all diesen Männern keiner wieder aufgestoßen, und nur Melgunow wird uns vielleicht noch einmal begegnen.

habe ich [illegible] vom Orte oder getroffen habe nicht einmal, woher ist. Aber jetzt [illegible] Erbes weiß, durch der Dummheit, die ich dort mit dem großen Schelling gemacht habe, nicht verstehen. Er hat mich wahrhaft väterlich aufgenommen. Unmöglich wäre sich die Wirkung seines gewaltigen Wortes schildern, trotz all der Kräfte, die sich in der Opposition gegen ihn finden. Es ist ein förmlicher Krieg, in welchem Schelling die [illegible] Armee [illegible] kommandirt, indem er alle [illegible] Waffen gegen die eigene Burg zusammen führt." —

Zuletzt ist mir dann all meinen [illegible] wieder aufgeschlossen, und nur [illegible] wird und vielleicht noch einmal begegnen.

VII.

Menschen und Gegenden.

Es blieb aber nicht bei brieflichen Erweisen von Theilnahme angesehener Männer an meinen Bestrebungen: persönliche kamen dazu, und die neue frohe Häuslichkeit, seit dem 5. April 1836 gegründet, unterhielt nicht blos einen mir lange, ja stets entbehrten geselligen Verkehr, sondern es konnten auch Reisende jetzt unbeirrt über die gescheuerte Treppe kommen und aus dem richtigen Munde die Auskunft erhalten — der Herr Finanzkammersecretär sei zu Hause.

Daß ich es aber am 25. August dieses Jahres zufällig doch nicht war, brachte mich um den so erfreulichen Besuch Varnhagen's von Ense, der mich von der Post aus in einem Billet begrüßte, „mit dem Bedauern, mich eben, wie er höre, nicht zu Hause zu finden; er hätte gern meine Bekanntschaft gemacht, könne sich aber nicht aufhalten; er kehre unwohl in fieberhaftem Zustande aus dem Bade zurück".

So kam ich um die Gunst einer höchst schätzbaren Bekanntschaft, gewann aber die Befriedigung, von einem so vorzüglichen Manne selbst geschätzt zu sein.

Im Spätherbst kam Heinrich Laube auf seiner Hochzeitsreise durch Hanau und fand mich zu Hause. Ich konnte ihn als den ersten Brautführer meiner „Hohen Braut" aufs herzlichste begrüßen.

Solche Besuche zu erwidern, gab die schönste Veranlassung zu einem Ausfluge nach Berlin, wobei ich Leipzig nicht übergehen konnte und Dresden nicht versäumen durfte. Der ungünstige Frühling des folgenden Jahres verspätete mich aber bis in die letzten Maitage.

Die stille Nachtfahrt im Eilwagen, mit dem ich von Hanau her am frühen Morgen in meinem alten Fulda zum Kaffee mit den beliebten mürben Hörnchen ankam, ward von nun an zwischen einem adelichen Cadetten, der nach allem fragte, und einem reisenden Commis, der zum Glück alles wußte, ganz unterhaltend. Beide hatten die Nacht über meist geschlafen.

Der Commis, der nach Breslau zum Wollmarkte ging, sah danach aus, daß er keinen Schafskopf ungeschoren ließ. Als unser Cadet jenseit der Stadt die Kirche mit dem Anbau des nahen Frauenbergs erblickte, rief er lebhaft aus: „Was sind das für Gebäude dort oben?"

„Das?" erwiderte der Commis, „das ist ein Arbeitshaus!"

Ich freute mich insgeheim, daß ein Franciscanerkloster für ein Arbeitshaus gelten konnte. Mußte ich mich dann aber nicht in die Seele hinein schämen, daß ich einst, als siebzehnjähriger Student, jenen Mauern

entsprungen war, um nun als siebenundvierzigjähriger Faulenzer in die Welt hineinzufahren?

Doch nein! Ich sah ganz vergnügt hinaus in den reizenden Frühlingstag. Die Saaten grünten herrlich, die kleinen Thäler und Hügel, die Waldberge glänzten, die Wiesenblumen flossen wie ein bunter Schmelz. Wie freute ich mich alles dessen! Und dahinter der Zug der duftigen Rhönberge bewegte mein Herz mit Erinnerungen der frühesten Jugend.

So heimlich vergnügt fuhr ich dahin zwischen Fragen und Antworten zweier Menschen, die mir das Reden ersparten. Noch liebenswürdiger waren sie aber, wenn sie schliefen, und ich bin ihnen das Zeugniß schuldig, daß sie den warmen Tag über recht oft liebenswürdig waren.

Wir kamen an manchen Stationen früherer Erlebnisse vorüber. Zuerst an jenem Maria-Hilfsberge, nach dessen Kirchlein ich vor dreiundzwanzig Jahren mit der langenschwarzer Wallfahrt gepilgert war. Zwei Jahrzehnde hatten die traurigen Spuren des französischen Rückzugs ausgetilgt. — Auf der Höhe von Gotha sah es noch sehr öde und winterlich aus; dafür lagen die interessanten Kuppen des Thüringerwaldes, die vor neun Jahren, bei meiner Rückkehr aus Weimar, Regen brauten, jetzt hell im Abendschimmer. — Durch Weimar kamen wir in tiefer Nacht. In Coudray's Hause schlief alles, — die liebenswürdige Frau aber draußen, wo über dem hohen Kirchhofe die Mondsichel niederging, und wo sie selber von jener nächtlichen Polonaise ausruhte, die der Zecher Goethe durch die Gänge der Baumschule angeführt hatte.

Nun aber, über Eckardsberga hinauf, betrat ich mir neues, noch unbekanntes Land, und der Tag brach immer heiterer an. Drüben schlang sich der Weg hinab ins Thal vor Naumburg. Von oben gesehen, lag es im glänzendsten Lichtschaum eines hingehauchten Nebelduftes. Auf den rundumziehenden Weinbergen glänzten die weißen Häuschen; unten stand alles in Blüten. Die geputzten Menschen eilten nach Schulpforta in die Kirche; von Naumburg her kamen lachende Familien in offenen Wagen. Und wie ich so unter den fernen Kirchenglocken und den von Blüten überfüllten Birnbäumen der Allee in mitbetendem Entzücken hinfahre, treibt mich eine innere Stimme, mein Taschenbuch zu öffnen: es ist wirklich der 28. Mai, und ich feiere in feierlichster Stimmung des Herzens den Verlobungstag, der vor zwei Jahren auf Himmelfahrt fiel und heute ein Sonntag ist.

Durch Weißenfels und Lützen, über die unübersehbare Ebene der „Lützener Action" und der Völkerschlacht vom Jahre 1813, kamen wir um zwei Uhr nachmittags in Leipzig an.

Die Männer, die ich damals zuerst, und zwar schon am Nachmittage, zum Theil zufällig, im Rosenthal kennen lernte, sind seitdem von allen Seiten — „zur Evidenz gekommen", wie Goethe sich gern ausdrückte, und erheben mich jeder persönlichen Schilderung. Herloßsohn, den ich nach der Beschreibung des Oberkellners im Hotel de Saxe nach seiner Brille und seinem verfehlten Wuchs auffand, ist bereits gestorben. Er war von dem Dichter und Schauspieler Le Brün und von

Karl Andree umgeben, mit dem ich später in Mainz den heitersten Verkehr bekam.

Kühne brachte mich am andern Morgen zu Frau von Goethe, die sich ihres Sohnes Walther wegen, der bei Mendelssohn-Bartholdy Musik studirte, in Leipzig aufhielt. Ihre kleine Alma fiel mir auf, und sie unterhielt sich länger mit dem Kinde, mich die Aehnlichkeit mit dem Großvater genießen zu lassen. Einen solchen Großvater zu haben, sah sie aber mehr für eine Last als für ein Glück ihrer Söhne an, um der Ansprüche, der Erwartungen willen, mit denen man in der Gesellschaft die Enkel eines so großen Mannes zu empfangen pflege. Freilich die Societät bleibt auch in ihrer Theilnahme nicht ohne Anforderungen.

Wir hatten einen schönen Morgen im Rosenthal und fanden uns des andern Tags noch einmal an der Mittagstafel bei Herrn Heinrich Brockhaus zusammen. Aus der Laube des Gartens hinter den ausgedehnten Gebäuden dieser großartigen Anstalt übersah man damals noch ein freies Gefilde, das heute mit ansehnlichen Häusern eines ganzen Stadtviertels besetzt ist.

Am Abend gab Le Brün seine letzte Gastrolle im „Porträt der Mutter". Dies alte, echt deutsche Lustspiel von Schröder erquickte mich recht mit seiner feinen und tüchtigen Charakterzeichnung. Es ruht, wie unsere ältern Lustspiele, auf rührendem Grunde. Wir Deutschen mögen uns bei rein lustigen Verwickelungen selten befriedigt finden. Auch wenn wir spielen und uns ergötzen, wollen wir den alten germanischen Erbschatz des Rechtlichen und Sittlichen vermehrt oder vermünzt sehen.

Und da wir nicht so überlustig sind, um uns Thränen ins Auge zu lachen: so lassen wir in unsern Lustspielen gern etwas Rührendes einmischen.

Aus seiner Loge begleitete mich Brockhaus und wußte es unter traulichem Plaudern so artig einzurichten, daß wir unvermuthet vor dem berühmten Auerbach's Keller standen. Wir unterließen nicht den poetischen Erinnerungen zu opfern, besahen erst die alten Bilder an den Wänden der Gewölbe und setzten uns dann in dieser *altdeutschen* Umgebung zu einem *italienischen* Salat mit einer Flasche *französischen* Weines, wozu Brockhaus von seiner *englischen* Reise erzählte.

War das nicht ein kosmopolitischer Abend?

Am andern Abend fuhr ich unter Regen mit dem Eilwagen nach Berlin ab. Die Nacht erheiterte sich; es war aber kalt, und als ich früh gegen drei Uhr von einem eigenthümlichen Geräusch aufwachte, fuhren wir in einem See. Die angeschwollene Elbe in der Nähe von Wittenberg hatte alle Flüßchen und Bäche aus ihren Betten gedrückt. Unsern Blicken war die Landstraße, wie den Dörfchen umher, die so verlassen aus der Flut sahen, ihr Ackerland entzogen. Der Wind furchte jetzt über den Furchen, die der Pflug gezogen hatte.

Ich blieb in Potsdam zurück, um unter aufgeheitertem Himmel die Stadt zu besehen und einen Besuch auf Sanssouci zu machen. Ich ließ mich durch die Gemächer führen, die von hohen Erinnerungen wie die Bücherschränke des großen Königs nach ihrem Cedernholze dufteten. Seine Galerie, seine Bibliothek, sein Arbeits-

tisch, sein Schlafzimmer hinter Säulen, die Stelle, wo er im Sessel starb, sein Musikzimmer mit dem Notenpulte, sein Empfangzimmer, der herrliche Speisesaal mit sechzehn hohen Säulen aus carrarischem Marmor — mit welchen Empfindungen durchwandelt man diese Räume! Und noch bleiben die schönen Gemächer übrig, die der Kronprinz mit seiner Gemahlin übermorgen beziehen sollte.

Ich übergehe die seltenen Gemälde, die hier hangen, die Grabstätten der Lieblingshunde Friedrich's: aber des entzückenden Ausblicks in den tiefern Garten und über den Baumreichthum hinaus nach den nahen Höhen und der schimmernden Wasserfläche der Havel muß ich gedenken.

Während man mit träumendem Herzen diese Stätte verläßt, schlagen die Flügel der nahen Windmühle noch munter; sie demonstriren das Privatrecht eines Windmüllers gegen einen mächtigen König, und verfechten das Erkenntniß des Kammergerichts eines gerade in seinem Unterliegen recht erhabenen Monarchen.

Ich durchwandelte noch den Garten, der die Vergangenheit mit immer erneuten Blüten, mit dem Dufte der Syringen, mit Vogelsang und ewigem Sonnenschein verherrlicht.

Meine Erinnerungen an das Berlin vom Jahre 1837, so werth sie mir selbst sind, gehen doch nicht tief genug in die ganz verwandelten Zustände von damals ein, um viel Bemerkenswerthes für die Leser herauszuschlagen.

Vor allem hatte ich Varnhagen „aufzuwarten", — um mich seiner Redeweise zu bedienen, und nach seiner sehr artigen Aufnahme sah ich ihn öfter — in seiner Wohnung, wo er bedauerte, kein Haus mehr zu machen, um mir alles Interessante zu versammeln, in einer Abendgesellschaft bei Laube, wo seine Freundin, Fräulein Solmar, meine Nachbarin war, und im vertraulichen Abendkreise bei dieser liebenswürdigen Dame selbst, wohin fast täglich auch Professor Gans kam, der bei aller Aufgeregtheit seines Wesens doch nicht vergaß, manchmal auch zerstreut zu sein.

Schön konnte die Solmar nicht heißen, aber ihr Gesicht war trotz der gedrückt abschweifenden Nase recht angenehm, und bei starker, kräftiger Gestalt gab sich ihr Benehmen mit graziöser Freundlichkeit.

Vor die Stadt kam Varnhagen nicht leicht, er klagte über Anwandelungen von Schwindel; aber wir begegneten uns Unter den Linden, wir kehrten zum Frühstück in einer neuen Conditorei ein. Und wenn ich, fleißig umherschlendernd, soviel Laube darüber lachen konnte, mich mit den äußern Umrissen der Straßen und Plätze bekannt gemacht hatte, fand ich mich durch vertrauliche Mittheilungen Varnhagen's auch in die innern Verhältnisse der Gegenwart und der Vergangenheit eingeführt. Da setzte es aber in der Politik, in der Literatur und Gesellschaft gar vieles ab, womit er sehr unzufrieden war; sodaß er mir durchaus nicht den Eindruck eines heitern, vergnügten Mannes gab, der auf seiner höhern Staffel menschliches Thun und Lassen mit Laune statt mit Lauge behandle. Auch kam es mir vor, als ob

er die weltmännische Feinheit und Anmuth, die er besaß, wie ein gutes Kleid sorgfältig angelegt habe, und wache, daß sich ja nichts daran verschiebe oder durch ein unbefangenes Lachen etwas von seiner persönlichen Bedeutung verloren gehe. Mit den Jüngern hielt er es noch eher, mit Laube, mit Mundt, als mit den Aeltern, seinen Altersgenossen; wie er denn Steffens in Frömmelei schwankend und ungemessen eitel nannte, und von der Sittenlosigkeit erzählte, die zu Tieck's und Wilhelm von Humboldt's Jugendzeit geherrscht habe. Nur mit Gutzkow war er darin unzufrieden, daß derselbe in seiner „Wally" manche private Aeußerung Rahel's, z. B. das Christenthum eine Anekdote zu nennen, veröffentlicht habe.

Dabei ließ er es gegen mich nicht an Winken fehlen, wie eins und das andere aufzufassen sei, was ein Reisender meines Schlags seinen Lesern vielleicht erzählen möchte. Er schien solche Absicht ohne weiteres auch bei mir vorauszusetzen, wenn nicht zu erwecken. War es doch eben die Zeit der „Reisenovellen", die Heinrich Heine so pikant angerichtet und Heinrich Laube mit Glück fortgesetzt hatte, für die ich mir aber, obgleich auch ein Heinrich, weder eine so leichte Fertigkeit, noch soviel graziöse Leichtfertigkeit zutrauen durfte.

Zu den neuen Bekanntschaften, die ich theils zufällig und überhaupt nur flüchtig machte, gehört Professor Fortlage, der eben Vorträge über die weltgeschichtliche Entwickelung der Poesie hielt.

Im Montagskranze, wohin mich Wilibald Alexis brachte, hatte ich einen Abend mit Chamisso, Streckfuß,

Gruppe und Geibel. Beide letztere und Alexis nahmen mich um zehn Uhr mit zum „Maitrank" in eine Schenke, lustig bemüht, mich zu überzeugen, wie frei und fidel man doch auch in Berlin lebe!

Steffens hörte ich in einer seiner Vorlesungen über Psychologie von den Spielen der Knaben und Mädchen reden. Er sprach mit etwas ungelenker Zunge in spröden Sätzen, die zuweilen unfertig entzwei brachen, und mit unruhiger Händebewegung. Nur dann und wann erhob er sich kräftig und begeistert. Dabei war das Auge seines feinen geistreichen Gesichts sehr unstet.

Wenig erbaulich war mir Ehrenberg's monoton in Sprache und Action vorgetragene Predigt im Dom bei dem etwas katholisirenden Aussehen des Gottesdienstes unter Altarbildern und Lichtern.

An Marheineke hatte ich Grüße von Verwandten desselben aus Hanau. Er war eben in der Genesung von einem bedenklichen Krankheitsanfall. Er lud mich zu Tische, mir seine Familie zu zeigen, und ich fand hier unter vier Kindern die Mutter mit gar lieben Augen in dem anziehendsten Gesichte.

Ich schließe diese und andere Bekanntschaften mit einem Besuche bei Bettina, die damals Unter den Linden wohnte.

Um nicht abgewiesen zu werden, da ich hörte, die absonderliche Frau sei gegen angemeldete Fremde etwas abwehrend geworden, übergab ich dem herbeigeschellten Bedientem folgende sorgfältig geschriebene Zeilen:

„Wenn ich Ihnen, gnädige Frau, von Namen auch nicht so fremd wäre, als ich es ohne Zweifel bin, so

würde es mich doch nicht berechtigen, Ihnen mit einem Besuche beschwerlich zu fallen. Wenn ich aber als Freund von Fräulein Stricker in Frankfurt und als Abgeordneter hanauer Frauen komme, so hoffe ich schon eher auf die Gunst, Ihnen persönlich meine Verehrung bezeugen zu dürfen.“

Sie ließ mir heraussagen, sie wäre noch nicht angezogen (es war eben zwölf Uhr), wenn ich aber ein Stündchen später kommen wollte, würde ich ihr angenehm sein.

So fand ich sie denn nach ein Uhr gerade nicht geputzter, als ich sie mir viel früher gedacht hätte, in einem schwarzen Ueberrock mit zwei schwarzen Locken oder Haarsträngen, die an den Wangen herabhingen. Sie trat mir mit den halb verwundert, halb lachend ausgesprochenen Worten: „Ein Hanauer!“ entgegen, und lud mich auf das Kanapee. — Wir sprachen von Hanau, von Frankfurt und von Berlin, über welches sie bitter loszog. Es sei hier soviel Gemachtes und Affectirtes, und von Berlin aus seien die Hauptangriffe gegen Goethe geschehen.

So war sie denn gleich auf ihrem Thema und setzte hinzu, — sogar Steffens habe ihr früher einmal gesagt, sie solle nur warten, bis Goethe todt sei, dann werde es sich zeigen, wie man von ihm denke. — „Solch ein Philosoph“, rief sie aus, „der soviel Gewicht auf den Tod legt, und der Tod ist doch nur — eine Ausdünstung!“

„Das denkt vielleicht Steffens auch“, bemerkte ich,

„und fürchtet eben, Goethe werde durch den Tod sehr anrüchig werden.“

O dieser Steffens, fuhr sie fort, der selig werde, weil er ein Kind sei. Und dem Varnhagen möchte ich nicht alles glauben, was er erzähle.

Die phantasievolle Frau wußte freilich am besten, was man alles erzählen könne und was sie alles erzählt hatte. —

Sie kam dann auf Malerei und auf Goethe's Denkmal zu reden, das sie auf eigene Kosten ausführen wollte und das als Gipsmodell uns gegenüber auf dem Spiegelpfeiler zwischen den Fenstern stand.

Sie zeigte und erklärte es mir, und sprach dann von der Uebersetzung ihres Buches ins Englische, womit sie eben noch beschäftigt war, und das ihr für Druck u. s. w. 7000 Thaler kosten werde.

Bekanntlich hat sie es selber übersetzt, und zu diesem Zweck in aller Geschwindigkeit ein Englisch erlernt, das man in England nicht verstand; wodurch sie eben zu dem Schaden oder Verlust der aufgewendeten Kosten gekommen ist.

Leider mußte ich auf die Uhr achten, um mich nicht für Marheineke zu verspäten, bei welchem ich gerade den Tag zu Tische geladen war. Wie ich dann gehen wollte, fragte sie nach meinen Aufträgen von den hanauer Frauen.

Ich suchte mit einigen Artigkeiten davonzukommen, und sie entließ mich mit der Drohung, den Damen zu schreiben, was sie ihr für einen unordentlichen Abgesandten geschickt hätten.

Bettina's Gesicht machte mir einen ganz angenehmen Eindruck; in ihrem Benehmen aber kam sie mir vor, als hielte sie sich etwas gewaltsam im Zaum. Sie sprach in starken, auffallenden Ausdrücken, manchmal unverständlich und nicht gerade fließend. Dabei war sie unruhig und steckte die Falten an den Sofakissen mit Stecknadeln bald so, bald anders übereinander. Sie war klein, hielt sich nicht gut und hatte — bei damals noch unbekannter Crinoline — entweder einen bauschenden Stoff am Unterkleid oder eine vortretende Corpulenz. Von anmuthiger Verneigung bei Empfang und Abschied war nichts zu bemerken, und sie sah immer wie etwas verlegen aus, — als ob sie gar zu gern ein paar Purzelbäume geschlagen hätte.

Im Laufe dieser Tage hatte mich Varnhagen mit dem Gastgeschenke der drei Bände von „Rahel's Briefen" bedacht. Ich sollte mit dafür bürgen, daß auch spätere Mittheilungen, die er nicht erleben könne, wohlwollende und würdige Empfänger finden würden.

Ich konnte nach so lieben Stunden dem verehrten Manne nicht Lebewohl sagen, ohne noch einmal an das Fenster seines Zimmers zu treten, wo im einfallenden Lichte des Tags das kleine Brustbild Rahel's aus ihrem dreiundzwanzigsten Jahre in einem vom Bildhauer Tieck gefertigten Gipsmedaillon hing. Das sprechende Profil, dieser lächelnde Mund Rahel's schien einen jugendlichen Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, die ich hier mit ihrem hinterbliebenen Freund und Gatten hatte, der damals just noch zehn Jahre jünger war, als sie bei ihrem

Hinscheiden vor vier Jahren gewesen. Den Namen Rahel nannte Varnhagen — „das wertheste und stärkste Band, das ihn noch mit dem Leben verknüpfe".

Ich ahnte nicht, was er mir in jener Abschiedsstunde zur Anerkennung meiner Theilnahme an Rahel zudachte, — vier Abdrücke nämlich dieses Bildnisses, die mir bald nach Hanau folgten und mich in den Stand setzten, drei der mir angehörigsten Verehrerinnen Rahel's zu beschenken, wie ich selbst beschenkt worden.

Es war ein heiterer, heißer Sonntag, als ich in der Sommerwohnung des Buchhändlers Veit im Thiergarten zwischen Professor Gans und dem Laube'schen Ehepaar im Freien des anstoßenden Wirthsgartens zu Mittag gespeist und gegen Abend meinen Koffer mit jener gemischten Empfindung gepackt hatte, mit der man sich nicht ohne Wehmuth fortzukommen freut.

In der Nacht ergoß sich der Himmel in furchtbaren Gewitterregen, und als ich am Morgen im Cabriolet des Eilwagens abfuhr, war er mit neuen Wettern umhangen. Aber ein Talisman des Frohmuths ruhte mir auf dem Herzen, — ein Brief von Hause, der mir mit frohem Inhalt eben noch beim Einsteigen von der Postwarte zugestellt worden.

Die verschiedenartigen Eindrücke, die ich von Berlin mitnahm, blieben doch unvollständig zu einem Urtheil. Ueber die Art, wie ich sie aufgenommen, ließ Laube sich ein Jahr später in einem Brief aus seiner muskauer

Verbannung heiter aus. — „Wir haben manchmal unter uns darüber gelacht“, schrieb er, „wie Sie in dem fremden, kühlen berliner Element so wohlgemuth herumruderten, sich mit Gelassenheit überall fanden und als ein natürliches, tüchtiges gesundes Menschenkind überall gefielen.“ — —

Die Fahrt wurde bald heiterer, die Wege waren ohne Staub und das Grün dieser unendlichen Sandebene hatte sich erfrischt und bereichert. Durch die angenehmsten Städtchen Sachsens kamen wir freilich in der nächsten Nacht, und der andere Morgen niebelte wieder und verdeckte uns auf der waldigen Höhe vor Dresden die so schön gelegene Stadt.

Daß mich diese aber damals auch im Innern sehr entzückt hätte, könnte ich eben nicht sagen. Hier gähnten die leeren Straßen, dort streckten sich die grauen hohen Häuser so kalt auf. Dunkelheit und Gerüche drangen aus den bestgebauten, fünf bis sechs Stockwerk hohen Wohnungen heraus. — Heute allerdings sieht vieles anders aus. Die Läden aber konnten sich damals mit den berliner und frankfurter Kaufläden nicht vergleichen. Der Menschenschlag erschien nicht hübsch und die gemeinen Leute schlecht gekleidet.

Ich fand gleich am Morgen Gelegenheit im Gasthofe, mit einer kleinen Gesellschaft das Grüne Gewölbe zu besehen. — — Doch von den Schätzen und Sehenswürdigkeiten der Stadt, die beschrieben und besprochen genug sind, wie sie es verdienen, sowie von den reizenden Ausblicken der Brühl'schen Terrasse will ich nicht

erzählen; ich beschränke mich auf meine kleinen besondern Erlebnisse.

Theodor Hell, den ich gegen Abend besuchte, dieser unschöne Mann, der neben einer ungemein schönen Frau wol seinen Namen Winkler, nicht aber sich selbst illustriren konnte, wies mir über den Altmarkt hinüber das Eckhaus, in welchem damals noch Tieck wohnte, der bekanntlich sein Freund nicht war. Er beruhigte mich, daß es dort zu einem Besuche nicht zu spät am Tage sei.

Die dunkelste Treppe dieses Handelshauses führte hinter Krämergeräth, Fässern und Ballen zu einem kaum hellern Gang, aus welchem ich fast geblendet in ein von der Abendsonne durchstrahltes Sälchen trete. Aus diesem Nimbus einer gemischten Gesellschaft kommt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gekrümmt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlassen.

Tieck hatte im vorigen Sommer auf einer Reise nach Baden-Baden das Unglück gehabt, durch einen Sturz des Wagens bei Wiesloch, hinter Heidelberg, an Stirn und Nacken schwer verletzt zu werden. Eine Hirnentzündung war zu fürchten; doch ging die Lebensgefahr vorüber: Tieck genas in Baden, behielt aber eine Steifheit in den Halswirbeln und eine schräge Stellung des Kopfes.

In dieser Haltung empfing er mich. Waagen mit Familie nahm eben Abschied zur Rückreise nach Berlin. Tieck's beide Töchter begleiteten sie zur Post, und nach ihrem Abgang sammelte sich um Tieck und die Gräfin Finkenstein eine Gesellschaft von Frauen und Herren; unter ihnen Agnes Franz, die bekannte Dichterin, die

den Sofaplatz neben der Gräfin einnahm. Die Gräfin selbst, fein von Gestalt und Zügen, in der Art englischer Kupferstiche, hielt sich auf podagrischen Füßen. — Die Poetin, schon ältlich, etwas verwachsen und von der Gesichtsbildung der Verwachsenen, war nur durch ein sprechendes Auge und ein graziöses Lächeln ausgezeichnet, — zwei Gaben, die sich unter Tieck's Vorlesen in ihrem Glanze darlegten.

Er las diesen Abend „Heinrich den Fünften" von Shakspeare.

Tieck war von der Natur mit zwei kostbaren körperlichen Dichtergaben bedacht worden: mit dem schönen, dunkeln Auge — in a fine fancy rolling, nach Shakspeare's Ausdruck — das zwar nicht so groß und feurig wie Goethe's Auge, dafür aber schalkhaft-liebesüßer war, und zweitens mit dem heitern Munde voll starken und biegsamen Klanges. Er las fünf Shakspeare'sche Acte mit allem Nachdruck der Leidenschaften, ohne kaum einmal leise zu räuspern, er ein Vierundsechziger.

Ueber seine berühmte Art, Dramatisches zu lesen, wollte sich meine Ueberlegung nicht ganz mit meiner Empfindung vertragen. Von dem ersten Eindrucke des hinreißenden Vortrags zurückgekommen, mußte ich mich doch fragen, ob es die rechte Weise sei. Der Lesende läßt sich durchaus wie von der Bühne hören, ohne doch wie von der Bühne zu agiren; denn er sitzt still im Zimmer hinter dem Pultchen, zwischen zwei Lichtern, von der besorgten Freundin vor Luftzug aus dem anstoßenden Gemach gehütet. Selbst bei ziemlicher Vorkenntniß des Stücks kann der Zuhörer doch, besonders in den ernsten

Partien des Dramas, die wechselnden Personen, die im Dialog nie mit Namen angekündigt werden, nicht gehörig auseinander halten. Für die komischen Auftritte erschienen Tieck's Mittel fast reicher, und es gelang ihm mit dem Wechsel der Stimme, der Aussprache und der Betonung alle die schnurrigen Gesellen des Stücks unterscheidbar zu charakterisiren. Er brachte einen wirklichen Theatereffect hervor. Gerade dies aber konnte auch stören. Man erwartet vom bloßen Lesen eines Stücks nur charakterisirende Umrisse, die man sonst nicht zu coloriren pflegt, und nur die wirklichen Schauspieler haben das farbige Gemälde zu liefern.

Am folgenden Abende las Tieck, der mich dazu eingeladen hatte, Calderon's „Standhaften Prinzen". Aber die Versart und der stete Ernst des Stücks begünstigen solches Lesen weniger.

Gestehen muß man aber, daß Tieck's Persönlichkeit und Erscheinung selbst durchaus poetisch waren. Sein Kopf war sein Stil, — anmuthig in reinem Ausdruck. Die zauberischen und schalkhaften Phantasien seiner Novellen, sowie die gaukelnden Waldlichter seiner frühern Romantik spielten in seinem Auge; der Nachtigallenschlag und Kukuksruf seiner Diction nistete in seinem heitern Munde. Und je mehr Vorliebe für wunderliche und bizarre Gestalten Tieck mit dem Alter genommen hatte, desto mehr zog ihn selbst, ironisch genug, eine eigensinnige Gicht und zuletzt noch ein abenteuerlicher Sturz zu einer verschrobenen Gestalt, die sich aber, gleich seinen dichterischen Figuren, mit einnehmender Heiterkeit und eigenthümlicher Anmuth geberdete.

Ich hatte mich einem heftigen Abendgewitter zum Trotz zu einem Ausflug in die Sächsische Schweiz entschlossen, und fuhr am frühen Morgen in einem Wägelchen von Dresden ab. — —

Der Weg nach Pillnitz war von den heftigen Regengüssen sehr durchweicht und der Himmel nachdrohend umzogen. Doch die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thales nickten mir munter mit dem frischen Morgenwinde, und links über die Elbe herüber winkten mir die Weinberge, Findlater's Wirthschaft und das Schlößchen vom Königsweinberge ein stummes Fahrewohl zu. — Gegenüber Pillnitz verließ ich den Wagen; ein königliches Fahrzeug setzte mich über, und ich gelangte durch eine breite Allee und ein langes Dorf zum Goldenen Löwen, wo man die verpflichteten Führer fand. — Ein blatternnarbiger, gutmüthig lächelnder Bursche zog rasch seinen Rock mit dem Schilde an und übernahm meinen Reisesack.

Wir begannen die Fahrt mit einem frommen Gang nach der Hofkapelle, Vogel's Wand- und Deckengemälde zu besehen, auf denen die königliche Familie ihre Physiognomien den Personen der heiligen Geschichte geliehen hat. Dadurch erschienen die heiligen Personen ebenso von Königs Gnaden, als die königliche Familie von Gottes Gnaden da ist!

Das Dorf war von hin- und herwandelnder Hofdienerschaft belebt, und aus den kleinen Fenstern blickten hier und dort feine welke Mädchengesichter, die wie gelöste Hofräthsel aussahen.

Neben dem Pillnitzer Grund wendeten wir uns nach

dem Schloßberge. Mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloß. Die weltwichtigen Augusttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andere Fürsten versammelt waren und das erste Bündniß gegen die Revolution geschlossen wurde, das soviel Unglück und Elend über Deutschland brachte. Wie mag sich in jener Augustnacht von hier aus der Tempel ausgenom- haben, der mit der Inschrift „Concordia Augustorum“ brannte und im Spiegel der Elbe widerglühte!

Doch ein lebendigeres Bild stand uns bevor, als wir, umschattet von herrlichem jungen Laubholze des „Poetenweges“, gemach aufwärts den Gipfel des Bors- berges erreichten, und auf dem Balkenaltan über der Grotte, 800 Fuß über dem Elbspiegel, das Elbthal von Meißen bis Königstein überschauten.

An den fernen Gipfeln des meißener Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, als würde es ihnen schwer, sich aus der Umarmung ihrer geliebten Berge zureißen. Jetzt beim Abschied, unter diesem Steigen und Sinken der Wolken, schloß hier und öffnete sich dort eine Fernsicht, fiel hier der Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel und zuckte dort wieder ein Sonnenblick durch ein geschwungenes Thal über ein einsam Gehöft oder einen dunkeln Wald, sodaß alles bewegt und lebendig aussah.

Von der Kuppe herabgestiegen erquickten wir uns unter einem überhangenden Baume des Wirthsgartens an der köstlichsten Butter zu gutem Brot und Schinken und versöhnten uns mit dem beargwohnten rothen Land-

weine, dem freilich ein Sommer wie der 1834 die besondere Gnade des Geistes und der Süßigkeit verliehen hatte.

Aufbrechend wendeten wir uns von den abschüssig schlüpferigen Wegen dem Liebethaler Grunde zu.

Von diesen zerrissenen Sandsteinwänden, von welchen hoch herab das Dorf mit seinem Kirchthurme blickt, ist eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz" losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun haben sie, um den Block zu den sehr gesuchten Mühlsteinen zu verarbeiten, für lange Zeit ein leichteres Tagewerk.

Ein Sprühregen treibt uns in die vorderste Mühle an der Wesenitz. Behaglich sitzt am breiten Fenster der Müller mit einem Zeitungsblatt, und die nahe Felswand schielt mit sanft tröpfelndem Gesträuche, wie mit thränender Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter; die ewig Einsame scheint wehmüthig mitzulesen, was in der Ferne die unstete Welt treibt.

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die steile Wand unsers Einganges in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buschigen Rande hin; das Gesträuch öffnet sich hier und dort auf einen Felsenaustritt und läßt uns einen Blick in die schaurige Schlucht hinein thun, einmal wo sich im engen Grunde die Mühlen und der mühlsdorfer Kirchthurm hintereinander erheben, dann wo die Lochmühle, zwischen den Felswänden eingeklemmt, den schäumenden Bach aufnimmt. — Nun führt uns ein künstlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehen durch die Mühle und schauen

— auf einem Stege schwebend — die wilden Felswände an, die sich vor uns an der sogenannten Rabenteufe zusammendrängen, und nur noch die brausende Wesenitz durchlassen. Auf der andern Seite über hundertfunfzig Stufen an Felsen wieder hinaufgeklettert, befinden wir uns in heiterer, ebener Landschaft. Die Wolken rollen sich immer mehr auf und die Sonne bricht hervor. Wie süß athmet sich die Frühlingsluft, die so weich und würzig von waldigen Höhen herab, über feuchte junge Saaten und Wiesengründe, und von einem versöhnten Himmel durchsonnt, uns umfächelt! —

Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen. Es war Mittagszeit, und das stille Gärtchen des Gasthauses stand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag schlafend auf dem Sofa des Pavillons. — „Nanni!“ rief mein Führer. Da fuhr die Schläferin auf, lachte und verschwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitspielerin zu holen. Und kaum waren meine bestellten Forellen gebracht, so erklang auch vor dem Gartenhäuschen, im Schatten eines spätblühenden Apfelbaumes, Lied und Saitenspiel.

Süße Müdigkeit, balsamische Luft, dunkelroth gefüllter Pokal und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenstimmen, welchen Accord eines unbeschreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Brust hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr gebt ihn nicht selbst. Der heimlichste Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in diesen Tiefen sich regt; ich fühle nur eine Unendlichkeit in diesen engen, schlagenden Kammern. Was ich empfinde, was ich ahne und in seligen Augenblicken er-

schwinge, — du gefleckte Forelle hast es nicht aus deinem kühlen Bergwasser mitgebracht, nicht auf den Mittaghöhen der Elbe ist es in rothen Beeren gereift, meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heisern Kehlen, Sängerinnenpaar, und vergebens schwingen die Saiten euerer Harfen danach: dennoch, wie kommt es, daß all dieses zusammen eine so selige Stimmung in mir hervorbringt? Ueberall rührt man an das Räthsel der Verwandtschaft unserer Sinnlichkeit mit dem Ewigen. Jeder edle Genuß führt eine Wünschelruthe auf frische Quellen unergründlicher Ahnungen, die unser Herz mit Seligkeit erfüllen.

Ich war noch in diesen räthselhaften Gefühlstrunkenheiten versunken, als hinter den schweigenden Sängerinnen her sich eine sanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: „Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch 'was Lustiges! Wem spielt ihr denn auf?“

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Ist jemand drin?“ blickte sie herein. —

Im Augenblick erkannten wir uns. In der dresdener Galerie waren wir einigemal vor demselben Bild zusammengekommen, und hatten darüber einige Worte gewechselt. In Bezug darauf sagte die heitere Frau lachend: „Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die Sixtinische Madonna noch einmal hier? Wie viele mal trafen wir uns doch vor dem Bilde?“

„O wenigstens sechsmal“, antwortete ich scherzend.

„So?“ lächelte sie. „Also fünfmal in aller Un-

schuld; denn das sechste mal, gestehe ich Ihnen, kam ich blos, um zu sehen, ob auch Sie zum sechsten mal kämen. An Ihnen erst fiel mir der Zauber auf, der auch mich wieder und wieder nach dem Bilde zog.“ —

„Ich muß Ihnen sagen, wie es zuging“, erzählte ich. „Beim Eintritt in die dresdener Galerie erblickte ich nur den Secretär, der am Tischchen im Fensterwinkel meine Einlaßkarte abnahm und mir das dicke Buch zum Einschreiben meines Namens vorlegte. Nun schwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden solle, um vor allem zur Sixtinischen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich wendete mich um, und — da hängt dicht vor mir an der nächsten Wand das göttliche Bild. Ich schreckte ordentlich zusammen. So bleibe ich nun lange stehen, den Eintretenden im Wege, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuschreiten. Da ist denn ein erstaunlicher Reichthum über- und nebeneinander ausgebreitet. Es wird mir schwindelig zu Muth. Wie soll ich das alles bewältigen, oder wo das Ansprechendste herausfinden? Vieles hängt auch nicht im günstigsten Lichte. Dazwischen sehe ich manchmal nach den Frauen, die in Fensternischen copiren, nach den Herren, die mit ihren Paletten den hohen Originalen auf Gerüsten nachgestiegen sind.

„Alles dies regt mich auf, ich kann kein Bild recht ruhig ins Auge und Herz fassen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangssälchen vor meine Madonna.“

„Ach!“ lachte die Fremde, „Sie werden geglaubt

haben, die schöne heilige Barbara auf dem Bilde sähe sich nach Ihnen um."

„Es ist wahr, vom Glanz der Himmelskönigin geblendet, blickt die Heilige herab", versetzte ich. „Aber, so oft ich komme, finde ich auch Sie davor: hatten Sie es auf den alten Papst Sixtus abgesehen, der mit ungeblendetem Auge zur Muttergottes aufblickt?"

Lachend versicherte sie, es sei ihr mit der Madonna ähnlich wie mir gegangen. — „Also sechsmal!" rief sie aus. „Und doch verstehe ich das Bild noch nicht."

„Mir kam es zuerst wie eine himmlisch wunderbare Pflanze vor", erklärte ich ihr. „Zu unterst am Boden sitzen die zwei Keimblättchen von Engeln, denn die Menschheit erwächst aus Engelskeimen, die auf unsere Erde ausgestreut werden. Höher hangen die beiden schon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jenes aufwärts — dieses abwärts gewendet; wie denn jeder Mensch, gleich dem Pflanzenblatte, eine doppelte Seite hat, — eine sonnenwärts und eine erdenwärts gekehrte, eine von oben einathmende, eine nach unten ausathmende. Es ist eine tiefsinnige Symmetrie in dem Bilde. Denn erheben wir nun den Blick von diesem weit auseinander gehaltenen Heiligenpaar, so finden wir eng vereint zu oberst die eigentliche Blume, — die Jungfrau mit dem Kinde. Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht, wie sich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüte aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Und gerade über dem aufblickenden Sixtus schwebt Maria, die durch Gnade Erhobene, über der niederblickenden Barbara das

göttliche Kind, das ja zur Menschheit niedergestiegen ist. Die Augen dieses Kindes, durch die man in die Ewigkeit hineinschaut, verschlingen unsere Seele: wir wissen nicht, in welche Schauer der Erlösung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir untersinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigsten Ergebung und einer unbegriffenen Begnadigung auftauchen."

So kamen wir bald in ein trauliches Gespräch gerade entfernt von dem Gegenstande, über den wir an Ort und Stelle kaum einige Worte gewechselt hatten. Eine anziehende Erscheinung, schlank gewachsen mit jener Weiße der Haut, die sich bei röthlichen Haaren findet und in den blauen Augen und fast durchsichtigen Zähnen widerscheint, kam die anmuthige Frau eben mit einem alten Führer von Pillnitz, um ihren Mann aus Pirna auf der Bastei zu finden oder zu erwarten. Ich erhielt die Erlaubniß sie zu begleiten, und wir brachen auf, als eben eine gemischte Gesellschaft den Garten betrat.

Wir folgten unsern Führern über eine wohl angebaute Ebene. Die Sonne schien über und über. Vor uns in der Ferne sahen wir die Hochburkersdorfer Linde, auch Napoleonslinde genannt, seitwärts die Höhen um den Borsberg, im Rücken das Erzgebirge in Nebelferne. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Dorf Ottowalde und stiegen hundertvierzig Stufen tief in die Schlucht hinab.

Wir hatten auf die schmalen, oft wankenden Trittsteine zu achten, und empfingen daher unten beim ersten freien Umblick den unzerstückten Eindruck dieser imposanten

Felswände. Meine Gefährtin setzte sich auf ein vorspringendes, mit feinem Grase bewachsenes Felsstück nieder, überwältigt von den über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegeneinander stehenden Felsen.

Dies ist der allgemeine Charakter der Ottowalder Schlucht. Dennoch wird das schweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechselnde Einzelheiten beschäftigt, je nachdem diese ungeheuern Massen, auf das mannichfaltigste zerklüftet, da und dort überhangen oder schroff hervortreten, — auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in den Spalten mit schlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrnkraut, und, wo sie kahl sind, mit schwefelgelben Flechten bewachsen. Am Fuße der in Reihe und Glied stehenden Felsen wachsen blühende Stauden; weiches Gras legt sich über die nackten Zehen dieser steinernen Riesen. Zwischen denselben, wie das versöhnende Gebet eines Einsiedlers, murmelt der Bach, und liebkost die Felsblöcke, die hier und dort abgestürzt, ihm und dem Wanderer den Weg sperren. Man möchte sie für die Helme oder für die Nasen und Arme dieser starren Kämpen halten, die an stürmischen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch sich zwischen sie herabsenkt, blind gegeneinander losschlagen und sich zerstücken. Heut aber stehen sie ruhig mit kühlen Füßen am Bach und strecken stolz Helm und Federbusch, von der Sonne vergoldet, in den blauen Himmel empor.

„Nicht wahr, diese Felsen wissen sich in Respect zu setzen?“ fragte ich meine stumme, blasse Gefährtin.

„Ich weiß nicht“, erwiderte sie mit Ernst, „habe ich einmal von diesem wilden Grunde geträumt, oder ist er

nur das Abbild eines frühern Seelenzustandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht. Wenigstens fällt mir, sonderbar genug, die Pein meines metzer Pensionats ein."

„Sie sind in Metz erzogen?"

„Ich war wenigstens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der «Damen des heiligen Herzens»."

Ich hatte so manches Absonderliche über diese Jesuitenanstalt gehört, und bat sie, mir etwas davon zu erzählen.

Sie ließ sich dazu bewegen, weniger vielleicht um meiner Bitte willen, als weil sie, leicht ermüdend, sich unter dem Erzählen manchmal setzen konnte. — „Was ich Ihnen mittheile", sagte sie, „ist aus dem Leben; aber lassen Sie es sich gefallen als eine

Novelle.

„Ich stamme von katholischen Aeltern. Als nach dem Tode meiner geistesschwachen Mutter der Vater sich noch einmal verheirathen wollte, war ich schon ziemlich herangewachsen und nahm diesen Entschluß sehr ungeberdig auf. Ich wünschte mir eine eigene Lebensstellung zu geben, und ging mit Empfehlungen einer Dame aus Metz dorthin, um in einer Erziehungsanstalt mich in der Sprache zu befestigen. So bereitete ich mir die verdiente Zurechtweisung selbst.

„Denken Sie sich ein weitläufiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in diese todte Straße konnten wir sehen; die Fenster waren vermauert wie in einem Gefängnisse. Unsere Wohnungen sahen in den Garten; doch auch in

diesem war uns nur ein gewisser Bezirk erlaubt, weil weiterhin an der Gartenmauer die Kaserne der Genieoffiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war streng gemessen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwischenzeit ist verboten, blinde Unterwerfung das höchste Verdienst. Wer sich dies in hohem Grade erwirbt, wird Ange und erhält das Bild eines Engels an einem blauen Bande um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man Enfant de Marie; man trägt dann ein Marienbild am blauen Bande. Leistet man aber in Gehorsam und Frömmigkeit noch mehr, so wird es mit einem breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man von der Schulter über die Brust trägt. Als Ruban tritt man nun auf die unterste Stufe der Klosterwürden; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Pensionärinnen dürfen selbst in den Erholungsstunden, oder im Garten wandelnd, zusammen plaudern, ohne daß ein Ruban in ihrem Geleite sei. Freilich haben junge Französinnen selten das unbefangene Bedürfniß, blos gemüthlich zusammen zu plaudern, ohne zugleich ihrem angeborenen Trieb zu kleinen Ränken Einfluß zu gestatten. Daher jenes seltsame Erziehungsverfahren, nach welchem sogar ein munteres, herzliches Anschmiegen junger Mädchen an ihre Lehrerinnen nicht geduldet wird. —

„Wir schliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwischenwände voneinander abgesperrt wie in einem Pferdestall die einzelnen Stände. — Durch das Zusammenklappen eines hölzernen Buchs wurden wir zu allen Pflichten

des Tages aufgeboten, — zum Aufstehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühstück, zu den Lern- und Eßstunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geschah nach dieser hölzernen Mahnung. An Festtagen wandelte sich das Lernen in Beten, das Sitzen in Knien um. Weltliche Menschen bekamen wir nur an Donnerstagen nachmittags zu sehen, da Freundinnen des Klosters und Verwandte einheimischer Pensionärinnen zu Besuch erschienen. Man versammelte sich im Salon. Da saßen wir steif, und wurden bei jeder Annäherung einer Besuchenden scharf bewacht, ob wir kein Briefchen erhielten oder abgäben.“ — —

Je traulicher meine Gefährtin sprach und ich zuhörte, desto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felsenumgebung aufmerksam zu machen. Dort waren versteckte Höhlen zu sehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtschimmer aus dem jenseitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen, buschigen Felsen herab in die Schlucht gestürzt. — Nun drängen sich die feindlichen Wände eng zusammen; zwischen ihnen sind abgestürzte Felsblöcke hangen geblieben. Es bilden sich drei Durchgänge eines langen, niedrigen Thors, unter welchem wir, von unserer Phantasie beängstigt, hindurcheilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter tiefhangenden Felsen hin zu einer Höhle zu kriechen. Indem wir uns darin aufrichten, sehen wir über uns durch zusammenstoßende Felsen einen hohen Schornstein gebildet, und mitten aus dem tief herabhangenden Steine sickert wie durch Zauberei

ein Wassertropfen um den andern. Das ist die sogenannte Teufelsküche; wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht ist lang, und wo sie sich wendet, an dunkler kahler Felswand bietet sich unvermuthet eine kleine Wirthschaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhle für des Wirthes Bett. Aber „die Wand ist noch zu kalt und feucht“, sagte das kleine Schenkmädchen, „wir sind noch nicht eingezogen“. — Tische und Bänke aus einfachen Bretern für Gäste sind aufgeschlagen, und niedliche Schächtelchen mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen stehen zum Verkauf aus. Wir halten uns nicht auf und eilen, wo die Schlucht sich theilt, in der links aufsteigenden Richtung weiter. — „Die Hölle“ rufen uns die Führer den Namen der grausenhaften Stätte zu. — —

„Wie sollte ich nun aus meiner Klosterhölle kommen?“ fuhr die Erzählerin lächelnd fort. „Ich versah es täglich und in allen Stücken; im Beten that ich zu wenig, im Plaudern zu viel. Ein Enfant de Marie zu werden, war gar keine Hoffnung da, ja nicht einmal, einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch manches, z. B. die geheimnißvollen Anstalten, wenn man einmal mehr als Hände und Gesicht waschen wollte; ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Ludwig Philipp täglich ausgegossenen Bitterkeiten. Ich beschwor meine Stiefmutter, mich zurückzunehmen. Allein, was ich zu meiner Rechtfertigung schrieb, ward immer erst im Convent gelesen und erboste die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten

meine Briefe mit ihren Beschuldigungen, und so wendete es sich in den Augen meiner Stiefmama immer dahin, daß je mehr ich zu klagen Ursache bekam, ich einer strengen Zucht desto bedürftiger erschien. Mußte ich mir da nicht selber helfen? Auf Mariä Lichtmeß wurde mir endlich ein Mittel klar.“ — —

Unsre Umgebung harmonirte mit der hoffnungsvollen Aussicht der Erzählerin: das Thal stieg sanft empor, die Felsen traten hinter den Wald zurück, die Sonne schien bis zu unsern Füßen herein, die Vögel flatterten. — Die Erzählerin fuhr fort:

„Wir hatten einen Geistlichen Namens Jaquemot, der uns in der Hauskirche die tägliche Messe las, unsere Beichte hörte und die Communion spendete. Jünger und hübscher war Père Martin, der jedoch nur zuweilen bei uns predigte. Man kannte ihn als Jesuiten. In diesen stellte ich mich nun verliebt. Ich schrieb seinen Namen auf alle Papierschnitzel, auf alle Schreibbücher und in den Sand des Gartens. Ich war immer sehr zerstreut, und wenn man mich anrief, schrak ich auf und fragte: Père Martin? —

„Nicht lange so ward ich vor die Oberin beschieden und auf Geständniß angegangen. Ich bekannte nichts und leugnete nichts. Erst erhielt ich Ermahnungen, und da sich mein Zustand nicht besserte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle gesperrt, man ordnete Betstunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot ins Vertrauen gezogen. Aus Vorsicht verschwieg man den Namen des Priesters, in den ich verliebt sei. Der gute Jaquemot nahm nun seine geheimen

Ermahnungsstündchen mit mir vor und unterließ nicht, vor allem auf den Namen des Geistlichen zu examiniren. Wie er dabei schmunzelte und liebäugelte, merkte ich wohl, welchen Namen er zu erfahren hoffte. Mein verlegenes Schweigen mochte er sich günstig genug auslegen: er suchte die Dames du sacré coeur über mich zu beruhigen, und kam seinetwegen so oft, daß es mich in Verzweiflung setzte. Beides ging ja gegen meine Berechnung. Ich mußte daher der Sache ein Ende machen und sagte ihm eines Nachmittags, als er mir wieder des Namens wegen zusetzte: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde diesen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung sagen könnte —

„Nun, Mademoiselle? — rief er, während ich einhielt, um mich an seiner fast athemlosen Erwartung zu ergötzen.

„Das Einzige, lächelte ich, ist, — daß Sie es nicht sind."

„Alle Fassung verlierend, entrüstet, ging er weg. — Das half. Jaquemot war so beschämt für sich, erbittert gegen mich, in Angst vor den Klosterfrauen, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich fortzuschaffen. Wie er meinen Zustand dargestellt, weiß ich nicht; allein die Damen des heiligen Herzens bestanden auf meiner Entfernung, — ich wurde abgeholt. — Sie werden an Elise von Graberg denken! lachte ich beim Lebewohl."

Lachend hatten wir den Grund verlassen und befanden uns auf einer waldigen aufsteigenden Fläche. Die Führer lockten uns in die Gebüsche, um uns in den felsenzackigen Hirschgrund und in die Vogeltelle hinabblicken zu lassen, die einem tiefen See versteinerter Wellen gleicht. Erst hatten wir unter überragenden Felsen gebangt, nun ergriff uns ein unterschlächtiges Grausen.

Der Wald lichtet sich. Bis an die sogenannte Ausspann kann man auch fahren. Nun geht's steiler empor bis an das Gasthaus und die wirthschaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht auf. Wir eilen aus dem Buschwerk auf das schmale, mit brusthohem Eisengeländer umschützte Felshorn hinaus, und schweben nun schwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, staunend über eine durchsonnte, wunderbare Landschaft. — —

Lange irrt unser träumender Blick unstet hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte schweift. Links lehnt sich die Felsenhöhe der Bastei, auf der wir uns befinden, an eine etwas tiefere Wand, zu der eine schwebende Brücke trägt. Hier stand vormals eine unzugängliche Raubburg und beherrschte die Elbe, die sich wie aus alter Angst vom Fuße dieser Felsen abkrümmt. Hinter der Wand erheben sich die großen Gansfelsen nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöstlich, wo die wilden Felsenwarten des hohensteiner Forstes mit dem Schlosse, und die Berge bei Neustadt sich am Horizont verlieren. Vor uns, etwas links, zeigt sich als fernster Höhepunkt der böhmische Rosenberg; weiter rechts führen der Schneeberg und

Sattelberg aus Böhmen nach dem Sächsischen Erzgebirge hinüber, dessen Höhen am dunstigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelpunkt der vor uns ausgebreiteten Landschaft — die Winterberge, die Kaiserkrone, der Zirkelstein, die Kuppelberge, die Korischfelsen, der Papststein und der Pfaffenstein. Noch näher und jäh aus flachem Boden steigt der Lilienstein und die Festung Königstein. Tiefer herab bis an das Ufer der Elbe treten die Rauensteine und die Bärensteine. —

Idyllischer nimmt sich unmittelbar unter uns die Landschaft aus. Jäh hinab am Knie des Felsens, auf dessen Nase wir hocken, wälzen Menschen, für uns in Zwerggestalt, Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Gestade und Menschenstimmen tönen matt herauf. Am Strome hin liegen einzelne Häuser; ein Gärtchen ist auf freiem Felsen angelegt und wird auf einer Treppe bestiegen. Leinen ist zu bleichen ausgespannt. Jenseit des Stromes ziehen Saatfelder längs des Ufers hin und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechselnd schimmert das Grün der verschiedenen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem versteckt wir ein Häuschen liegen sehen, zur Zuflucht bei Ueberschwemmung des heut so wenig übermüthigen Stromes erbaut. —

Inzwischen beginnt Musik und Gesang unter den Bäumen vor dem Wirthshause; wir sitzen mit dem Rücken an das Eisengeländer lehnend, und lassen unsere Gedanken lustig wie jene Mückchen in der Abendsonne schwär-

men, bis die verschiedenen Reisenden sich in das Buschwerk an die Wirthstische verlieren.

Die liebenswürdige Reisende gedachte jetzt ihres Zwecks und eilte ins Gasthaus nach ihrem Manne zu fragen, und da er noch nicht gekommen war, sich zu seinem Empfang einzurichten. Ich trieb mich umher bis es dämmerte und fand nun alle Tische im Freien leer.

Die Fremden waren vor der Abendkühle in den Speisesaal gezogen. Ich bekam einen Platz neben einer freundlichen Dame mit ältlichem Manne und zwei Töchtern, die von Dresden gekommen waren. Sie warteten den vollen Mondschein ab, um dahin wieder zurückzufahren. Von dort gedachten sie nach Berlin zu gehen und freuten sich sehr auf diese Stadt. — „Es ist eine schöne Stadt", sagte ich, „und schon recht groß, wenn man besonders alles von den Stadtmauern mit eingefaßte Feld dazurechnet. Zuweilen ist sie auch großartig, z. B. an einem heitern Sonntage nach einem sanften Frühregen gegen Mittag; da zieht vom Platze vor dem alten Schlosse bis ans Brandenburger Thor das linke Trottoir entlang ein buntes Gewinde von Menschen, — schlanken Männern mit geistreichen Gesichtern, schönen Frauen mit schwarzen Augen und nicht selten mit einem sanften Anfluge von Bärtchen — als Niederschlag aus der militärischen Atmosphäre. Dazwischen rollen die herrlichsten Equipagen und Unter den Linden brauset es von Menschen. — Oder gegen Abend vor der Oper auf demselben Schauplatze, wenn die Menschen in entgegengesetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor hereinströmen und

die schönen Reitpferde dazwischen an den Bäumen entlang tanzen. — Auch Sonnabend Nachmittags, wenn man im Museum hoch auf der Treppenbrüstung lehnend durch die mächtigen Säulen herabschaut. Unter der hohen Treppe um die kolossale Granitschale spielen Kinder und Kindermädchen; der Strahl des Springquells, vom Ostwinde getrieben, besprüht die sandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin schwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsschlosse hinüber, durch dessen offene Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menschen nach der Brücke und der Königsstraße erblickt; rechts am Kai des Spreearmes prunkt die ziegelrothe Bauschule."

In weitern Gesprächen verrieth es sich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagen's Schriften war, und die Frau ein Interesse für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit äußerte sie:

„Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Mein Mann —"

Sie lächelte ihn an und schwieg.

„Ist den Schriftstellerinnen nicht hold, — wollen Sie sagen", versetzte ich. „Doch das trifft unsere Rahel nicht. Sie ist nicht, was man unter einer Schriftstellerin versteht. Sie hat nicht für den Druck schreiben wollen, sondern sich nur mit den Freunden und mit sich selbst in Briefen und Tagebuchsbemerkungen zu verständigen gesucht. Das eben gibt diesen erst später gesammelten und von ihrem Manne herausgegebenen Blättern, diesen Reliquien eines beschlossenen Lebens, den Reiz und Werth, daß es keine getriebenen Früchte, sondern abge-

fallene sind, — reif, und die süßesten und würzigsten von einem heimlichen Schmerz angenagt. Rahel's Wesen erscheint in diesem schriftlichen Abdruck als ein höchst eigenthümlich organisirtes, — es ist ein männlicher Geist, der in einem weiblichen Herzen eingefangen sitzt und sich nicht anders befreien kann, als daß er sein Gefängniß in sein Wesen verwandelt. Um eine so seltene, schöpferisch-empfängliche Natur zu begreifen, darf nicht übersehen werden, daß Rahel von jüdischer Abkunft war. Dies Völkchen hat im Sturm der Weltgeschichte eine solche Quetschung und Verrenkung erlitten, daß es eigens empfindlich für die Wetterwechsel der Zeiten erscheint, — als ein nicht geheiltes Glied der Menschheit. — Dieser Abstammung entsprachen die körperlichen Leiden, die bürgerlichen Verstimmungen, in denen Rahel lebte und die ihren Geist zur Selbständigkeit und Selbstbefreiung trieben. Die Flammen früher Leidenschaft beförderten diese Läuterung des Geistes aus zerfallenden Organisationen. Daher finden wir ihren Geist ebenso concentrirt für sich als theilnehmend für die Welt, ja reizbar für den Wechsel der Zukunft. Solch ein Leben zeigt die erhabenste Emancipation einer weiblichen Seele."

Doch ehe wir dies Thema jener Tage weiter abhandeln konnten, war der Wagen angefahren und die Familie rüstete sich zur Abfahrt.

Mit anbrechendem Tage erwachend, vernahm ich ein fernes, seltsames Geschrei. Ich hielt es anfangs für jodelnden Gesang und jauchzenden Zuruf fröhlicher Waldwandler, für eine Neckerei gegen das schlummernde Echo der Felswände. Doch bald kam ich dahinter, daß es Eulen und Uhus waren, die in diesen hohen Felswaldungen sehr bevölkert hausen und horsten. Ich öffnete der Morgenluft die Fenster. In solcher Höhe hatte ich noch niemals geschlafen: ich blickte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die sich aus tiefer Schlucht herauf nach meinen Fenstern streckten. Ich eilte hinaus, die Sonne aufgehen zu sehen. Die Luft war kühl, der Himmel blau. Auf die Bastei hinausgetreten, erblickte ich unter mir ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über die nächsten Waldhöhen, über die Rauen- und Bärensteine hinweg bis an den Lilienstein und die Festung Königstein. Diese liegen wie am Saume eines Sees und glänzen im Strahl der Frühsonne. Wie die Nebel wallen und wogen und mit den Lichtern des Tages spielen! Die Festung Königstein von den Nebeln berannt, versinkt bald, bald hebt sie sich wieder siegend hervor. Der Lilienstein mit seinen schroffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felsen taucht, um sich auch lilienweiß zu färben, in den leuchtenden Nebelschaum; aber dunkel schießt jedesmal wieder die kolossale Steinblume empor. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stimmen der Elbschiffer dumpf herauf; Steine rasseln aneinander, wahrscheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle mich einen Gott, der über den Wolken, welche trüb auf dem Tagewerke der Menschen lasten, sich in reinem Lichte

freut. Da schlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald eine lange Reihe seiner Waldgrüße, und flugs bin ich wieder ein Sterblicher, der die ihm geweissagten Jahre zählt, lächelnd über den Aberglauben und doch mit der Zahl im stillen zufrieden. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort bersten seine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man in der Tiefe ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten die Nebel vor der siegenden Sonne in die Seitenschluchten und drücken sich in die Felshöhlen und an die schattigen Halden.

Der Führer hat sich indeß eingestellt, der verschlafene Wirth bereitet das Frühstück, und frisch und fröhlich wandern wir nach Rathewalde hinab. Wir lassen den Amselgrund liegen, weil er mit Nebeln angefüllt ist. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hochburkersdorfer Linde vorüber gelangen wir bald zum Hockstein, der sich mit zwei dünn bewachsenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe steil emporhebt. Nach mühsamem Steigen kommt man auf einer künstlichen Treppe zum niedern Gipfel, und schreitet dann über eine hochschwebende Brücke zur höhern, 100 Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felsensitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwischen wildbewachsenen Felsen rauscht. Auf der andern Seite dieser engen Schlucht liegt Hohnstein, das Städtchen mit einem Felsenschlosse.

Hier betraten wir das Sagengebiet dieser Felsen. Indem wir nämlich in eine hinter Gestrüpp verborgene Telle des Gesteins hinabsprangen, standen wir vor

einer muschelförmig geöffneten Felswand und stiegen durch den Spalt in einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen Trittchen, bald auf Sprossen einer Leiter, bald auf quergelegten Holzstückchen, indem man nach vorn und seitwärts sich an die Felsen hält, tief und tiefer hinabgelangt, bis man zuletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felsendarms aus dem Gestein heraus das Freie gewinnt. Man glaubt sich hier in einen Hain der Unterwelt versetzt, in diesem lichten Gehölz, das nach einer neuen offenen Schlucht hinabhängt. Hoch über uns, durch diese in den blauen Himmel getauchten Baumwipfel saust in bösen Stunden das wilde Heer, und aus jenem Felsenspalte tritt Samiel hervor.

Hier ist nämlich das Revier des fabelhaften Freischützen, und wir sind in aller Unschuld durch die Wolfschlucht eingedrungen. Einst war dieser Wald von überhandnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen tägliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wölfe, — nirgends einen Wolf, bis man endlich entdeckte, daß diese Wildfänge über ein Felsstück hinweg in die bisher unbekannte Höhle gelangten, durch die wir eben herabgekommen sind. Das Felsstück wurde nämlich nach dieser Entdeckung zum Aus- und Einsteigen für Menschen behauen.

Bald sind wir den Felsenschlot wieder emporgeklettert und schreiten auf der Landstraße nach Schandau. Es ist ein anmuthiger Gang. Die Berge wechseln ihre Stellung zueinander, und unvermuthet bietet rechts oder links sich eine schöne Thalsicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüsch, um eine versteckte Felsenlaune oder

eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann treten in unsern Gesichtskreis die fernen böhmischen Berge hervor. Die Sonne scheint heiter, die Luft weht mild. Wo man bei Walthersdorf hinab in die Thäler, und gleich wieder bei Porschdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt sich alles ziemlich schweizerisch aus. Mühselig klettern, den Stock einsetzend, barfüßige Dirnen mit ihrer Last auf dem Rücken den gewundenen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochsengespann den beladenen Karren einem einsamen Hause zu, das mit niedrigem Dache unter Obstbäumen liegt; links um den runden, mager bewachsenen Berg weidet mit Schellen behangen eine Heerde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denselben Pfad wandelnd, treten sie dem Berge sichtbare Kreise ein.

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch nicht ganz bis zur Mündung in die Elbe. Dort lassen wir rechts das Dorf Windischfähre liegen, so genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlausitz über den Strom trug, wenn sie nach dem wunderthätigen Bilde in Papstdorf wallfahrteten. Drüben strecken sich der Papststein und der Pfaffenstein, um unverwandt herüberzublicken, wo denn nur seit Jahrhunderten die Gläubigen bleiben möchten, die sonst mit dem Lachsbache kamen und sich fangen ließen. Für die andern Lachse ist jetzt weiter zurück, hinter der porschdorfer Mühle — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab sehen wir nun, von zwei Bergreihen der Elbufer eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wurden in frühern Zeiten die österreichischen

Regenten, wenn sie zu Besuch nach Dresden kamen, mit einer Jagd empfangen. Aus jenen waldigen Gipfeln über die buschigen Halden und jähen Felswände herab stürzte das gescheuchte Wild in die Elbe und wurde schwimmend erlegt. Jetzt brachen diese Sandsteinfelsen zu Bausteinen, und gingen zugleich mit Holz aus den nahen böhmischen Wäldern elbabwärts; dieser Ausfuhr begegnete elbaufwärts gehendes Getreide, und in diesem Verkehr hatte Schandau seine betriebsamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der gesunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen steigen aus unterirdischen Felsapotheken zu Tage, um Nervenleiden, Verdauungsschwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und mancherlei weibliche Uebel zu heilen. An Sonn- und Feiertagen sammelt sich um die Badegäste lebhafter Besuch aus Dresden und der Nachbarschaft.

Durch ein reichbewachsenes Thal schritten wir dem Badehause zu, einem Gasthause, das mit einigen Anlagen umgeben ist. Es war Vormittagstille; nur einige Gäste saßen um ein Tischchen unter der auf Pfeilerbogen ruhenden freien Halle vor dem Hause. Es waren ebenfalls Reisende zum Vergnügen, und wir verabredeten eine gemeinschaftliche Partie nach den Winterbergen.

Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretschen wurde bestellt, und dann fuhren wir auf einem offenen Wagen aus.

Gleich hinter dem Bade öffnet sich das enge Thal, die Kirnitsch rauscht uns entgegen mit Holzscheiten, die aus den hohnsteiner Forsten geflößt werden. Es ist ein

wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten treten hier und dort zwischen reichem Waldwuchse jähe Felsen in grotesken Gestalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und schimmern mit gold- und schwefelfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Ostrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuser des Dorfes Ostrau hoch herab ins enge Thal blicken. Auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir, sanft anfahrend, die fünf Viertelstunden entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, vom Heidemadstein überragt.

Von hier geht's zu Fuß über die Kirnitsch, und wir steigen am Abhang des Berges auf dem nach der Waldmünze genannten — Münzwege steiler empor. Hochwald beschattet einen breiten Pfad, auf dessen wechselnde Windungen die heiterste Mittagsonne durch frischgrüne Wipfelwogen hereinfällt, und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhstalles, den jäh ansteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener, von hohem Nadelholz eingefaßter Weg öffnet sich, und vor uns liegt eine kolossale Felsenhalle, durch welche hinaus wir in eine weitabgesunkene waldige Felsenlandschaft blicken.

Wer kann sagen, zu welchem Triumphe die Natur diese erstaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmassen erbaut hat? Gewiß nicht zum späten Obdache des im Dreißigjährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs; obschon seitdem der unflätige Name „Kuhstall" an dieser Riesenpforte haften geblieben ist. Jetzt treiben sich Reisende in dieser weiten Halle um, betrachten das Steingefüge und bemitleiden die unzähligen Thoren,

die an der Decke und den Wänden ihre kindischen Namen eingeschrieben haben. Tische mit kleinen Waaren stehen da, im Felsenkeller hält sich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerksamkeit des rastenden Wanderers. Treten wir aber durch das Gewölbe hinaus, so senkt sich die schroffe Felsenwand des majestätischen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der Kleine Winterberg erhebt sich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. —

Und nun müssen wir freilich auch das Thor selbst besteigen. Es juckt den Führer, von der Burg Wildenstein zu erzählen, die einst auf diesen Thormauern gestanden haben soll. Allerdings zeigen sich Spuren ehemaliger Befestigung, sobald wir durch eine Wölbung der Thorwand auf schmalem Steig um die schroffe Felsenwand emporklimmen und durch einen Spalt auf den Gipfel gelangen. — Diese Steine erzählen Unglücksgeschichten. Jenes Felsengewölbe heißt heute noch das „Wochenbett", weil einst hier kriegsflüchtige Mütter in Angst und Noth geboren haben. Enger ist jenes „Schneiderloch" und hielt einst einen geächteten Räuber versteckt. Diese Oeffnung, das „Pfaffenloch", erinnert noch daran, daß einst die hussitisch gewordene Gemeinde Lichtenhain ihren entflohenen katholischen Pfarrer in der Höhle auffand und durch die Oeffnung in die Felsenkluft hinabstürzte. Wild genug liegt unter uns der Kirnitschgrund, und die nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufstürmenden Felsen erscheinen uns als jene rohen Zeiten, die versteinert hier stehen geblieben sind. Denn horch

nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felsenohren recken sich aus dem Gebüsch, ob die Losung zum Erwachen und Aufbruch gegeben werde.

Am schattigen Eingange des Thores führt ein steiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab durch welche man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten schauen wir zurück, und der kaum verlassene Kuhstall erhebt sich dreihundert Fuß über uns. Auf gutgehaltenen Waldwegen sind wir in einem Viertelstündchen am Kleinen Winterberge; aber wie mühsam ist er im Zickzack zu ersteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, das uns mittels einer Wandinschrift ein Jagdabenteuer des Kurfürsten August aus dem Jahre 1558 erzählt. Der fürstliche Jäger stand einem bis zum höchsten Gipfel gescheuchten Hirsch auf schmaler Stiege gegenüber und warf mit einem glücklichen Schusse das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungssprunge seinen gnädigen Landesvater hinabstürzen wollte.

Der südliche Abfall des Berges ist sanft und flach, sodaß man nach dem Großen Winterberge hin erst gemächlich über Basaltstücke ansteigt und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt.

Wir sehen und hören schon ein von weitem fröhliches Weben um den Gipfel des Großen Winterberges, der sich 1720 pariser Fuß über das Meer erhebt. Einige Hütten kleben an der steilen Kuppe, Tische und Bänke stehen umher, Kramlädchen halten feil, Kellnerinnen warten auf, Spielleute und Sängerinnen lassen sich hören.

Von einem auf der Basaltkuppe errichteten Altan hat man eine unbeschreibliche Aussicht, die aber in dieser Stunde für uns sehr ungünstig mit einem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama ist umfassender, aber nicht so überraschend und charakteristisch als die Landschaft unter der Bastei.

Unser Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von den nur dünn überdeckten Felsen zurückgestoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir sind ins Böhmische eingetreten, auf allen Wegen empfängt uns Musik. Ueber Strecken, wo überflüssiges Holz fault, gelangen wir bald an die Felsenwand des dunkeln Prebischgrundes, der über sechshundert Fuß abfällt. Rechts und links hin zieht eine erstaunliche Felsenmauer, über welche hinweg die böhmische Landschaft, von ganz verschiedenem Charakter, mit runden, bewachsenen Bergen zu erblicken ist. Nur da und dort in dieser freundlichen Landschaft schießen einzelne schroffe Felsen, wie Wurzelsprossen der ins Sächsische laufenden Bergstämme empor. Auf dieser merkwürdigen Wand steht nun das Prebischthor mit seiner fünfundsechzig Fuß hohen Wölbung. Es ist leichter und luftiger erbaut als der Kuhstall, der eher einem schwergewölbten Festungsthore zu vergleichen wäre. — Siehe da nun vor uns, mit schön angebautem Gelände geschmückt, den gestern von der Bastei aus in so duftiger Ferne geschauten Rosenberg!

Doch von so lockenden Aussichten kehren wir jetzt zur Betrachtung jener dunkeln Zeit zurück, als diese Gebirge mit ihren seltsamen Gestalten hervorgetreten sein

mögen. Mittels einer Karte machen wir uns Böhmen als einen weiten und tiefen Kessel begreiflich, von vier Gebirgen — dem Erz- und Riesengebirge, dem Böhmerwald und Mährischen Gebirge gebildet. Die vielen, rings von diesen Gebirgen abfließenden Gewässer mußten den Kessel zu einem erstaunlichen See anfüllen, bis eine langsame Strömung, die heutige Elbe, das Gebirge, wo sie jetzt rinnt, durchbrechen konnte. Damals waren denn auch diese, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederschlägen entstandenen Sandsteinmassen, an deren Grenze wir hier stehen, überflutet. Nach und nach, wie die Elbe über den Kamm des Gebirges hinweg, mit reißenden Wasserfällen sich rückwärts ein Bett zwischen dem Gestein auswusch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswässer den Sandstein, tief und tiefer leckend, bis zuletzt die siegreich durchgedrungene Elbe die Gewässer des böhmischen Kessels durch nördliches Deutschland in die Nordsee entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten diese kahlen Steinwände; Böhmenland trat an die Sonne; die regelmäßigen Ergüsse des umringenden Viergebirges rannen in bestimmten Bächen und Flußbetten zur Elbe, und in den Schluchten dieses sächsischen Gebirges blieben sieche Bächlein zurück, die nun schwindsüchtig in Riesenbetten schlummern.

So begriffen wir denn auch, daß Prebischthor und Kuhstall als Siegespforten zu betrachten sind, von den hindurchgebrochenen Wassern, den brausenden, schäumenden, zum Andenken ihrer Befreiung, ihrer Emancipation, zurückgelassen. Ein neues Theater für den menschlichen Geist war an Böhmen für das Drama der Geschichte,

für die Entwickelung der Cultur gewonnen. Und heut machen wir eine Lustreise zwischen ein paar Coulissen dieses Theaters.

Wir stiegen vom Thor herab, dessen Schlußstein sechzig Fuß lang ist, erklommen noch andere Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht und mit etwas erquickt hatten, durch das Harzgründel steil und tief hinab. Ehe wir uns jedoch in den tiefen Bielgrund verlieren, schauen wir noch einmal zurück, und staunen an der riesigen Felswand und dem imposanten Prebischthor hinauf, die über die höchsten Tannen himmelhoch emporragen.

Der Bielgrund mit seinem breiten Bache führt uns an malerisch gelegenen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieser nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Herniskretschen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getreide-, Holz- und Steinhandel, — beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgestürzt vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, welche Tag und Nacht die armen Hütten zu zermalmen drohen.

Unser bestelltes Boot harrt schon. Die Sonne sinkt hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine — abenddämmerig die andere Uferseite, an deren Steinbrüchen wir vorübergleiten. Immer dunkler wird der Strom; hinter uns am blauen Himmel steht der Mond, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt sich der Lilienstein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau.

Früh am Tage brachen wir nun wieder auf und gingen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir gestern gekommen waren, bis hinter die porschdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfange vorbei die Polenz überschritten und den tiefen Grund betraten. Eine morgenfrische, waldwürzige Luft regt uns an. Das Thal ist eben breit genug für den Polenzbach und einen Fahrweg. Enger und wilder, im Charakter dieser Schluchten, erheben sich dann die Sandsteinklippen, bis wo wir rechts zum sogenannten „Brand" erst mühsam durch Fichtenwald, dann zwischen einer gespaltenen Felswand auf kurzen Wendungen ganz steil emporklimmen.

Oben verathmend, blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem, uns gegenüber, die sogenannten Hafersacksfelsen aufsteigen — hohe Felsenkegel, die oben wie zugedrehte Säcke mit faltigen Butzen endigen. Nun links durch Wald fortschreitend, kommen wir an einer Mooshütte für eine kleine Wirthschaft, an einem Bretterhaus für Gäste und an freien Sitzen und Tischen entlang auf die freie Stirne des Berges, von der sich uns eine prachtvolle Aussicht eröffnet.

Man sieht die Landschaft in die Breite, die man von der Bastei in die Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienstein und hinter ihm der Königstein, links herüber Pfaffenstein und Papststein, die Korischfelsen und Kuppelberge, der Zirkelstein und Rosenstein. Unter uns am Dörfchen Weißig schimmert ein Stück Elbspiegel, und jäh hinab schwindelt der Blick in das Thälchen des Polenzbaches.

Dies schöne Gemälde im Morgenlicht sog ich in mich

hinein auf einem Sitze, dessen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete mit fünf weißen Birkenstäbchen als Saiten durchzogen. Aus dem nächsten Walde war das Sinnbild der Harmonie und Begeisterung geschnitten, zu der die umliegende Landschaft mein Herz stimmte.

Ueber eine schmale tiefe Schlucht des „Brand" führt ein Brückchen auf eine andere Felsenkuppe, wo man eine Einsiedelei findet. Durch ein Fensterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die sonnige Landschaft bald schneewinterlich, bald südlich brennend, bald in geheimnißvollem Glutdunkel erblicken. Eine versteckte Grotte rührt von dem alten Thümmel her mit der Wandinschrift:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet,
Die Lockung der Natur gefällt.
Solch eine Gegend, Freund, versöhnet
Uns mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
Bei aller Ebb' und Flut der Stadt;
Doch hier, geschäftig oder müßig,
Wird keiner seines Daseins satt.

Man sieht es vielleicht diesen Versen nicht an, welch eine tiefe Rührung sie in mir hervorbrachten. Alle Saiten meines Herzens tönten. Was von theuern Menschen mir fern war, schien herbeigezaubert! alle schmiegten sich auflächelnden Auges an meine Brust, ohne mit Worten die Musik zu stören, die in mir mit beseligenden Accorden spielte. Jeder Wunsch, jedes Interesse, jeder Lebensbezug regte sich, alles, um was man das andere „den Ueberrest der Welt" nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke an diesen schlagenden Pulsen

des Naturlebens das ahnungsvolle Gefühl zu Theil, das in frühern Zeiten so manchen Einsiedler an seine verborgene Felsengrotte gefesselt haben mag, ihn, der vom lebendigen Glauben an das allwaltende Ewige umschauert, einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte, und die Menschen so innig liebte, die er aus seiner seligen Ferne verklärt in einer von tausend Gebrechen erlösten Welt schaute. —

Und wie ich gedankenvoll weiter wandernd zurückblickte, sah ich mit feuchtem Auge weit, weit hinter mir einen Jüngling mit Rosen im Haar und einer Laute im Arm; er glich dem Knäblein, das weit daheim meinen Namen zu lallen begann.

Von so vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf sanft absinkenden Rasenpfaden gen Hohnstein hinab. In meinen gerührten Blicken verschönerte sich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit seinem jungen Grün begleitete. — In dieser Stimmung fand ich kein Interesse an dem Städtchen und Schlosse Hohnstein, an dem wir vorüberkamen, noch an den Geschichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schlosses und von dem tragischen Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampfe mit der liebesspröden alten Bärin die Geliebte zerrissen hatte und dann aus Kummer und Reue selbst verendet war. Träumend folgte ich meinem Führer hinter den gestern bestiegenen Hockstein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an dessen untersten Häusern wir durch

sanft absinkendes Buschwerk in ein Thal stiegen, das plötzlich rauh und wild abstürzt.

Man kommt an dem Amselfelsen und an den Amselwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinspalten schlank emporschießend, strecken sich, dem messenden Auge gleichsam zur Elle dienend, an den erstaunlichen Massen hinauf. Der Pfad wendet sich um das mit Buschwerk umwachsene Gefels und sinkt noch einmal jählings hinab.

Da stehen wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer zehn Fuß hohen und fünf Fuß breiten Felsengrotte, an der eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist. Tief und kühl geht es in die Höhle, die sich unter zusammengebrochenen, zwischeneinander gestürzten Felsenwürfeln gebildet hat; in der Grotte selbst liegen kleinere, durchgefallene Blöcke. Welche Erschütterungen haben diese gewaltigen Massen gebrochen und durcheinander gewürfelt? Jetzt ruht sonnige Mittagstille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel sich auf dem feuchten Boden abschatten. Des hingestreckten Wanderers Blick schweift vergnügt an den dunkeln Felsen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen säuselt; vor mir an die Felswand gelehnt, spielen zwei Musikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner singt einen rührenden Baß und lockt dazwischen aus zusammengefaltetem Papier sanfte Waldhorntöne. Wie erquickend schlürft man den kühlen Trunk mit den Waldgerüchen ein! Nun steigt noch für zwei Groschen der Wirth über die Felsen der Grotte, verschwindet hinter dem Gestrüpp, und bald rauscht es

chäumend zwischen den Felsen hervor. Plötzlich schießt in einem breiten Bogen, dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der schwarzen Höhle herab, ein funkelnder Wassersturz, rieselt um meine Füße her, um sich hinter mir über kleineres Gefäll abstürzend zu verlieren.

Von dieser wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felsen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen das „Lamm", das „Kameel" und rechts die Felswände von Neurathen und die Nase der Bastei über die Waldgipfel hervortreten. Das Thal erweitert sich, wir treten an die Elbe heraus. Nun sehen wir aus der Tiefe, zu der wir vorgestern Abend niederschwindelten, staunend zur Bastei hinauf.

Doch unverweilt schlagen wir am Ufer der Elbe hin den Weg nach Pirna ein. — „Eile eile, hier dräut Gefahr!" steht an aufgesteckten Schilden geschrieben. Geblendet sehen wir nach den weißen Steinbrüchen hinauf, an denen die Mittagsonne brennt und abprallt. Eine Strecke am Ufer hin geht man über das ausgebreitete Gebröckel der behauenen Steine. Bleich, und aus dem stäubenden Sandsteine frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf und ziehen wohlgemuth dem nächsten Dorfe zu, um Mittag zu halten, oder auch um frühen Feierabend zu machen; denn es ist Sonnabend. —

Weiter abwärts setzen wir ans linke Ufer über und sehen nach langem, heißem Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe auseinander. Die rauhen Felsberge des rechten Ufers verlieren sich über Pillnitz hinab in heitere

Weinberge; das linke Ufer erhebt sich noch einmal über dem Städtchen und zeigt auf seinem Scheitel das Schloß Sonnenstein, in welchem eine berühmte Anstalt für heilbare Seelenkranke und Geistesirre eingerichtet ist. Hinter diesem Irrenhause ziehen sich die Berge weit zurück, sodaß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

Das Gasthaus in Pirna, wohin mich mein Führer brachte, lag an der Straße nach Teplitz. Dort fände sich wol, meinte er, eine aus dem Bade zurückkehrende Kutsche, die mich nach Dresden brächte. Es hielt aber nur ein bepackter Wagen vor dem Hause, womit eine ältere Dame mit ihrer Jungfer und ein junger Herr eben angekommen waren. Der letztere war hier ausgestiegen, um eine Partie ins Gebirge zu machen, und da war uns denn beiden geholfen: er übernahm meinen entlassenen Führer und ich seinen erledigten Chaisenplatz.

Die alte Dame war sehr gesprächig. Sie hatte Bekanntschaften in Frankfurt, von denen ich auch manches zu sagen wußte, sodaß wir in der angenehmsten Kurzweile nach Dresden kamen.

Sie kehrte in der Stadt Rom, ich in meinem frühern Berliner Hof ein. Doch versprach ich ihr, sie am andern Morgen in die musikalische Messe zu begleiten, da wir beide noch den Sonntag in Dresden zu bleiben dachten.

Als ich am andern Morgen meine Reisegefährtin zur Messe in die katholische Kirche abholte, fand ich sie schon wartend. Es war ein seltsam durchnebelter Morgen. Die schönen Ufer der Elbe, die fernen Berge waren mit Höhenrauch umsponnen. Die herrliche Brücke, die

Brühl'sche Terrasse wimmelten von Menschen, und gegen elf Uhr drängte sich die Menge in die nahe katholische Kirche, um die musikalische Messe zu hören. — In der Kirche mußte ich mich von der Dame trennen; die Frauen knien nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Mittelgang geschiedenen Bänken, und seltsam gekleidete Kirchenlakaien halten mittels langer, silberbeknopfter Stäbe mit solchem Eifer Ordnung und Ruhe, daß ihre Thätigkeit die einzige Unruhe ist, welche vorkommt.

Die Messe begann. Musik und Gesang hoben mit anschwellender Flut mein Herz. Zwar der Castratensopran störte mich: nach der sogenannten Wandelung aber war dem herrlichsten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt, wo ein Da pacem mich zu Thränen gerührt hatte. Diese Stimmen, diese Geigen und Flöten enthoben mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche, die langen Säulenreihen erweiterten sich und nahmen alle auf, deren fröhliche Blicke sich von Menschenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben sich zu warmen Opferschalen weihten. Da war alle Zweifelspein und Höllenangst verschwunden; die Streitworte der Eiferer, die Breven des Oberpriesters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den einen Altar nieder, an welchem alle beteten und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete sich zu einem Weltkrystall, den die Ewigkeit durchsonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die starren Glatzen, auf welche ein himmlischer Strahl fiel, hoben sich die

Kutten und Kapuzen und spannen sich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferstehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen schwebten mit Jubelhymnen empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern sang es: Da pacem!

Zum Abschiede von Dresden besuchte ich am Nachmittage Julius Mosen, den jüngern talentvollen Mann, der damals mit romantischem Sinn und deutschem Herzen sich, fahrend und dichtend, schon mannichfach versucht und seit ein paar Jahren als Advocat in Dresden angesiedelt hatte. Freundlich und vertraulich nahm er mich mit über die berühmte Brücke nach einem Wirthsgarten jenseit der Elbe, wo wir bei Musik, unter vergnügten Menschen einige gute Stündchen verplauderten.

Damals noch frisch in seinem sinnigen und innigen Wesen, gab er einem doch durch eine eigens trübe, dunkelgelbe Gesichtsfarbe einen besorglichen Eindruck um sein leibliches Befinden. Noch trüber waren aber seine Ansichten von den deutschen Zuständen. Und wie oft vergißt nicht ein edler Mensch aller Besorgniß um sich selbst über der augenblicklichen Lage der Welt, die doch zu ihrer Entwickelung und Herstellung auf unergründlichen und ewigen Tiefen ruht. Und so bewegt es mich tief, den edeln Dichter mit seiner tiefsinnigen Begabung jetzt körperlich gelähmt und so arm an Hoffnung für seine Herstellung zu wissen, indeß in diesen Jahren sich unser

Deutschland mit neuen Ansprüchen und Hoffnungen für eine neue Umgestaltung einigt und entwickelt.

Mosen interessirte sich damals und beschäftigte sich für das Theater, und mit dessen damaligem Zustande begannen seine Klagen. — „Es ist ungemein traurig", sagte er, „daß die dramatische Poesie von der Bühne fast mit Hohn und raffinirter Bosheit verjagt ist. Man will das Volk nicht an seine Geschichte erinnern, und, weil man alles zum Despotismus abschleifen mag, keinen Charakter und Leidenschaft weder im Leben noch in der Kunst dulden.

„Mehr oder minder wie in Oesterreich geht es überall her. Im vorigen Jahre (1836) wollte ein armer Künstler die Krönung des Kaisers, welche er gezeichnet hatte, dort in Steindruck herausgeben. Zu diesem Zweck hatte er die Zeichnung zur Censur nach Prag zu senden, erhielt jedoch die Weisung, er solle erst den Charakter aus den Gesichtern heraus und alles recht freundlich machen; so wie die Sache jetzt wär', dürfe sie nicht in das Publikum!

„Ist es in Berlin anders? wo weder «Egmont» noch «Tell» auf der Bühne gegeben werden darf? Hier in Dresden, wo wir an die Castraten gewöhnt sind, hilft man sich damit, daß man den classischen Tragödien diejenigen Theile ausschneidet, womit sie wieder Ideen im Volke zeugen könnten. So wird es immer ärger. — — Gebe Gott, daß dies nicht, wie ich manchmal glauben möchte, ein Symptom allgemeiner Verdorbenheit im Volke selbst ist! Ich sehe die Zeit kommen, wo die

verschmierte Hautkrankheit giftig und entsetzlich hervorbrechen wird.“ — —

Bei alledem verzweifelte Mosen nicht an der Zukunft. — „Wie komme ich auf solch ein trauriges Kapitel“, sagte er zuletzt, „da ich mit einem so werthen Manne wie Sie spreche? — Weil ich glaube, daß Sie mich verstehen und mit mir hoffen werden auf frischere Tage. Je schwüler ein Sommertag, desto näher das rollende Gewitter, hinterdrein der Regenbogen und darüber und darunter schmetternde Lerchen!“ — — —

Und siehe da! Wie Mosen's Klage vom Theater aus die allgemeine Lage der Dinge faßte, so hob die bessere Zeit damit an, daß junge Kräfte zuerst wenigstens die Bühne und für dieselbe die Integrität unserer classischen Stücke wieder eroberten. Und nun geht der Sinn der Nation, weniger als früher um die Bühne bekümmert, dahin, selbst eine politische und historische Rolle in der Welt zu spielen und auf diesem Wege dann auch Stoff und Form für eine neue dramatische Poesie zu gewinnen.

Der erwartete Regenbogen, die jubelnden Lerchen werden kommen: aber dem edeln Mosen wird wie einst dem Moses nur ein Blick ins Land der Verheißung gegönnt gewesen sein! —

VIII.

Ein Fest am Rhein.

Wenige Wochen nach meiner Rückkunft aus Dresden ergab sich ein verlockender Anlaß zu einem abermaligen Ausfluge, diesmal aber für die ganze Familie — wie man zu sagen pflegt „mit Kind und Kegel". Denn des Kindes wegen, des acht Monate alten kleinen Wilhelm, ging auch die Magd mit, die kurz und dick einem Kegel Ehre machen konnte.

Wir wußten, daß der Singverein zu Wasser nach Mainz ging, vorgeübt, um nächsten Montag den 14. August bei Enthüllung des Gutenbergmonuments zu den musikalischen Feststücken mitzuwirken, und wir eilten daher Samstags in der Frühe nach dem hanauer Marktschiffe, um in so munterer Gesellschaft die angenehme Luft zu genießen, die sich nach schwülen Tagen an einem nächtlichen Gewitter erfrischt hatte. Es war ein furchtbares Wetter gewesen, das sich in Donnerschlägen, Hagelschütten und Regengüssen unter unaufhörlichen Blitzen ausgerast und manchen Schaden angerichtet hatte.

Am Morgenhimmel zerstreuten sich nun zwar die Nachzüglerwolken des Wetterheeres; die Sonne stach aber in den feuchten Dunst der weiten Ebene und bereitete aufs neue unerwünschte Gluten.

Unser hanauer Schiff, von den frankfurter Druckern gemiethet, legte hier an, um sich zur morgenden Fahrt zu schmücken. Wir gingen auf die aneinander gekoppelten mainzer Marktschiffe über, die kaum zureichten, die zur Gutenbergsfeier nach Mainz Wallfahrenden unter den weißen Verdeckzelten vor der Sonne zu schützen. Regenschirme dienten als Einzelzelte für diejenigen, die auf zusammengeringelten Schiffstauen, auf Kisten und umgestürzten Körben oder auf ihren eigenen Reisepäcken sich zusammendrängten, die Beine am Verdeck hinabgehängt.

Nach und nach rollte sich das herrliche Taunusgebirge vor uns ab; Hochheim senkte seine rebengrünen Halden nieder; Mainz ragte mit seinen Thürmen auf und spiegelte sich im breiten meergrünen Strome. Wir landeten an dem von Menschen wimmelnden Ufer. Die Sänger eilten zur Probe der Musikstücke; viele Passagiere wurden von Gastfreunden in Empfang genommen; wir stiegen die abschüssigen Gassen, an den innern Festungsschanzen, nach dem Stephansberge hinauf, wo wir im stillen Terrassengarten des Schwagers unter der hohen Kuppel der Kirche Schatten von oben und erfrischende Geister aus dem Keller fanden, alter froher Stunden gedachten und neuem Jubel entgegensahen.

Diese einsame Wohnung war einst der Sitz eines Prälaten. Das Haus liegt zwischen Hof und Garten

von hohen Mauern umgeben. Der Garten erhebt sich mit Terrassen den Stephansberg empor. Ein vergittert Fenster, für einen lauschenden Priester in der Ecke der Gartenmauer angebracht, geht auf den Weg hinaus, der an einer einsamen Baumgruppe vorbei, treppenartig ansteigend zur Kirche und über den Stephansberg hinwegführt. Orgeltöne und andächtiger Gesang fallen durch Wipfel und Aeste vortrefflicher Obstbäume in den traulichen Garten herein. — Eine herrliche und bedeutsame Lage für einen hohen Priester, dem alles zum Vortheil gereicht: zu seinem Gotte steigt er noch einige Stufen hinauf; zu den Menschen aber kann er nur absteigend gelangen, und die Gläubigen sehen ihn stets nur von oben kommen.

Wer hätte einen Tag in Mainz zugebracht und das unaufhörliche Läuten wäre ihm nicht aufgefallen? Zumal waren wir heute in einen Sonntag hinein erwacht. Doch wenn wir auf der langen Schiffbrücke wandelnd von dem herrlichen Strome bewältigt, von der bezaubernden Gegend angelockt, oder wenn wir am gemauerten Kai entlang, beim Anblicke dieser zahlreichen Maste, dieser Kranen und Waarenhallen, von den dunkeln Schätzen in aufgehäuften Ballen, Kisten und Fässern ergriffen, selbst der alten Paläste und neuen Gasthöfe vergessen, die sich stolz und genußbietend strecken, um über Handel und Gewerbe hinauszublicken: dann begreifen wir, warum die Kirche so oft und ängstlich

läutet, — um nämlich die rastlosen Menschen in den Strudeln des Erwerbes und Genusses an das Höhere zu erinnern; — einer Mutter gleich, die noch mahnt und meistert, wenn auch ihre Kinder schon im Begriff stehen, eine eigene Wirthschaft anzufangen. Heut lief auch alles an den Kirchthürmen vorüber, um sich neben den Schiffmasten auf und nieder zu treiben. —

Vom abschüssigen Ufer des Stroms ist mit Bretern eine Landungsbrücke gebaut. Hohe Fahnen, weiß mit rothen Streifen, sind zu beiden Seiten derselben aufgesteckt, und eben bringt man noch grüne Gewinde herbei, um die Fahnenstangen zu einem schwebenden Thore zu verbinden. — Immer dichter wird der Menschenstrom am Kai. Selber fremd, unterscheiden wir doch zu unserer Unterhaltung die Fremden, die suchend und staunend sich umhertreiben, von den Einheimischen, die erwartend einherwandeln. Festtäglich aber sehen alle aus, und die zwischen der Menge mit breiten, rothen oder rothgestreiften Bändern über der Brust hin und her eilenden Festordner geben uns durch ihr Amt einige Beruhigung inmitten des verwirrenden Treibens, daß es sich ordnen werde.

Da entsteht nicht weit von uns Geschrei und um eine Bucht des Rhein ein unruhiges Treiben. — Was ist es denn? Es scheint ein Unglück.

Wir eilen hin, wir wühlen uns durch die Menge bis an das Ufer: eine Leiche taucht zwischen den Booten und Kähnen auf. Schiffer sind herbeigesprungen, die Beamten werden geholt; bald kommt eine verdeckte Bahre. Inzwischen verbreitet sich die Erzählung, welch

ein Handwerksgeselle in dieser Bucht jäh versunken sei, nach dessen Leiche man bisher vergebens gesucht habe. —

Wir betrachten das in die Bucht einwirbelnde Wasser und begreifen, wie es den Versunkenen unter die nahen Schiffe treiben mußte. Nun taucht er unerwartet hervor, als ob auch er beim Feste nicht fehlen wolle. Es gilt ja die Verherrlichungsfeier eines Längstverstorbenen, die nach beinahe vier Jahrhunderten begangen wird: warum sollten keine Leichen kommen dürfen? — Der kalte Gast wird schnell in die verdeckte Bahre aufgenommen und eilig in die Stadt getragen. Wir sehen mit der Bangigkeit nach, ob es eine unglückliche Vorbedeutung sei.

Da fällt in der Ferne ein Kanonenschuß. Ein Jauchzen, eine Unruhe entsteht. Von der sogenannten „Anlage", der Mainmündung gegenüber, hat man das von Frankfurt kommende Festschiff begrüßt und eben antwortet ein dumpfer Gegengruß. Bald erhebt sich über die weidenbewachsene Mainspitze die Fahne und der Mast des Schiffes. Kanonengrüße wechseln. Langsam gleitet das Schiff an dem herübergeruderten Ankertau über den Strom und schwebt nun diesseits näher und näher herab. Zahlreiche Fähnchen und Wimpeln wehen vom Maste, vom Zelte, vom Takelwerk. Das weiße Zelt ist mit Blumengewinden behangen, mit grünen Kränzen umschwebt. Das bunte Dach schirmt einen noch buntern Strauß geschmückter Frauen. Die Männer drängen sich schwarz auf dem Vorder- und Hintertheil des großen Schiffes. Wie es herankommt, grüßt alles jauchzend mit geschwungenen Hüten und Sonnenschirmen;

die Menge am Ufer erwidert den Gruß und die Musik am Landungsplatze spielt. — Jetzt hält das Schiff; vom Verdeck und vom Ufer erkennen einander einzelne aus dem Gedränge; Winken und Rufen wechselt herüber und hinüber. Sie steigen aus. Mit Mühe bricht sich eine Gasse durch das Gedränge; der vorgetragenen Fahne, der vorausziehenden Musik folgen paarweise die frankfurter Buchdruckergenossen, Bandrosen am linken Arme, zur Stadt. Die Menge zieht nach, drängend und stoßend in die Seitengassen sich verzweigend, in die Nebengäßchen sich verästelnd. —

Ein ähnlicher Empfang stand dem Schiffe bevor, das von Oppenheim herab die darmstädter und oberrheiner Gäste bringen sollte. Wir begaben uns gegen Abend wieder an den Rhein. — Das Schiff, mit Kanonenschüssen begrüßt und grüßend, erschien weniger groß als das von Frankfurt gekommene, war aber wie eine Henne von ihren Hühnchen mit Booten umgeben, voll geschmückter Menschen, die unter der Musik des Hauptschiffes jauchzten und vom Ufer angejubelt wurden.

Und kaum sind diese Gäste gelandet und ihren Fahnen nach in die Stadt gezogen, als neue Kanonenschüsse neue Ankömmlinge verkündigen. Doch kaum angekündigt und von fern dunkel erblickt, dringt brausend durch die Flut, die hinter ihm schäumend in langem Schweife zurückwogt, das manheimer Dampfschiff, gefüllt mit fernher fliegenden Gästen. Weit drüben im Strome schießt es in einbrechender Dämmerung daher. Kein Jubel am Ufer begleitet es. Man wähnt ein entsetzliches Thier zu erblicken, das aus eigenem Triebe, nach eigener

Lenkung mit radförmigen Floßen auf beiden Seiten des Riesenbauchs, schnaubend und aus schwarzem Rüssel dampfend, die Unzahl freudetaumelnder, unbesonnener Menschen auf seinem gefährlichen Rücken dahinträgt. Auch zittern an unserm Gestade die vielen Kähne und leichten Boote auf dem unruhigen Gewässer. Schon ist es weit unten, schwenkt sich majestätisch nach dem linken Ufer und verschwindet zwischen den Schiffen am Kai.

Ich bezeichne nur hiermit den Eindruck, den vor dreiundzwanzig Jahren ein Dampfschiff auf den ungewohnten Beschauer machte.

Indeß haben wir auch von fern herauf die Rauchsäule des kölner Dampfschiffs gesehen, und ich eile den russischen Freund zu begrüßen, der aus dem Bade zum Feste kommt. Kaum bringt man aber einen der rennenden Kellner in dem Gasthofpalaste zum Stehen. Der Name Melgunow ist allen fremd. Doch die gewandte Buchhalterin erinnert sich, daß eben „ein russischer Graf" in Nr. 48 eingethan worden ist. So finde ich ihn, und nach den herzlichsten Begrüßungen gereichen ihm die aus meiner Tasche hervorkommenden Aushängebogen der „Literarischen Bilder aus Rußland" zur Vaterfreude. Ein netter Band, ein hübsches Band zwischen zwei Freunden zweier Nationen! Nicht wahr, wir bringen auch unsern Opferpfennig zum Feste Gutenberg's, zur Feier der Erfindung des Buchdrucks? —

Aber der Tag ist noch nicht zu Ende, wenn auch die Nacht schon einbricht. Welches Treiben um die Gasthöfe! Anfahrende Wagen, abgewiesene Kaleschen, hin- und herrennende Lohndiener, Packträger, die in tiefer

Dämmerung obdachsuchende Fremde mit Mühe durch die genußsuchende Menge fortbringen.

Wir dürfen nicht zögern, ein kurzes Abendbrot zu nehmen, wenn wir das beleuchtete Schiff sehen wollen, mit welchem die Stadt die Vigilien des Festes begehen und ihre Gäste begrüßen will.

Frauen und Freunde in kleiner Gesellschaft wandeln wir an dem noch verhüllten Gutenbergsdenkmal vorüber. Auf dem erweiterten und geschmückten Schauplatze des morgigen Festes treibt sich die Menge umher, steht vor dem Räthsel des Monuments, oder sieht die zahlreichen Fahnen wehen, deren Zeichen und Inschriften in der Dämmerung nicht mehr zu lesen sind. Erfrischend athmet uns durch das Thor der prachtvolle Strom entgegen, den wir nun vom dunkeln Gestade weit und breit schimmern sehen. Die Maste und Taue der Handelsschiffe, die ausgestreckten Hebarme der Kranen zeichnen sich dunkel auf dieser schimmernden Fläche ab. Von drüben flimmern die Lichter der casteler Besatzung. —

Jede Stelle am Ufer weit hinauf ist von Zuschauern schon besetzt, und selbst auf der Schiffbrücke wandeln wir zwischen Menschen und Fuhrwerken weit über den Strom hinein, ehe wir am Geländer ein bequemes Plätzchen finden. Der Mond hinter der Stadt wirft uns einen glänzenden Streif über das gekräuselte Wasser zu. Weit den Strom hinauf liegt das erleuchtete Schiff unter der erleuchteten Uferhöhe der Anlage, und noch weiter zurück schimmert Weisenau, woher es abgefahren ist. — Nun scheinen die Lichter zu wachsen, und wir schließen daraus, die Jubelhymne sei beendigt, die dort

den ersten Willkomm an die Festgäste richtet, und das Schiff nähere sich. Eine Freudenbewegung entsteht; doch nein, es ist eine andere Unruhe.

Eine Abtheilung Oesterreicher drängt langsam das Volk von der Schiffbrücke nach der Stadt zurück, langsam und höflich. Welche Gefahr für Tausende wär' es auch, wenn von der Last der Menge die Brückenkähne untertauchten! Menschen an Menschen gedrängt, haben — in jedem Betracht — ein außerordentliches Gewicht. Mir schien die Gefahr noch weit entfernt; aber gerade darum war es ja auch eine Vorsorge.

Auch hier zeigte es sich wieder, daß ein Hinderungssystem die Menschen oft weiter bringt oder die Lagen verbessert. Im Gedränge am Ufer mußten wir nämlich, wenn wir den Vorgang bequem sehen wollten, auf einen bessern Platz denken, und fanden an der Thorwache vorüberschleichend im Höfchen des Zollhauses ein unbesetztes breites Mäuerchen, welches wir Männer leicht erstiegen, um den Frauen dann mit Handbietung emporzuhelfen.

Da schwamm nun das transparente Schiff leuchtend heran. Unzählige Kähne umgaben es; Musik spielte, Schifferlieder und Jagdchöre wechselten und erregten am nahen Ufer ein immer erneuertes Zujauchzen der Menge. Jetzt erkannte man Gutenberg's Gestalt in einer gothischen Nischenwand; ihm voraus schwebte ein lichtverbreitender Genius, ihm nach trug ein Genius die lichtbedürftige Erdkugel. Ueber diesen drei Gestalten waren drei Wappen angebracht: über Gutenberg dessen Familienwappen, über dem lichtgebenden Genius das mainzer,

über dem lichtbedürftigen — ich weiß nicht mehr welches Wappen. Es war ein Feld, in welches ja gar manches Wappen, gar manche Krone hätte gesetzt werden können. Zwischen dem Mäuerchen, auf welchem wir standen, und dem nahen Ufer auf schmalem dunkelm Kai zog neben dem Schiff auf flimmerndem Gewässer her ein begleitendes drängendes Menschengewühl, — ein jauchzender Strom neben einem rauschenden. Nach dem Deutschen Hause hinab durch die geöffnete Brücke schwamm das Zauberschiff. Dort sollte eine zweite Hymne die Gäste bewillkommnen. Die Hymnen sammt dem Schifferliede waren auch zu lesen, sie waren gedruckt verbreitet: aber die Gedichte waren weit, sehr weit hinter der lebendigen Poesie des Festabends zurückgeblieben; es waren Kienhölzchen, mit denen eine große Jubelglut angezündet worden war.

Tief in der Nacht kehrten wir bei süßem Mondschein aus dem Lärmen nach der stillen Wohnung am Stephansberge zurück. —

Die Glocke und die Kanone sind Schwestern aus verschiedener Taufe. Jene fromme, der Kirche geweihte ruft mit Lippenklängen zur Andacht, ladet aber nebenher auch zu weltlichen Festen, die einen hohen Sinn athmen. Ihre muthige Schwester, im Fürstendienste, im Sold der Höfe, wird nur in rauhen, unartikulirten Tönen laut, womit sie ausnahmsweise auch bei Festen selbst der Kirche dient, weniger um dazu einzuladen, als feierlich zu brüllen.

Diese Schwester Bellona rief zuerst am frühen Montagmorgen das Fest aus und brachte Ungeduld in die Gemüther und Unruhe in die Beine. Bald kam zum Schießen das Läuten. Die Straßen wimmelten von Menschen, die theils ihre vorausbestellten Fenster- und Balconplätze auffsuchten, theils sich nach günstigen Schaustätten umsahen. Vom Dome nach dem Schauplatze des Festes an der Gutenbergstatue ist von Oesterreichern und Preußen in zwei Reihen eine Gasse gebildet, für den Zug aus der Kirche bestimmt; denn der Einzug in den Dom, aus der Schustergasse hervorkommend, durchschneidet diese Soldatenspaliere, — die Schuljugend nach ihren Klassenfahnen gegliedert, die verschiedenen obrigkeitlichen und städtischen Behörden, die Abgeordneten der Buchdrucker aus deutschen Ländern mit ihren Landesfarben und Fahnen.

Während der Bischof die feierliche Messe liest, sehen wir uns auf dem Platze des Monuments und der bevorstehenden Festlichkeiten um.

Unter dem convexen Altan des schönen Theaterbaues erhebt sich mit aufsteigenden Treppensitzen eine hohlrunde Bühne für mehrere tausend Zuschauer und streckt, den weiten Theaterplatz ausfüllend, ihre Arme über die Markt- und Ludwigstraße hinüber dem Gutenbergmonument entgegen. Rings auf der hohen Hinterwand dieses Amphitheaters erheben sich vierundzwanzig Fahnen mit den Farben und Zeichen jener Städte, welche von Mainz aus, dessen Namensschild ohne Fahne in der Mitte prangt, die neuerfundene Buchdruckerkunst einst aufgenommen und gefördert haben. Die Fahnenstangen

mit den Namen der Städte auf bemalten Schildchen sind durch schwebende Laubgewinde verbunden. —

Wir haben die Geduld nicht, um bei diesen Namen und Fahnen Betrachtungen anzustellen. Eins nur fällt uns beim flüchtigen Ueberblick auf, — wie traulich nämlich hier noch Rom und Wittenberg nebeneinander stehen und ihre Fahnen, von gleichem Ostwinde bewegt, nach einer und derselben Seite hinflattern. So gleich freudig nahmen einst beide die neue Presse auf. Wie bald aber hat sich zwischen beiden der Preßbengel zu einer ewigen Trennung gespreizt!

Ueber diesen Städtefahnen, gleichsam sie zu beherrschen, hangen aus den hohen Theaterfenstern zwei Riesenfahnen mit dem mainzer Wappen rechts und mit dem verbündeten österreichisch-preußischen Wappen links schwer herab, majestätisch wogend unter demselben Winde, der mit den Städtefahnen so lustig tändelt. Die Sitze des Amphitheaters sind gezählt und vorausbestellt; hier herrscht Censur, während auf dem viereckigen freien Platze hinter dem Monument Tausende sich frei zusammendrücken und an allgemeiner Preßfreiheit theilnehmen. Hinter diesen stehenden Zuschauern und über der mit grünen Maien geschmückten Breterwand erhebt sich schräg an der protestantischen Kirche empor eine zweite Bühne für Sänger und Musiker. Trommeln und Kanonen, die mit in das Tedeum wirken sollen, verbergen sich hinter der Breterwand. — In der Mitte dieses weiten Platzes erhebt sich das noch verhüllte Monument; zu den Füßen desselben, zwischen Gießgeräth und Setzkasten,

steht eine schöne Druckpresse. Ein kleines Katheder ist für die Redner da.

Aber schon hören wir die spielenden Musikchöre. Der Zug aus dem Dome gelangt zwischen der Doppelmauer der Bajonnete langsam auf den Platz um das Monument. Der Bischof, die höhern Behörden nehmen ihre Sitze, von den Deputationen der Buchdrucker umstanden. Die Zuschauerbühne und Plätze füllen sich; die zwölfhundert Sänger steigen aus den Kirchenfenstern auf ihr hohes Gerüst hervor. Fürstliche Personen und geschmückte Frauen nehmen den Altan des Theaters ein. Die Fenster der Häuser sind besetzt; da und dort sind Bodenwände weggeräumt, sodaß die Dächer schattige Hallen für eingeladene Freunde bilden. Waghälse sind auf die heißen Dachgiebel gestiegen, reiten auf der Firste oder stehen die Schornsteine umarmend; ja von den Zinnen des Doms, aus den Glockenfenstern herab blicken in Hemdärmeln die heißen und hitzigen Festgenossen. So hoch in die Lüfte sprühen die Funken der Menschenflamme, die, um das Monument Gutenberg's angeschürt, über freie Gerüste, über Fenster und Giebel emporschlägt!

Das Zeichen ist gegeben. An der Spitze der Sänger erhebt sich Neukom, der Componist, und herrscht mit großer Bewegung den Takt über die Bühne. Das Tedeum beginnt von zwölfhundert Stimmen und von begleitenden Blasinstrumenten getragen. Wirbelnde Trommeln und Kanonenschläge im Takt stimmen ein; der Dampf des Geschützes rollt über die Sänger hin, sodaß die Lobpreisenden wie niederschwebende Chöre der

Seligen in Wolken gehüllt erscheinen. Eine große Stille herrscht unter den Tausenden von Zuhörern; hoch athmet jede Brust, tausend und tausend Herzen schiffen auf steigender Flut der Andacht und manches Auge strömt über. Und wieder und wieder wirbeln die Trommeln, schlagen die Kanonen, und aus neuen Wolken hallet der tausendstimmige Gesang. —

Für zwölfhundert Sänger ruhig zu sein, war den Zuhörern leichter gewesen, als jetzt für einen Redner. Nach dem Gesange kommt das gesprochene Wort leicht zu kurz, besonders wenn es zu lang ist; es ist höchstens glühende Kohle gegen lodernde Flamme. Doch trat Präsident Pittschaft mit vieler Zuversicht auf das Katheder und sprach. Eine kräftige Stimme, ein treues Gedächtniß und große Armbewegungen schroteten aber keineswegs die lange Rede in aller Ohren. Er sprach natürlich über Gutenberg: den Namen hörten wir wenigstens auf unsern Amphitheatersitzen. Sehr lange nachher führte uns ein Lüftchen auch noch die Worte zu: „Jahrhunderte haben über ihn entschieden.“ Wie beklagten wir da den Mann, der in der Sonnenglut des Mittags und in der brennenden Ungeduld so vieler Tausende alle die Worte machen mußte über etwas, worüber doch Jahrhunderte schon entschieden haben! —

Bei mir selber dachte ich, — nur wenige Blitzesworte hätten eine Andacht abkühlen sollen, die auf dem Donner der Kanonen war getragen worden. Allein wir Deutschen mußten vor dreiundzwanzig Jahren mehr als heute noch zweierlei lernen: zur rechten Zeit anzufangen und zu rechter Zeit aufzuhören. Zuweilen ist uns wol

auch jetzt noch das öffentliche Reden ein ungewohntes Gewand. Haben wir es einmal unter Herzklopfen angelegt, so glauben wir es zu einiger Belohnung auch ganz abtragen zu dürfen. —

Noch einen wirklich beredten Gedanken vernahmen wir am Schlusse: „Gutenberg ist nicht mehr in seinem Grabe, er ist erstanden, er ist unter uns!“ Und wie nun auf einen Wink die Hülle der Statue niedersank und Gutenberg wirklich vor uns, unter uns dastand, jauchzten Tausende, donnerten die Kanonen, und des Jubels, des Schwenkens der Hüte und Sonnenschirme wollte kein Ende werden.

Aber welch ein bedeutungsvoller Zufall! Sieh, um Brust und Lende der hohen Gestalt des Mannes, der den Buchdruck erfand, liegen von den Seilen, die den Ueberzug gehalten hatten, zwei Stricke fest. — Die Censurstricke herab! rief ich ohne Ueberlegung. Der allgemeine Jubel verzehrte die unnützen Worte ungehört. Es kostete einige Anstrengung mit hochreichenden Instrumenten und — die Stricke waren gebrochen. — Niemand sah in dieser letzten Handlung eine sinnbildliche Vorbedeutung für unsere Zukunft.

Mit wenigen Worten übernahm nun ein städtischer Beamter das Denkmal für die Stadt. Inzwischen wurden Lettern gegossen und ein dreistrophiges Lied auf der Stelle gesetzt und gedruckt, um einzeln an die Sitzenden vertheilt, in Bündeln unter die Menge verstreut zu werden. Den Schluß der Feier machte ein Volkslied in der Weise des „God save the king“, von der mainzer Liedertafel nebst eingeladenen Gesangsfreunden vorgetragen

und in den Schlußworten jeder Strophe von der Volksmenge mitgesungen. An der Ehre so vieler frohen Stimmen nahm sich das poesielose Gedicht seinen Lohn dahin.

Es war Mittag. Die Erschöpften sehnten sich nach Erfrischungen. —

Denke man sich einen sonnenhellen Sommertag am Rhein, — die Tausende von Fremden, Festtagslust in allen Häusern, Lärm in den großen Gasthöfen: was mag an jenem Mittage nicht alles getrunken, gesprochen, gelacht worden sein!

Wir wünschten dem eigentlichen Festmahle im Hofe zum Gutenberg beizuwohnen und hatten uns früh nach Plätzen umgethan. Der Saal mochte über dreihundert Menschen fassen; er war heißer als die Küche, wenigstens waren die Gäste wärmer als die Gerichte. Zu Hause hätten wir ebenso gut und viel behaglicher gegessen; allein was lag heute am Essen! Die Toaste, die Stimmung, die Gesinnungen, die hier laut würden, wollten wir vernehmen; wir wollten mitten im Blumenkelche des Festes nicht sowol den materiellen Honig als den geistigen Duft genießen.

Die Braten kamen endlich und der Präsident brachte einen langen Spruch auf Gutenberg aus. Er ließ diesen ehrenwerthen Mann noch einmal aus dem Grabe erstehen und mitten unter uns sein. — Und warum sollte auch ein gelungener Gedanke nicht zum zweiten mal

kommen dürfen? Wir jauchzten mit: die Seele des Tags war aufgeregt.

Schnell folgten nun Trinkspruch auf Trinkspruch. Nicht aber wie wir eine Reihenfolge sinnreicher, auf den Tag bezüglicher Reden und Sprüche erwartet hatten, denn schon vom zweiten Spruche an segelte man nicht mehr mit der Bedeutung des Tages, sondern schien vor irgendeinem genealogischen Handbuche vor Anker zu liegen. Oesterreich hatte in Mainz mitzureden, Preußen nicht minder, in Darmstadt wohnte der Landesvater, Nassau war der nächste Nachbar: sie alle lebten hoch. Wir fingen an zu fürchten, daß wir wenigstens etwas über drei Dutzend deutsche Gesundheiten trinken sollten. Die Erfindung der Presse wurde gefeiert und man brachte Lebehoch auf Lebehoch den Mächten aus, die gerade am meisten den Segen der Erfindung verkümmerten, die sozusagen die Presse preßten. Wie unzufrieden, wie bitter sich meine Tischnachbarn äußerten, will ich nicht erzählen; aber die Gäste überhaupt schienen nichts mehr hören zu wollen: sie waren mit keinem Anklingen der Gläser, kaum noch mit gebieterischem Zurufe zur Stille und zum Anhören der weiter verabredeten Toaste zu bringen. So schien das Ausbringen von Trinksprüchen ein Gegenstand der Eroberung zu werden; doch wollte sich keiner meiner unzufriedenen Tischnachbarn dazu verstehen, eine frische Bahn für Lebehoch zu erstürmen. Als endlich in einer wieder durchgekämpften Rede der Fremden ehrend gedacht wurde, überlegte ich mir, daß doch wol ein Dank der anwesenden Fremden nicht voraus in die Reihe der bestellten Toaste einge-

schrieben werden könnte, sondern wol als Ausnahme von der gewöhnlichen Festordnung gelten dürfe. Rasch faßte ich mir einen Steuermannsmuth und versuchte es, wieder auf die Bedeutung des Tags loszusegeln.

Um mir Stillschweigen zu erobern, bestieg ich, was die bisherigen Redner noch nicht gethan hatten, meinen Stuhl, entschlossen, so lange an mein leeres Wasserglas anzuklingen, bis man still sein würde. Aber das Glas sprang unter den verstärkten Schlägen entzwei und ich ergriff die leere Flasche als Glocke. Jetzt lachte man umher und es ward immer weiter und weiter im Saale still. Ich nun, wie ich mich über den Häuptern der Sitzenden eine geraume Weile gezeigt und als Sprechlustiger außer der Ordnung keinen verbietenden Wink des Präsidenten erhalten hatte, glaubte mit voller Erlaubniß reden zu dürfen und begann:

„Erlauben Sie mir, meine Herren, im Namen der Fremden, denen Sie ein Lebehoch ausgebracht, mit einem Spruche zu danken, der nach so vielen erlauchten und manchen würdigen Trinksprüchen wieder an die Bedeutung des heutigen Festtags anknüpfe. So manche Deputationen sind von auswärts zum Feste gekommen, unter andern auch eine glänzende von Frankfurt. Die glänzendste, die von daher zur Feier der Erfindung des Buchdrucks hätte kommen können, ist ausgeblieben, — diejenige nämlich, die das lange erwartete Gesetz für die freie Presse der deutschen Nation überbracht hätte."

Hier wurde ich durch Bravorufen und stürmischen Beifall der Anwesenden unterbrochen. Aber was noch mehr war, — die heftig geschwungene Schelle des Prä-

sidenten gebot auch Stillschweigen. Sie galt offenbar nicht dem unberufenen Sprecher, sondern der unwillkommenen Rede; sonst wäre sie früher erklungen. Es that mir leid, daß ich nicht noch ein paar Worte vorbringen durfte. Denn wenn ich auch weiß, daß das Wort „Preßfreiheit" der schwarze Theerstrich ist, mit welchem man in Deutschland die sogenannten Liberalen als Schafsköpfe bezeichnet: so hätte ich doch wenigstens unsere lange, ehrliche Hoffnung auf eine Aufhebung der Censur mit der Vorbedeutung getröstet, die in der Lösung der Stricke um die Gutenbergstatue zu liegen schien. Allein Respect ist die Ordnung der Welt; ich hörte die Schelle des Präsidenten, und obschon hundert Zungen riefen, man möchte still sein und mich reden lassen, so entschloß ich mich doch nicht zu reden, sondern nur zu sagen:

„Besorgen Sie nicht, meine Herren, ich möchte einen verrufenen politischen Toast ausbringen; ich dachte nur etwas anzuregen, was zur heutigen Feier gehörte. Ich darf aber nicht weiter reden und bitte Sie nur, mit mir auf das künftige Gesetz für die freie Presse Deutschlands zu trinken. Hoch die Freiheit der deutschen Presse!"

Ich will den Beifall nicht nachmessen, mit welchem man dieses: „Auch die Todten sollen leben!" aufnahm. Es entstand wirklich ein Aufruhr, wenn man es so nennen will, daß man zahlreich von allen Tischen an meinen Stuhl kam, mir mit gefülltem Glas und Händedruck zu danken. Auch ein Fremder nahm mich beiseite, mir französisch ins Ohr zu flüstern, wo diesen Abend

eine geheime Versammlung einverstandener Freunde gehalten werde. Es war der Aussprache nach ein Franzose, was der aber wollte, ging mir doch zu weit über unsern Gutenberg hinaus.

Diese Erinnerung, die mir einen schönen deutschen Tag vergegenwärtigt, hat zugleich, um sie mitzutheilen, ein culturhistorisches Moment, durch welches sie heute unter günstigern Sternen ein allgemeineres Interesse gewinnt.

Am Abend nach dem Festessen wurde das Oratorium „Gutenberg" gegeben, zugleich aber auch, wie wir später hörten, von der Polizei auf den Sprecher gefahndet, der sich am Gutenbergfeste mit Gedanken an die Presse so unnütz gemacht hatte. Der Name Koenig war hier und da laut geworden, glücklicherweise aber der Buchhändler dieses Namens aus Hanau nicht anwesend, an den man dabei gedacht hatte, und ich selbst wohnte in keinem Gasthofe. —

Der zweite Festtag, Maria Himmelfahrt, war für Mainz zugleich ein katholischer Feiertag und Napoleon's I. angenommener Geburtstag. Es wurde damals vielfach behauptet, diese Erinnerung treibe noch in mainzer Herzen heimlich Spuk: auf den 15. August sei viel Unruhe im Volk und der Geist des alten Kaisers zeige sich zwischen zusammengestoßenen vollen Weingläsern in Gestalt eines elektrischen Funkens. Ich habe vor und nach meinen „Clubisten in Mainz" dort viel verkehrt, aber

nie etwas davon vernommen; und war es früher gewesen, so ist es gewiß jetzt nicht mehr. Napoleon III. hat jenen Geist erlöst!

Auf heute war das Volksfest eines Schifferstechens angeordnet. Da konnte man am Ufer des Rhein die Volksmenge noch besser als Tags vorher in den Straßen der Stadt übersehen.

Um halb drei Uhr war das Gedränge nach der neuen Anlage und dem darunter gelegenen Uferstriche am stärksten. Zur Sicherheit des dichtwogenden Fußvolks war den Fahrenden ein besonderer Weg nach dem Schauplatze angewiesen. — Aus dem Wogen der Menge und durch den Schleier des hoch aufgeregten Staubes nehmen wir schon von weitem auf dem sonnenhellen Strome unzählige Fahnen, Flaggen und Wimpeln wahr, mit denen ein lebhafter Südostwind spielt. Träge rollen sich die schweren Fahnen mit ihren stolzen Wappenbildern auf und zusammen, während die an Stangen und Taue geknüpften Fähnchen lebhaft fächeln und die vom Maste bis aufs Wasser hell herabhangenden Wimpeln sich hundertfältig schlängeln. Den näher Gekommenen fallen jetzt auch die Schiffe ins Gesicht, die heute mit jenem reichen Festschmuck aller Farben der Rheinlande prangen. Vom Gestade in den Strom hinaus und wieder nach dem Ufer zurück schneidet ein Halbkreis von Schiffen, Booten verschiedener Größe, Pontons und Kähnen aus dem breiten Gewässer ein Amphitheater für die Künste der Schiffer aus. Aber jene Schiffe, Boote, Kähne, — die Coulissen dieser Wasserbühne, — sind zugleich selbst mit Menschen angefüllt, die wie zuweilen auf dem Theater

zwischen den Coulissen herausblicken. Wir wühlen uns in die lange Wulst von Menschen, die am Chausseegeländer, unmittelbar über dem Strome, das Ufer entlang stehen. Hier, über den Halbkreis der Schiffe hinausblickend, bemerken wir weit, weit drüben an der Landspitze des eingemündeten Mainstromes zwölf Kähne, in denen wir blaßröthliche Gestalten wahrnehmen.

Wie wir nun der Dinge harren, die da vorgehen sollen, fällt ein Kanonenschuß und eine Trompete gibt Signal. Pfeilschnell und um die Wette rudern jene zwölf Kähne heran. In jedem sehen wir drei Ruderer, zwei im Vordertheil des Kahnes die eingelegten Ruder ziehend, einen, das gefaßte Ruder schlagend, zu den Füßen des jungen Schiffers, der im leichten blaßrothen Matrosenkleide barfuß auf dem Hintertheile des Kahnes steht, eine lange Stange im Arm, die spiralförmig — bei sechs Schiffern weiß und roth, bei sechs weiß und grün — bemalt, und am obern Ende mit einem faustartigen Knopfe versehen ist. Jetzt sind sie in den Halbkreis der Schiffe eingefahren und eilen auf den Mittelpunkt desselben, auf das neue Prachtschiff Agrippina los, erklettern das Verdeck und lassen sich nach der Reihenfolge ihrer Ankunft zur Preisbewerbung anordnen.

Nicht lange, so erfaßt der erste ein freihangendes Tau und arbeitet mit Händen und Füßen, das Spriet am Hauptmast zu erklimmen. Der zweite eilt an einem zweiten Tau nach, ein dritter am dritten. Schon hat der zweite den ersten überholt; die andern geben es auf nachzusetzen. Jetzt ist jener oben, schwingt sich auf das Querholz und ergreift die aufgesteckte Ehrenflagge.

Vom Ufer jauchzet ihm Beifall zu; er hat den Preis von 10 Thalern gewonnen.

Die Musik auf dem Schiffe spielt und bald richten Kanonensignale die Aufmerksamkeit auf das zweite Wettstück. Ein vierzig Fuß langes Bugspriet streckt sich vom Verdecke der Agrippina hoch schwebend über die Flut hinaus, an der Spitze mit einer Ehrenflagge besteckt. Der erste Kämpfer betritt den schwanken Balken: es gilt bis ans Ende zu gelangen und die Fahne zu erreichen. Aber schon nach wenig Schritten verliert er das Gleichgewicht, wankt und stürzt hinab; über ihm schlagen die Wellen zusammen. Ein Schrei der Menge, — er taucht hervor, ein Gelächter erschallt, und so von Flut und Lachen gebadet, erreicht er seinen Kahn und erklettert die Agrippina wieder.

Eben stürzt auch schon der zweite, der sich versuchte; das tausendstimmige Gelächter wiederholt sich. Nun hatte der dritte das Spriet betreten und schreitet, mit beiden Armen wagehaltend, rasch vor, vom schwanken Balken immer höher geschnellt; jetzt schwippt er um, — nein, er schnellt sich noch einmal auf, eilt mit raschen Schrittchen über den Balken, ergreift im Sturze die Fahne und reißt sie mit sich in die Flut. Bravo! erschallt es vom Ufer. Der Preis ist gewonnen.

Den übrigen Preisbewerbern bleibt nun nichts übrig, als sich noch eine Weile um den bloßen Preis des Volksgelächters auf dem schwanken Stege zu versuchen; sie wiegen sich auf dem Balken, stürzen, und ergötzen mit allerhand tollen Späßen die entfernte Menge, bis ihre Lust und der Beifall des Volkes ermüdet.

Während die Musik abermals spielt und die Schiffer auf dem Verdeck oder in der Kajüte ausruhen und sich erfrischen, durchschwärmt das Auge des Zuschauers ein sonniges Paradies. Ueber den Rhein hinüber und den breit ausmündenden Main hinauf erreicht der Blick das auf Rebenhalden thronende Hochheim. Rechts davon verbirgt sich uns das weite schöne Land hinter den hohen Ufern des Stromes, links hinter einer Wand hoher Pappeln, die nach dem schimmernden Brückenkopfe von Castel hinabziehen und jenseit desselben sich unter den herrlichen grünen Bergen verlieren, denen der glänzende Rhein zuströmt. Die lange Schiffbrücke lenkt das Auge auf die Stadt herüber, die jetzt weit unter uns liegt. Doch knüpft uns an die Rheinschanze ein lebendiges Gewinde von Menschen, das am Ufer heraufzieht. —

Und schauen wir nun rückwärts, so überrascht uns der heiterste Anblick. Die nahe, jäh abhangende Höhe empor, zwischen Hecken und Stauden, im mannichfaltigsten Grün von Walnußbaum und Akazie, wimmeln Frauen und Männer, bunt wie Blumen ins Grüne gefaßt, — bewegte Menschensträuße. Wer zählt diese unruhigen Köpfe, diese lachenden Gesichter der Stehenden und Sitzenden? Auch die Balcone der Gartenhäuser sind von Zuschauerinnen gefüllt und auf leichten Giebelaltanen unter flatternden Zelten nehmen Männer die luftigsten Plätze ein. —

Inzwischen ist an den Masten der Agrippina und eines dicht am Ufer liegenden Schiffes ein langes Tau so befestigt worden, daß es in weitem Bogen auf die Wasserfläche niederhangt. Ein Boot steuert herbei, aus

welchem ein großer lebendiger Aal in der Mitte des Taues befestigt und auf Sprunghöhe über den Wasserspiegel emporgezogen wird. Die Wettkämpfer, naß und blaß von Aussehen, suchen dicht unter uns am Ufer hinauf die Höhe des Stroms zu gewinnen, von wo herab sie nach dem schwebenden Aale steuern, um ihn im Hochsprung zu erfassen. Aber mit der Hand am schlüpfrigen Aal abgleitend, stürzen sie hinter ihrem inzwischen entglittenen Boot ins Wasser und erregen neues Gelächter. So geht es mehreren, bis der junge Schiffer an die Reihe kommt, der mit raschem Griff die Sprietfahne im Sturz erbeutete. Diesem gelingt es abermals, in mächtigem Sprung nicht blos den glatten Aal, sondern mit demselben auch das schwebende Tau zu erfassen, an welchem er einen Halt findet. Er zieht es durch sein Gewicht nieder, schlägt ein Bein darüber und gewinnt so freie Hände, um unter dem Hallo der Zuschauer den Aal loszuknüpfen. So hat er nun auch diesen Preis von 35 Gulden zu jenem von 21 Gulden errungen.

Nun steht noch der höchste Preis von 42 Gulden zu erkämpfen.

Bald haben die Jünglinge sich unter spielender Musik erholt; neue Signale fallen. Die Wettkämpfer theilen sich nach ihren hellen oder dunklern Stangen in zwei Parteien. Die Rothen suchen in ihren Kähnen die Höhe des Stromes, und begegnen niederschießend jeder einem aufwärts geruderten grünen Gegner. Beide fällen ihre stumpfen Lanzen und stoßen mit den Knöpfen derselben nach des Gegners Brust. Der stärker Getroffene

sinkt vom schmalen Brete seines Kahnes rückwärts in die Flut. Oft aber fallen beide von gleich gewaltigen Stößen oder der Sieger verliert aus Eifer und Anstrengung das Gleichgewicht und stürzt dem Besiegten nach, wenn er nicht etwa, um sich zu erhalten, die Lanze fahren läßt, die dann der schwimmende Gegner noch erobert. —

So wiederholt sich und wechselt das Stechen, bis es einem gelingt, dreimal hintereinander vollständig Sieger zu bleiben und den Preis zu verdienen.

Eine Ruhepause tritt nun ein, während welcher ein buntes Schiffchen, vom Verdeck der Agrippina hoch emporgezogen, zwischen den Tauen schwebt. Die zwölf Kämpen, umgekleidet und mit weißen Tüchern zu raschem Einpacken erbeuteter Gegenstände über Schulter und Brust versehen, ziehen sich in ihren Kähnen auf die Höhe des Wassers zurück. Plötzlich sinkt der Boden des schwebenden Schiffchens und zwanzig Enten stürzen aus der Höhe nieder, mit Ziffern bezeichnet, nach welchen für den Fänger verschiedene Preise zu gewinnen sind. —

Nun wäre es zu einem anmuthigen Schauspiele besser gewesen, wenn die Schiffer den Enten entgegengefahren wären; denn ehe dieselben noch von der Höhe herunterkommen, sind die Enten, in dichter Schar sich zusammendrückend, vom Strome fortgerissen und an die Wände der Schiffe getrieben worden, sodaß der freie Fang zerstreuter und hin- und hergescheuchter Enten vereitelt ist. Man fühlt das Mislungene des Spaßes; der Faden der Neugierde, der bisjetzt Tausende zusam-

mengehalten, bricht, und die gebundene Volksmenge fällt auseinander, wirbelt lachend durcheinander.

Bald auch löst sich der Halbkreis der Schiffe. Erst eilen die Boote und Kähne ans Ufer, um die eingenommenen Menschen auszusetzen, dann auch regen sich nach gelichteten Ankern die größern Schiffe.

Ein neues großes Dampfschiff mit glänzenden Verzierungen zieht noch aller Augen auf sich, wie es erst den schwarzen Rauch aus der masthohen Säule wirbelt, dann mit der gewonnenen Dampfkraft eine Strecke stromaufwärts geht, sich majestätisch schwenkt und nun glänzend und prächtig den Strom hinabeilt, mit Schüssen die Agrippina grüßend, die mit raschern Schüssen entgegengrüßt.

Am Abend des heißen Tages ward von den anwesenden Buchdruckverwandten dem Monumente Gutenberg's ein Gesang unter Fackelbeleuchtung gebracht. Die Menge trieb sich noch einmal im rothen Fackellichte und wirbelndem Dampf durcheinander. Um zehn Uhr aber begann das ausgesuchte und geordnete Vergnügen eines Festballes.

Dieser Ball soll zwar besucht, aber nicht gerade glänzend ausgefallen sein, und mein russischer Freund hatte vergebens etwas Eigenthümliches, Charakteristisches, auf den Tag Bezügliches erwartet. Was soll auch ein Ball Eigenthümliches bieten? —

Und doch hätte vielleicht eine Anzahl Tänzer und Tänzerinnen in leichter Verkleidung lebendige Lettern vorstellen können, die Tänzerinnen Vocale, die Tänzer Consonanten. Die Buchstaben wären auf dem Haupte in Blumengewinden ausgeprägt gewesen und jene Kerbe der Lettern, nach welcher diese zusammengesetzt werden, damit im Abdrucke nichts Verkehrtes zum Vorschein komme, hätte in der Gegend der Herzgrube angebracht werden müssen. Der Tanzmeister wäre zum Setzer geworden und die beweglichen Lettern hätten in anmuthigen Tänzen sich ordnend, sich auflösend und wieder verbindend, den Namen „Gutenberg" oder auch ganze Sprüche mit ihrer Blumenschrift dargestellt. Vielleicht wäre sogar das Wort „Freie Presse" zu Stande gekommen, und wenn in dieser drohenden Gefahr der Festpräsident als dickes Ausrufungszeichen nach dem Wort „freie" eingefallen wäre: so hätte — vorausgesetzt, daß heirathslustige Tänzer gewählt worden — das Wort „Presse" fallen können und das Wort „freie!" einen so praktischen, häuslichen Sinn gewonnen, daß es sich vor jeder mainzer Untersuchungscommission hätte rechtfertigen lassen. Der Tänzer R. hätte die Tänzerin J. gefreit und das lange F. hätte die Wahl zwischen den beiden Schwestern E. gehabt, — die eine geheirathet und die andere beerbt; das dicke, zur rechten Zeit eingefallene Ausrufungszeichen hätte einen Orden erhalten.

Wir aber hatten diesen zweiten Festtag Hitze genug erduldet, um nicht auch noch dieses letzte Vergnügen des Balles mit auszustehen. — Traulich verbrachten wir im heimlichen Garten des Freundes die schönste Vornacht.

Einige disputirten heftig über Kindererziehung und Staatsverfassung: ich aber kostete, ein lächelnder Zuhörer, den edeln Wein und sah hinaus in die Nacht. Der Mond schien herab in die dichten, dunkeln Bäume, hoch über uns ragte die schwarze Kuppel der Stephanskirche in den blauen Himmel. Die Heimchen sangen um uns; fern in der tiefern Stadt brauste das dumpfe Wehr der Lust und des Jauchzens durch eine schlaflose Festnacht. Immer träger fielen die entfernten Schüsse der endlich einschlummernden Kanonen.

Wie selig schlief ich ein!

Am andern Morgen waren schon viel Fremde abgereist, andere reisten eben; die Einheimischen wurden in ihre Tagsgeschäfte gezogen, und selbst jene Gäste, die noch in den Straßen umherwandelten, sahen nüchtern und erwartungsleer aus. Unverkennbar hatte die riesige Prachtblume des Festes verblüht, — die Blätter welkten oder fielen ab. Doch war heute noch ein dritter Festtag und namentlich der Vormittag zur Versammlung von Gelehrten und Buchdruckverwandten anberaumt, um Jahr und Tag einer Säcularfeier der Erfindung des Buchdrucks zu bestimmen. Offenbar folgte also in naturgemäßer Entwickelung auf das Abblühen — der Fruchtansatz des Festes.

Ich übergehe die Verhandlungen, die im Hof zum Gutenberg nicht sehr feierlich stattfanden, aber den Keim zu neuen Festen entwickelten.

Man setzte nach einigen Streitigkeiten das Jahr 1840 als das Säcularjahr der Buchdruckserfindung fest und kam auch über den Tag der Feier ins Reine. Gutenberg hatte Johannes geheißen; dieser Namenstag fällt in die schönste Zeit des Jahres; die Tage sind am längsten, die Lust- und Badereisenden ohnehin in Bewegung, der Tag hat etwas Uraltfestliches, — genug: „Johannes sollt' er heißen!"

Das Wo der Feier machte auch nicht lange Sorgen: die Säcularfeier sei überall Lokalsache, hieß es, sie müsse überall in Deutschland begangen werden, wo sich eine Presse befinde.

Ein lauter Beifall bestätigte den Beschluß.

Also auf Wiedersehen in drei Jahren!

IX.

Besorgnisse.

Die dem Leser vorübergeführten mainzer Festbilder waren auf dem Wege der „Zeitung für die elegante Welt“, worin ich sie zuerst mitgetheilt hatte, auch Varnhagen bei seiner Rückkehr aus Hamburg begegnet und hatten ihn — wie er unterm 18. September schrieb — höchst erfreut. Er wäre ja nun mit bei den Festen gewesen, habe alles miterlebt, bemerkte er artig genug.

Ich werde vielleicht wiederholt dazu kommen, mich — wenn auch mit gewohnter Discretion — auf Varnhagen's Aeußerungen über meine Sachen zu berufen. Ja doch, seine Urtheile waren mir immer von Werth, vielleicht gerade um dessentwillen, was an ihnen ausgesetzt wird. Er war eben kein bockbeiniger Kritiker, seine Urtheile, besonders auch in poetischen Dingen, hatten immer etwas Subjectives, — einen persönlichen Antheil. Es gehörte aber doch schon etwas dazu, solche Theilnahme in einem Manne wie Varnhagen hervorzurufen, — ihm, dem nichts Bedeutendes in alten und neuen Literaturen unbekannt geblieben, der einen weiten Horizont

hatte und feinen, vielfach geübten Geschmack besaß. Dabei blieb er mit all seiner gewohnten Artigkeit gerecht und ehrlich, und wenn er gegen die Ausgezeichnetsten, wie wir es in seinen Briefen an Alexander von Humboldt finden, oft allzu submiß that: so ließ er dafür sich selbst auch wieder gegen die andern in seinem bewußten Werthe gelten.

Hat er etwa wirklich seine kalligraphisch berühmten Briefe auch stilistisch unter der Voraussetzung geschrieben, sie würden einst veröffentlicht werden: so galt es ihm doch gewiß wenigstens ebenso viel, durch den Inhalt derselben, mithin durch seine Urtheile über bekannte Schriften, nicht in Miscredit zu fallen.

So waren ihm denn auch die „Literarischen Bilder aus Rußland", die sich inzwischen verbreitet hatten, höchst willkommen. Die zwiefache Autorschaft schien ihm hier aufs günstigste zu wirken. Einen richtigern Gewährsmann als Melgunow konnte er sich nicht denken, und was i ch hinzugethan, das Maß, die Mischung und der Ausdruck des Inhalts wären ihm nicht besser zu treffen gewesen.

Zu meiner Zufriedenheit ward dies Urtheil von Dorpat aus, mithin aus nächster Nähe der „Bilder" selbst, bestätigt. Das Buch war dort reißend abgegangen und galt in den Kreisen der Professoren und studirenden Russen dafür, „daß es mit schöner Kenntniß der Dinge und Personen und auf sehr entsprechende Weise abgefaßt sei". Der schreibende Freund selbst, Professor und Landsmann, glaubte, was irgend Lobenswerthes von einem oder dem andern russischen Schriftsteller gesagt

werden könne, sei beigebracht und überhaupt die gesammte russische Literatur in den Tinten des Morgenroths gehalten, was sich sehr anmuthig mache, aber kaum weiter getrieben werden durfte. — „Für mich selbst", setzte der Freund hinzu, „war Sturm und Wetter über das kritische Kleeblatt — Gretsch, Bulgarin und Senkowsky — ausgegossen, wahre Labung. Keine Literatur hat wol diesen Schimpf erfahren, daß sie, wie die russische, als sie kaum ein paar Federn angesetzt hatte und noch lange nicht flügge geworden war, sich mit solch einem Schwall Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten, mit solchem Absprechen und Verhöhnen alles Großen und Herrlichen mästen ließ, als von jenen saubern Herren geschehen ist."

Das, was in unserm Buche den dorpater Professor so sehr gefreut hatte, war es vielleicht, worauf Varnhagen in seinem Brief mit den Worten zielte: „Einige Kühnheiten fielen mir auf. Mögen sie keinen Anstoß erwecken!"

Solche Aeußerungen welterfahrener Männer hätten mir nun, wenn ich in dergleichen Beziehungen ängstlich gewesen wäre, einige Besorgniß erregen können; zumal der dorpater Freund einen Vorfall erzählte, der vom Racheverfahren jener russischen Schriftsteller einen Begriff gab. — Bulgarin nämlich, den wir ja auch aus Uebersetzungen seiner Romane kennen, war eben damals mit Sack und Pack von Dorpat nach Petersburg abgezogen. Unterwegs hatte sich ein armer Russe, um einige Werste leichter fortzukommen, auf einen der Packwagen gehockt. Der menschenfreundliche Bulgarin hatte ihn aber mit dem Stock fortgetrieben und darüber eine

solche Tracht Prügel zurückerhalten, daß er etliche Tage krank in Nerva liegen mußte. Darauf hatte er in Petersburg ausgeschrien, man habe ihm von Dorpat aus Gauner nachgeschickt, ihm Arme und Beine zu zerschlagen.

Da nun damals solche Liebenswürdigkeiten und Poesien Bulgarin's und Genossen im berliner „Magazin der Literatur des Auslandes" willkommene Neuigkeiten von Bedeutung waren, so ließ sich voraussehen, welche Art von Erwiderungen auf die „Literarischen Bilder" und auf welchen Wegen sie dem Herausgeber derselben zu Verdruß und Streit zukommen konnten.

Indeß ließ ich mich von all dergleichen nicht anfechten und mir das Jahr 1837, das ich mit dem dorpater Briefe beschloß, als mein glücklichst verlebtes nicht verkümmern. Hatte es uns doch in den neuen frohen Hausstand schon Anfang Januar einen hübschen Knaben gebracht — als künftigen Erben von so manchem Fruchtbringenden, was mir Frühling, Sommer und Herbst noch hinzugelegt hatten — an erfrischenden Erlebnissen, erhebenden Eindrücken, die meiner stillen Arbeit zugute kamen, an neuen Freunden, an Ausbreitung meines Namens.

Diese stille Arbeit — und so konnte sie heißen, da ich in Hanau auch nicht Einen Mann hatte, mit dem ich sie berathend hätte besprechen mögen — galt meinem Roman „William Shakspeare" und den nebenher laufenden Studien des großen Dichters und seiner Zeit.

Außerdem aber bestand hier noch manches, was auch die Wiege des Kleinen, umgab, — das Glück der Mut-

ter, die Theilnahme der Angehörigen, der heitere Verkehr mit gebildeten Familien, alle Annehmlichkeiten der mir zur zweiten Heimat gewordenen Stadt.

Gerade aber über diesem Reichthum schwebte ein entferntes Bedrohniß wie ein Wetter, das lange nicht hereinbrach, sich aber auch nie ganz verzog, sodaß unsere vergnügtesten Stunden ein Wölkchen von Besorgniß behielten.

Unsere für die Doppelprovinz Hanau mit Fulda bestehende Finanzkammer sollte nämlich mit jener in Kassel zu einer Oberfinanzbehörde verbunden werden. Man ging dabei den Weg der Auflösung, d. h. eines allmählichen Uebergangs des Personals und des Geschäftslagers der Acten, sodaß der Tag unbestimmt blieb, an welchem auch der Secretär der abschmelzenden Behörde nach der Residenz versetzt würde.

Was Kassel innerhalb seiner Mauern und in seiner Naturumgebung vor unserm Hanau voraushatte, wußten wir zu schätzen; wir fanden uns aber froh und glücklich in dem, was uns hier angemessener und gedeihlicher war als jene Vortheile, die unter der drückenden Luft, die man dort athmete, unfruchtbar und selten unverkümmert blieben.

Hanau, mit dem, was es weniger besaß, lag in freierer Luftströmung, in einer günstigern geographischen Verknüpfung; der Boden seines Betriebs und seiner Gesellschaft war aus unabhängigern Elementen gemischt, die Luft heiterer, die Herzen leichter.

Indeß war unsere Besorgniß nicht von dem Gewichte, daß sie uns niedergedrückt hätte. Es ließ sich

sogar noch auf ein oder das andere „Vielleicht auch nicht“ hoffen. Wußten wir doch, wie unbeliebt meine Wenigkeit an entscheidender Stelle war. Denn ich hatte es ja bei frühern Landtagen auch mit einigen jener Actien der Opposition versucht, die kurze Zeit etwas über pari standen, nachmals aber durch Hassenpflug auf pariren herunterkamen. — Auch bedachten wir, daß die fromme Partei, die dort mehr und mehr zu Einfluß gelangte, an mir keinen Zuwachs erwartete. Meine Excommunication war jenen „christlichen“ Regierungsmännern ein Anstoß. Und ihrer herrschsüchtigen Tendenz nach waren sie freilich mit der bischöflichen Behörde, soviel ihnen diese zu schaffen machte, doch einverstandener als mit dem echten Christenthum, das eben wol von Rom aus längst excommunicirt ist. Zuletzt schöpften wir selbst aus dem Umstande, daß bei den wiederholten Versetzungen des obern und untern Kammerpersonals gerade der Secretär zurückgelassen wurde, die Vermuthung, man möchte ihn dort gar nicht haben wollen.

So blieb ich denn länger meiner verminderten Geschäfte froh. Denn in dem vereinfachten Personal des Collegiums lag ja die Erleichterung, daß man es wenigen eher recht machen konnte. Es gehört einmal zu den kleinen Nöthen eines Collegiensecretärs, das, was im Namen des ganzen Collegs beschlossen ist, jedem einzelnen Referenten schnabel- oder schnauzenrecht in der Auffassung vorzusetzen: jeder will seine Lieblingsworte und Wendungen in einem Concept wiederfinden, das doch einen Gesammtbeschluß darlegen soll.

Das Jahr 1838 verfloß so still und häuslich, als das vorhergegangene von heitern und zerstreuenden Erlebnissen bewegt gewesen war. Der Sommer blieb unfreundlich, großentheils kühl und regnerisch. Die erste Maiwoche hatte ich bei heiterm Wetter auf dem Lande in Untersuchung gegen einen Rentmeister zugebracht, und in den August fällt jener Abstecher zu den Russen in Ems, von dem oben berichtet ist.

Die anhaltsamste und innigste Angelegenheit drehte sich um den Knaben Wilhelm und um den Dichter William.

Der Kleine gedieh auf das erfreulichste. Er brachte die Zähne seines ersten und zweiten Jahres ohne besonderes Ungemach, übereilte sich mit Sprechen und Laufen nicht, verrieth aber in allem Thun und Lassen eine große Innigkeit und Lebhaftigkeit der Seele. Sein tiefes Auge ruhte fest auf den Erscheinungen um ihn her, und die Art, wie er sich darüber ausdrückte, wie er z. B. auf allen Vieren die Bewegungen des Pferdes oder mit schiefem Kopf und Blicke die vom Dach auf das vor dem Fenster ausgestreute Futter herabschielenden Sperlinge darstellte, ließ auch erkennen, wie scharf und mit Phantasie er alles auffaßte, ehe er es aussprechen konnte. Ein leises ängstliches Gefühl für alles Unheimliche, selbst in den Mienen der Menschen, und eine aufwallende Theilnahme an den Vorgängen um ihn her war ihm eigen. So, als er ein Schwein, das mit Schlägen vorübergetrieben wurde, mit dem Bein zucken sah, an welchem das Leitseil befestigt war, fuhr er heftig, mit gehobenem Arm, aus dem Fenster und rief drohend:

„Du Mann —!“ — — Wir freuten uns und hofften, daß des Knäbleins ritterliche Parteinahme dereinst vom mishandelten Schwein auf höhere Ziele übergehen werde.

Und wie nun neben so schönen lebendigen Erwartungen auch mein „William“ in „Dichten und Trachten“ seinem Ende entgegenrückte, kam ich auf ein altes Vorhaben zurück.

Seit ich nämlich von Berlin heimgekehrt war, hegte ich den lebhaften Wunsch, mich gegen Varnhagen für soviel mir bewiesenes Wohlwollen und Vertrauen dadurch erkenntlich zu zeigen, daß ich ihm dies neue und größere Buch widme. Mit freundlicher Artigkeit gab er seine Zustimmung und kam dabei auf die „Literarischen Bilder aus Rußland“ zurück. — „Merkwürdig ist es“, schrieb er, „wie eine geistige Regung gleich durchfährt; von nah und fern höre ich allerlei Zuruf, manche Frauen sogar wollen russisch lernen! Ich sehe dabei doch von dieser ersten Wirkung hinweg auf eine zweite, die für uns die wichtigere ist; nämlich durch unsere Hinwendung und guten Willen — bei dem wir keine Gefahr laufen russisch zu werden — erwecken wir in viel größerm Maße die Neigung der Russen zum Deutschen, und das ist ein unschätzbarer Gewinn, wie ihn unsere Literatur anfängt nöthig zu haben, da das Mutterland kaum noch Boden genug darbietet. Werde daher jenes große Land und wachsende Volk unsere geistige Colonie und für beide Theile der Vortheil gemeinsam!“ — —

Wie ernst es ihm damit war, zeigte sich in dem Eifer, womit er selbst, unter Beistand reisender Russen, besonders eines gewissen Neverow, an das Russische ging, — „langsam weiter", wie er schrieb, „langsam, denn die Mühe ist groß und mein Fleiß unterbrochen und gehindert durch Krankheit und Andrang anderer Beschäftigung. Sonst sollte einmal einer sehen!" —

Ich selbst hatte mich weder durch wiederholten Zuspruch Melgunow's noch durch die russischen Schriften, die mir durchreisende Russen verehrten, zu einem ähnlichen Unternehmen verlocken lassen. Soviel Wissenswerthes war mir auf meinem verschlagenen Lebenswege rechts und links liegen geblieben: warum sollte ich mich jetzt noch nach dem Russischen bücken, um es mit Anstrengung aufzunehmen? Das Gefäß mag von edelm Stoffe sein: wie arm ist es aber noch an eigenthümlichem Inhalt gegen die westeuropäischen Sprachen!

Ein stilles Erlebniß beschloß dies häusliche Jahr: meine gute Mutter starb in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre nach Empfang der Sakramente, an die sie glaubte.

In meiner Knabenzeit, wenn sie auf Bestellung nähte und steppte, hatte ich sie gern stillvergnügt singen hören, und sie konnte damals heiter und von witziger Laune sein. In meinen Studentenjahren, als die bedenkliche Jugend und räthselhafte Bestimmung ihres Heinrich näher kam, war aus der schönen Mischung ihres Temperaments mehr der Ernst von Kummer und Sorge vorgeschlagen. In ihrer ganzen Tüchtigkeit aber erschien sie während des schweren Vierteljahrhunderts, das wir

mit dem gemeinsamen Kapital anspruchlosen Duldens bestritten hatten. In diesen spätern Jahren war sie oft asthmatischen Anfällen unterworfen gewesen, und als diese auch nachließen, behielt sie doch den leisen Schlaf der hohen Jahre. Wenn sie dann von einem längstvergessenen Bekannten geträumt hatte, so erhob sie sich und betete einige Vaterunser, weil es vielleicht ein Hülferuf der armen, im Fegfeuer schmachtenden Seele sei, ihr mit Gebet beizustehen. —

Zuletzt hatte sie noch die glückliche Ehe ihrer Enkelin erlebt und war dritthalb Jahre lang der Liebe und zarten Pflege einer zweiten Schwiegertochter froh geworden, — nach stürmischen Tagen einer Abendröthe, die auch an ihren verjüngten Wangen widerschimmerte.

Nun war sie, als wir uns eben auf schwere Leiden einer ihr drohenden Wassersucht gefaßt machten, so sanft und ahnungslos eingeschlummert, wie man es nur immer einem guten Menschen wünschen mag. Der Tod begegnete freundlicher als das Leben einer schön begabten Seele, die hier kein Klima gefunden hatte, sich zu entfalten, und die nicht einmal dessen froh werden konnte, was von ihren Gaben etwa auf ihren Sohn überkommen war.

Ihr später Enkel, der kleine Ritter, hatte sie auf dem Steckenpferd ans Sterbelager begleitet und den Schecken, auf dem sie sonst und bis zuletzt ihm zu Liebe mitgeritten, betrübt in sein Ställchen gebracht. Er hatte nun keinen Stallmeister mehr.

Als das Kind am Sonntag Lätare auf den Armen des mütterlichen Großvaters getauft werden sollte und

der evangelische Geistliche ins Zimmer trat, war die katholische Großmutter einen Augenblick ganz betroffen gewesen, dann aber lächelnd zur Schwiegertochter geeilt, ihr die Hand mit den Worten zu reichen: „Ach ja, der Kleine kann auch auf diesem Wege ein rechtschaffener Mensch werden!"

Und wahrlich, er hatte das großmütterliche Vermächtniß dazu!

Meine Mutter wußte nämlich kaum von meinem Uebertritt zur französisch-wallonischen Gemeinde der Stadt. Ich war nämlich in Mainz getraut worden und nur dieser Trauung wegen von meinem frühern Entschluß abgegangen, nach meiner Excommunication keiner Kirchengemeinde mehr anzugehören. Der evangelische Prediger in Mainz hätte mich zwar, nach dem dort gültigen französischen Recht, auf den bloßen Nachweis, daß mein früherer katholischer Pfarrer sich dessen weigere, unbedenklich getraut; dieser Weg erschien mir aber etwas versteckt, wenigstens auf Täuschung angelegt, und ich zog es vor, lieber offen zu einer Gemeinde überzutreten, die mich gegen das bloße schriftliche Bekenntniß, daß ich mich mit der christlichen Lehre vertraut gemacht und als deren einzige Quelle die Heilige Schrift nach freiem Verständniß derselben anerkenne, ohne weitere kirchliche Scene aufnahm.

Wenn ich dann aber doch kein allzu eifriger Kirchengänger geworden bin, so liegt es darin, daß meine religiöse Ueberzeugung sich auch in jene weite Glaubensformel doch nicht fassen läßt, sodaß die beste französische oder deutsche Predigt immer etwas von Zweifel, Ein-

wand und Debatte in mir aufregt, statt mich zu befestigen, zu erwärmen, zu erheben. Ich mußte mir dies Bedürfniß des Herzens selbst zu befriedigen suchen. Und warum sollte der Einzelne das, was die Menschen die Wahrheit nennen, und mit andächtigem Glauben festhalten, nicht wenigstens für sich selbst da suchen dürfen, wo es der Priester, der Prediger für andere hernimmt oder wo es irgend zu schöpfen ist? —

Noch mehr! Die menschliche Seele schwebt, wie das Weltall, im Ewigen und Göttlichen, und wenn sie die ausgebildeten Wurzeln dazu hat, es unmittelbar, unvermittelt in sich aufzunehmen, gleicht sie einer Lotosblume auf der Flut, — einer Seerose, sei es eine weiße oder die seltenere goldgelbe Nymphäa, die auf herzförmigen Blättern schwimmt und ihren zarten Duft dahin haucht, wohin auch die Frühlingslerche ihr Lied trägt, sich aber unter keine Glocke setzen läßt.

Es war wol eher eine kleine Sorge für meine Gesundheit als eine eigentliche Besorgniß um dieselbe, daß ich nach Beendigung meines Romans, der in den ersten Monaten des Jahres 1839 gedruckt wurde, das Verlangen faßte, zu meiner Erholung auch einmal einen Blick ins Badeleben zu thun. Vielleicht regte sich auch ein dunkles Vorgefühl, wie sehr ich bald genug solcher Besuche mehr als diesmal nöthig haben dürfte. Denn nur ganz leise kündigten sich auf dem Höhenzuge meines Lebens die Leiden an, die am Abhange desselben meiner warteten.

In vorhergegangenen Jahren hatte mir nämlich, als dem einzigen Secretär eines starkbesetzten Collegiums, eine größere Last von Amtsarbeiten obgelegen, als dies seit der langsamen Auflösung desselben der Fall war. Neben der Dringlichkeit meiner Pflichten verließ mich aber der Drang nicht, auch etwas zu schaffen, was mir in der Oede meiner Lebenslage einige innere Befriedigung gewähre. Wirklich galt es mir nur um dies Bedürfniß; denn ich war durch mein Amt so gestellt, daß ich in damaliger wohlfeilerer Zeit und bei der unverwöhnten und von aller Schriftstellerostentation freien Einrichtung unserer Häuslichkeit meiner schriftstellerischen Feder keine Zumuthung auf Miterwerb zu machen brauchte und nur nach Stimmung, nie mit Speculation auf das Publikum oder die Verleger schaffte.

Bei der Eintheilung meiner Zeit aber zwischen den beiderlei Federn beachtete ich leider! fast gar nicht den Widerstreit, den Antagonismus unserer verschiedenen Kräfte und vergaß, daß die beiden großen Thätigkeiten des Denkens und des Verdauens auseinander gehalten und nie zu gleicher Zeit beschäftigt sein wollen. Wenige Menschen sind rüstig genug, Hirn und Magen, Phantasie und Assimilation, ohne Schlußdissonanz zusammen spielen zu lassen.

Indem ich nun von jeher, mehr freilich aus Behagen als aus Vorsicht, alles Arbeiten bei Nachtzeit und künstlichem Licht unterließ und doch nur die Sommertage die Gunst der Frühstunden mit sich brachten, so blieb mir zu meinen schriftstellerischen Studien und Versuchen gar oft nur die Zeit zwischen den Kanzleistunden übrig,

und ich vergaß nicht nur des nothwendigen Wechsels zwischen Thätigkeit und Erholung, zwischen Arbeit und Ruhe, sondern auch des Respects vor den beiden antagonistischen Thätigkeiten, die es nicht gestatten, daß man dem Hirn Sitzungen mit Vortrag zumuthe, während der Magen sein volles Protokoll zu erledigen hat.

Eine Zeit lang läßt die Demokratie der ernährenden Organe sich solche Rücksichtslosigkeit gefallen; bis sie zuletzt reizbar und verdrossen wird und es den legitimen Herrn, der sich das Oberhaupt nennt, fühlen läßt, was er ohne sie vermöge. Und da findet denn der beiderseitige Verdruß sehr oft zu ihren Kämpfen ein Schlachtfeld, das eigentlich bestimmt ist, der Ruheplatz unsers hohen Alters zu werden, wo die Seele, still und versöhnt mit dem Leben, in reinen Lüften und edeln Gefühlen athmet, — die Brust.

Welche Leiden mir dort bevorstanden, war noch kein Gegenstand meiner Besorgniß. Nur kleine Stockungen verriethen sich, um derentwillen der Arzt gerade Kissingen vorschlug, wenn ich doch mit dem Vergnügen, das ich in einem Badeleben suchte, auch einigen Nutzen finden möchte.

Der fürstliche Name Rakoczy, der einst die Ungarn zur Befreiung vom Absolutismus Oesterreichs aufgerufen hatte, war jetzt in einem Abhangsthale des Rhöngebirges einem Quell beigelegt, der die Mittel besitzt, die untergeordneten Organe unserer Natur zu befreien und zu beleben.

Ich ging mit Anfang Juli über Würzburg dorthin ab und richtete mich auf ein paar Wochen ein.

Bei meinem ersten Morgenbesuch am Brunnen stand ich unerwartet neben Varnhagen. Er empfing mich so freundlich, als ich ihn erfreut begrüßte. Wir wandelten umher und er hatte mir gar manches aus Berlin mitzutheilen. Besonders schien Theodor Mundt's Ehebündniß mit Clara Müller dort ein Gegenstand berliner Unterhaltung zu sein. Der ehelustige Freund hatte mithin doch nicht, wie er mir im Januar geschrieben, „die Einführung der Civilehe in Preußen abgewartet, um sein Glück durch keinen Pfaffen einsegnen zu lassen", sondern hatte — um kein „alter Schlingel" zu werden, wie er besorgte, seine Zuflucht zu einem mecklenburger Priester genommen. Eine zahlreiche Nachkommenschaft starkbeleibter literarischer Kinder, von Roman und Geschichte aus der Taufe gehoben, erfreut jetzt die Lesewelt, die das Stoffreiche und was die Saison bringt allem vorzieht.

Wie sehr der vortreffliche Varnhagen auf gesellige Formen hielt, merkte ich ihm schon am andern Morgen an, wo er sich meines noch unterlassenen Besuchs empfindlich zeigte, und es selbst gern zu haben schien, daß ich ihn im Wannenbade fände.

Er reiste nie, ohne Bücher und mancherlei Gegenstände der Beschäftigung mit sich zu führen. So fand ich ihn in einem Haufen bunter Papierbogen auf dem Sofa und errieth auch gleich, was es damit auf sich hatte. Besaß ich doch aus Fräulein Solmar's Händen eins jener Büchermerkzeichen, die man mit damaliger Liebhaberei aus schmalsten bunten Papierstreifchen flocht, und hatte in Berlin zu meiner heimlichen Belehrung

der eifrigen Berathung darüber zugehört, welche Farben, ob z. B. lilla mit grün, und welche Schattirung von grün mit safrangelb harmonire.

Eine höhere Kunst, worin Varnhagen Meister war, nahm er mit ins Freie. Da sah man ihn an schönen Nachmittagen unter den Bäumen vor dem Curhause zwischen den Damen der guten Gesellschaft mit dem sympathetischen Scherchen sitzen, wie er aus schwarzem Papier jene allerliebsten Bildchen ausschnitt, die ihm, wie er selber irgendwo bekennt, nach manchen Seiten hin mehr Gunst und Lob als seine Schriften zu Wege brachten. Hier, oder wenn er bei übler Witterung einmal in einem Seitenversteck des Arcadensaals denselben Damen und Herren vorlas, war es mir interessant, ihn ebenso anmuthig beeifert zu erblicken, wie er sich in seinen „Denkwürdigkeiten" als einen Mann darstellt, dem ein weltgebildeter Umgang und gerade die vornehme Gesellschaft ein unwiderstehliches Bedürfniß war, — ebenso unwiderstehlich, als es uns andern zur Erquickung in die freie Natur treibt.

Dieser schenkte er, glaube ich, im Leben nicht mehr Beeiferung, als sich aus seinen Schriften vermuthen läßt, und vielleicht zog er Berlin zum ständigen Aufenthalte nur darum vor, weil er sich dort keiner Vernachlässigung gegen die schöne Natur schuldig machen konnte.

Im übrigen kam er mir gegen früher blasser und magerer vor und schien, wahrscheinlich von seinem Leiden, außerhalb der Gesellschaft etwas gedrückt. Vielleicht irrte ich, wenn ich damals überhaupt ein krankhaftes,

ewig klagendes, viel um sich besorgtes Wesen an ihm zu finden glaubte. Lachen sah ich ihn wenigstens nie und kein recht frischer, heiterer Gedanke kam aus seinem Munde. An solchen Gedanken fehlte es ihm gewiß nicht; aber die „gute Gesellschaft“ ist ohne Zweifel sehr erschöpfend; oder es schickte sich für ihn nicht, zu einem meiner Scherze zu lächeln.

Hinter dieser Miene und Stimmung Varnhagen's verbarg sich aber durchaus kein Miswollen oder Theilnahmlosigkeit besonders gegen die jüngere Literatur; vielmehr gehörte er zu jenen Kritikern, die nicht mit Schulprincipien, sondern mit lebendigem poetischen Sinn an eine poetische Production herantreten und den Intentionen eines Autors nachgehen, um ihren Leistungen gerechter zu werden. Mit dieser unbefangenen Freude am Gelungenen gehörte er vielleicht mehr einer ältern Zeit an, die nicht wie die Gegenwart lieber den scharfsinnigen Kritiker als den schaffenden Autor das Spiel gewinnen läßt.

Wie erfreut und eingehend er meinen ihm gewidmeten Roman begrüßte, will ich mit seinem Brief nicht nachweisen. Das Buch liegt in dritter Auflage vor und überläßt jedem das eigene Urtheil. Ein Bedenken, das er dabei erhob, gehörte aber nicht zu meinen damaligen Besorgnissen; vielmehr war es mir stets interessant, mit Varnhagen's brieflichen Urtheilen zugleich etwas von dem Eindrucke zu erfahren, den meine Sachen in der sogenannten „Societät“ machten. Er zählte das Buch zu jenen „bedeutendern“, denen die „Zweideutigkeit“ des Reichthums und der Gesinnung innewohne.

Die letztere sei es, gegen die sich der Unverstand und der Haß am bereitwilligsten empöre.

Von Kissingen nach meiner Vaterstadt Fulda sind nur einige bairische Poststationen über Brückenau, das vormals zum geistlichen Fürstenthum Fulda gehörte. Es war verabredet, daß Frau und Kind mit einem hanauer Wagen mich dort abholen sollten. Die Stadt mit ihrer schönen landschaftlichen Umgebung, alte Freunde und Angehörige, das Häuschen meiner Herkunft verdienten die kleine Wallfahrt in guten Sommertagen. Daß auf der Höhe über Schlüchtern, wo es hinab gen Fulda geht, ein heftiges Gewitter über den Wagen der Meinigen hinwegstürmte, sahen sie für keine schlimme Vorbedeutung an. Wenigstens war es kein Vorzeichen auf dem Wege nach Kassel!

Diese Besorgniß vor der Residenz verwandelte sich bald nach unserer Rückkunft sogar in eine ganz erfreuliche Aussicht dorthin. Die Stadt Hanau wählte mich nach Jahren wieder zu einem ihrer beiden Landtagsabgeordneten und zum andern einen werthen Schwager, der aus einem großen Geschäft, dem er in Manchester vorgestanden, sich in seine Vaterstadt zurückgezogen hatte, und der nun mit seinem Interesse für volkswirthschaftliche Fragen sowie mit gründlicher Erfahrung in Handels- und Fabrikationsverhältnissen an unserm Landtage tüchtig und thätig auftreten konnte.

Und wie viel Annehmlichkeit hinter Verdruß und Kämpfen unsers Berufs durften wir uns davon versprechen, wenn beide Frauen uns begleiteten, Schwestern,

als Mutter und Pathe des Knaben, dem dort auch die rauhere Luft zugute kommen sollte.

Zu diesen schönen Erwartungen, als ob sich nun mit einem mal alles zum Glück wenden wollte, kam bald hernach von einem Landsmann und Freund in Kassel, der meinem Minister nahe stand, ein vertrauter Brief, der mir den Wink gab, man würde mich bei der abermaligen Einziehung einiger Subalterndiener der Finanzkammer gern in Hanau belassen, wenn ich mich dazu verstehen wollte, zu den so verminderten Secretariatsgeschäften noch den zurückgebliebenen Rest der Rechnungsarbeiten mit zu übernehmen.

Nun hatte ich mich mit Ziffern und mit Menschen niemals sehr aufs Rechnen verstanden und verstand mich vielleicht gerade bei diesem Vorschlag am wenigsten darauf; in der Perspective aber, die mir geboten war, und da mir das Verlangte nicht ganz fremd sein durfte, mochte ich nicht ungeschickt und unbereitwillig erscheinen und eilte, mich bei dem Minister nach der Andeutung, die mir gegeben, aufs ehrlichste zu erklären.

Eine so geringfügige Geschäftsanordnung lag ohne Zweifel in der Ministerialbefugniß: es war mir aber ganz recht, daß dieselbe durch ein allerhöchstes Rescript ausgesprochen wurde. Sie schien dadurch mehr Dauer für mich selbst zu gewinnen.

Bald aber sollte ich erfahren, daß noch ein anderes Gewicht daranhing. Der Minister verfügte nämlich infolge dieser höchstgenehmigten Einrichtung an den Director der Finanzkammer dergestalt, daß dieser sich veranlaßt sah, die mir ertheilte Genehmigung meiner Land-

tagswahl nunmehr zurückzuziehen, „da ich wegen doppelter Geschäfte unentbehrlich sei“. — — —

Dies doppelte Geschäft war zwar immer noch nicht von dem Belang meines frühern Secretariats zur Zeit, als ich dreimal zum Landtage ging und die Finanzkammer ein vorübergehendes Abkommen mit den Arbeiten zu treffen wußte.

So durchsichtig mir nun die Lage war, trug ich doch Bedenken, eine Principfrage darüber vor den Landtag zu bringen. Ich wußte, daß man damit zu keinem Ziele kam, während die Stadt eines Abgeordneten entbehrte. Und — durfte es mir zuletzt nicht auch schmeichelhaft vorkommen, daß man mich so vieler feinen Vorkehrungen werth hielt, nur um mich der schweren Pflichten und Sorgen eines Deputirten zu erleichtern?!

Eins schien dabei jedenfalls doch gewonnen: daß ich nun ungestörter in Hanau bleiben werde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

König, Heinrich

Ein Stillleben Erinnerungen und Bekenntnisse ; in zwei Theilen

Bd.: 1

Leipzig 1861

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.441#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721305-4